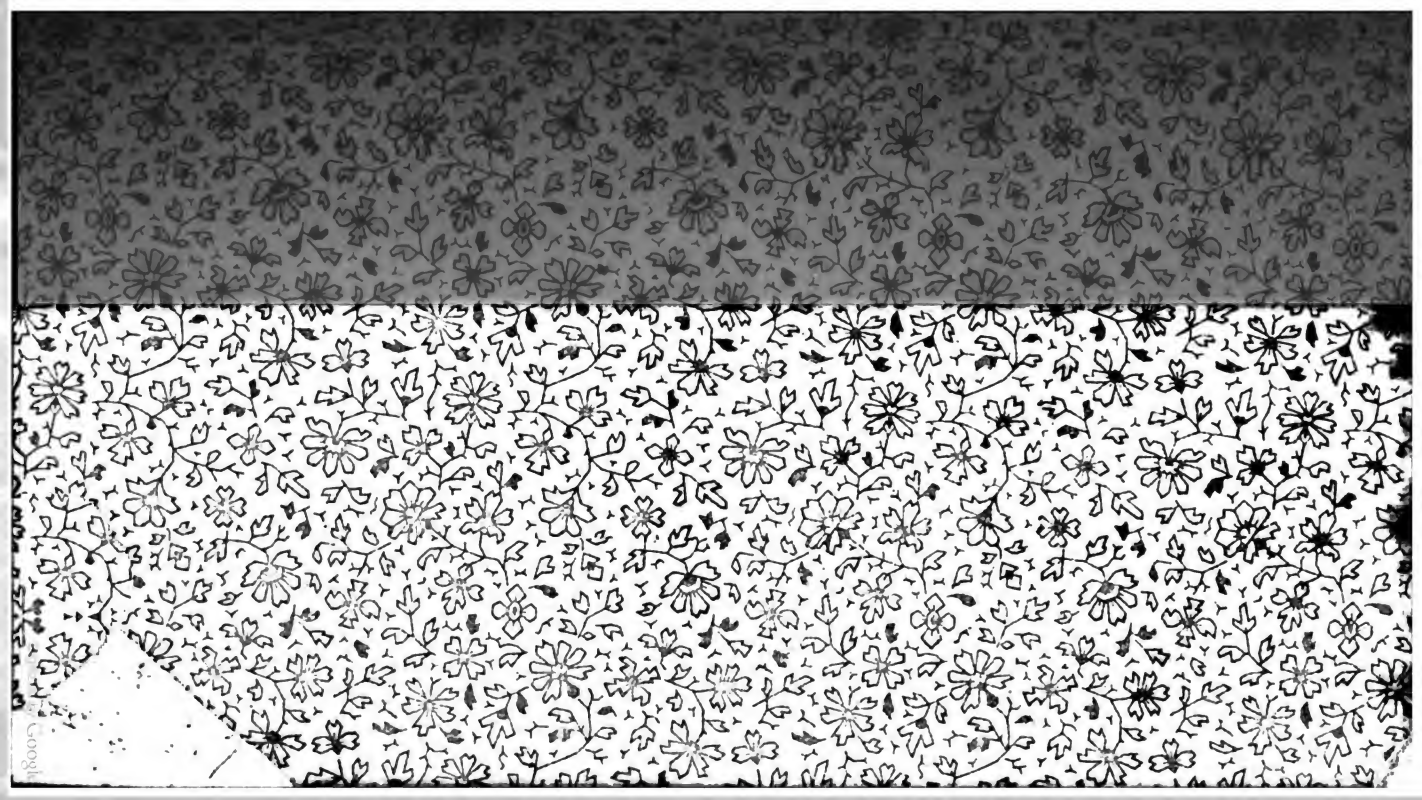
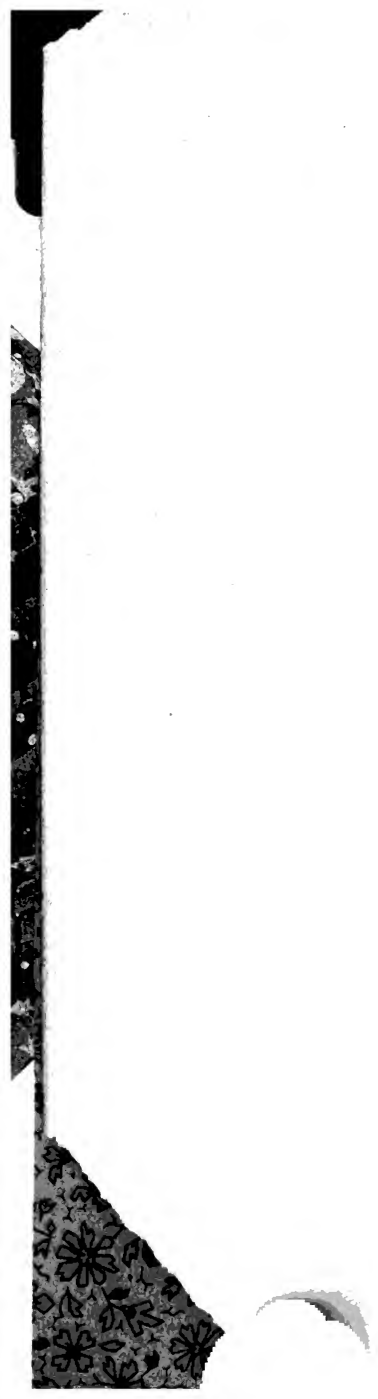
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08221468 9

Digitized by Google





Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

SIXTUS
DER
FÜNFTE

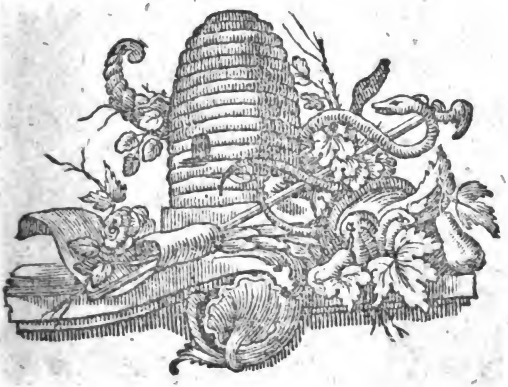
Digitized by Google

Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Siebenter Theil.



Berlin,
verlegts August Mylius
1789.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
509.7
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Leben
des Papstes
Sixtus des Fünften.

Das große Päpstliche Reich der ältern Jahrhunderte, das sich im Nahmen einer Religion bildete, deren Grundsätze jeden Versuch ihrer Lehrer, über die Menschen zu herrschen, hätte zurückhalten sollen; das die furchtbarste geistliche und zugleich weltliche Macht beinahe über ganz Europa behauptete, von der man jemals gehört hat; und zu dessen Erweiterung oder Befestigung alle Gattungen von Christen, diejenigen sogar am meisten beitrugen, welche durch dasselbe den empfindlichsten Abbruch ihrer Rechte litten: dieses Reich verdient gleichwohl kaum mehr Bewunderung, als eben dasselbe in seiner Zertrümmerung der neuern

Zeiten. Fast nur auf seine geistliche Gewalt eingeschränkt; um die Hälfte vermindert, und in Gefahr, auch die andere Hälfte zu verlieren; von innen und von außen bestürmt; gleichsam durch seine Bestandtheile selbst, der gänzlichen Auflösung immer näher, erhält es sich weit mächtiger, an Stützen und Hülfsmitteln reicher, als man seit drittehalb hundert Jahren hätte erwarten sollen. Nicht das ist eben so erstaunenswürdig, daß dieses Reich, welches die Fehler seiner Regenten und das Mißvergnügen vieler tausend seiner Unterthanen schon längst geschwächt hatten, durch einen sehr treffenden, unter den günstigsten Umständen vorgenommenen Angriff, und durch das Anerbieten der wichtigsten Vortheile für alle diejenigen, die sich seiner Herrschaft entziehen wollten, in den sichtbarsten Verfall gerathen ist; wohl aber ist es die Stärke oder die Geschicklichkeit, mit welchen es den zerstörenden Kräften, die sich gegen dasselbe seit langer Zeit vereinigten, und immer vermehrten, widerstanden hat. Doch die Geschichte, welche Bewunderung oder Erstaunen weniger erregen, als die Veranlassungen dazu historisch erklären soll, entwickelt die Schicksale eines Reichs, und die Regierungskunst von Fürsten, über welche die neuern Europäer selten ohne leidenschaftliche Aufwallung zu urtheilen pflegen, gleich gelassen und richtig, wie das Steigen und Fallen, die schwache oder feste Staatsverfassung eines jeden andern Reichs. Jezt scheint dieses auch leichter als jemals zu seyn, da so viele Unterthanen jenes Reichs mit andern, deren Vorfahren es bereits verlassen haben, darinne völlig übereinstimmen, wie man die Geschichte desselben bis auf unsere Tage betrachten müsse. Schwer hingegen könnte eben dieses Urtheil darum heißen, weil

sich

sich zu unserer Zeit fast in alle historische Untersuchungen, und in diese vorzüglich, Witz und Spötterey sehr unbefugt eingedrängt haben: und man weiß wohl, daß Feinde unendlich schneller entscheiden, als der Geschichtforscher nur einen kleinen Theil seines geprüften Weges zurückgelegt hat. Wenn jener also den unveränderlichen Geist und Gang der Päpstlichen Monarchie seit ohngefähr siebenhundert Jahren, als ein Bild darstellt, nach welchem man sie noch jezt in ihrer wesentlichen Verfassung abschildern dürfe; so wissen jene dasselbe, als veralterte Züge und Schritte, die in einem feinen Jahrhunderte durchaus kein Glück mehr machen würden, wegzulachen; und wenn er es beweiset, wie eitel und übereilt die Einbildung von der gänzlichen Entkräftung oder von dem nahen Umsturze jener Monarchie sey; wie viel die sichersten Fürsten und Religionsgesellschaften von derselben zu besorgen haben: so wiederholen sie die Beschreibung, welche Voltaire von dem Papste gemacht hat, er sey ein Mann, dem man die Füße küsse; aber auch die Hände binde. Vielleicht haben Scherz und Satyre nirgends einen weitern Raum sich auszubreiten, als eben in der Geschichte des oft genannten Reichs; allein ohne die ernsthaftesten Beherzigungen desselben voranzuschicken, werden sie oft eine ganz falsche Richtung nehmen.

Dieses Reich hat stets, wie alle andere Staaten, seine wesentlichen Grundregeln und Regierungsmaximen gehabt, und darunter desto mehr eigenthümliche, da es selbst das einzige in seiner Art geblieben ist. Aber eben diese haben oft mit neuen abgewechselt, so wie die Veränderungen der Zeiten, der Denkungsarten, der politischen und andern Verhält-

hältnisse es erforderten. Man hat auch alle Ursache zu glauben, daß die Regenten dieses Reichs noch weit mehr von ihrem Ansehen und ihren Erwerbungen gerettet haben würden, wenn sie sich jedesmal geschmeidig in ihr Zeitalter zu schicken gewußt hätten, und wenn nicht überhaupt unter ihnen Männer von überaus verschiedenen Gaben, Regierungen voll Klugheit und wiederum voll Fehltritte, aufeinander gefolgt wären. Unveränderlich mußte freylich gewissermaßen die einmal angenommene Hauptmaxime dieses sonderbaren Reichs fortdauern, daß alle Besitzungen, Rechte, Ansprüche, Gesetze und Unternehmungen desselben ihren Grund in dem Willen des Stifters der christlichen Religion selbst, und in den allerersten Einrichtungen seiner Kirche hätten. Nur in dieser Voraussetzung ließen sich die befremdlichsten Maaßregeln seiner Monarchie rechtfertigen. In derselben gewöhnte sich das christliche Europa an, zu denken: es ist zu alt, als daß es falsch oder ungerecht seyn könnte; eines zu ehrwürdigen Ursprungs, als daß man nicht ausschweifende Forderungen und Handlungen dieser Fürsten, die mit dem Christenthum und mit dem gesunden Menschenverstande stritten, übersehen oder ertragen könnte. Doch kamen Zeiten, da man dieses nicht mehr allgemein glaubte: und die Päpste fuhren immer fort, nach diesem alten Glauben zu regieren. Die unaufhörliche Vergrößerungssucht und das eben so ununterbrochene Bestreben, abgerissene Länder und abgefallene Unterthanen wieder an das Reich zu bringen, war diesen Fürsten nicht minder natürlich, war und wird in ihren Augen beständig eine noch unverbrüchlichere Obliegenheit seyn, als bey andern Regenten, weil sie die christliche und ewige Glückseeligkeit aller Christen darinne setzen,

daß

daß sie unter ihrer Botmäßigkeit leben. Zwangsmittel von der äußersten Härte zu einem so großen Endzwecke anzuwenden, schien ihnen daher der heilsamste und rühmlichste Gebrauch ihrer Macht zu seyn. Aber auch in dieser Rücksicht änderten sich die Zeitbegünstigungen; sie sahen sich nach und nach genöthigt, die heftigen und gewaltthätigen Anstalten dieser Art in schlaue, langsame und versteckte zu verwandeln. Von dem Römischen Hofe gieng nach und nach die feinste Politik der neuern Jahrhunderte aus; der Spanische und der Französische Hof lernten sie zuerst von ihnen; später die übrigen. Es war der Weg von sanften Unterhandlungen; geheimen Verbindungen, und einer Geschäftigkeit im Stillen; der Kunst, unerwartete Ereignisse und Hindernisse entstehen zu lassen; des klugen Nachgebens für eine gewisse Zeit, um unter andern Umständen, oder gar unbemerkt zu eben derselben Zeit, desto mehr zu gewinnen; ein Weg, dessen Vorzüge vor dem gebieterischem drohenden und bewaffneten Getümmel sich so oft gezeigt haben. So sind die Päpste mehrmals muthigen Entschließungen und einer ungestümen Hitze der Fürsten ihrer Kirche durch ein kaltes Betragen und mancherley Umwege ausgewichen. Daß es jenen an zusammenhängenden Grundsätzen fehle, wußten sie; sie hatten die ihrigen, und behaupteten sich durch dieselben am Ende doch an ihrem Platze.

Als sie in dem Jahrhunderte der Reformation höchst unvermuthet von einem allgemeinen Aufstande der Europäischen Christen bedroht wurden, und die Gefahr für sie sehr groß und dringend ward, wieder zu Bischöfen von Rom und der umliegenden Gegend Italiens, oder zu ihrem ersten Stande herab-

gesezt zu werden, da versuchten sie jedes Vertheidigungsmittel, das in ihrer Gewalt war; empfanden aber bald, daß mehrere derselben ihre Würkung zu verlieren anfiengen. Sie sahen sich damals in der Lage eines Fürsten, dessen Vorfahren ihr Gebiet durch eine Menge der scheinbarsten Anmaaßungen ungemein vergrößert hatten; die aber nunmehr auf allen Seiten scharf untersucht und verworfen wurden. Ein Besitz von Jahrhunderten; Roms ehrwürdiger alter Nahme; der blendende Vorwand einer durch sie zu erhaltenden Einheit und Einigkeit der Kirche, und hundert andere Grundsäulen ihrer Macht, begannen um diese Zeit zu wanken. Nicht einmal der große Vortheil kam ihnen völlig mehr, wie ehemals, zu Statten, daß sie an der Geistlichkeit, und besonders an so vielen tausend Mönchen, eine Art von stehendem Kriegsheere, wie kein anderer Staat, besaßen, das mit ihnen zu einem gemeinschaftlichen Ansehen und Einkommen verbunden, alle ihre Befehle zu vollziehen bereit war, und unwiderstehlich ausführte. Diese Diener der Religion, die beinahe noch mehr die ihrigen geworden waren, weigerten sich jezt in vielen Gegenden, noch ferner Werkzeuge ihrer Oberherrschaft, und zum Theil Sammler ihrer Einkünfte abzugeben; sie wagten es, zu ihrer ersten und natürlichen Bestimmung zurück zu kehren. In dieser Verlegenheit, da die Päpste sich nicht sogleich in die ihnen angemessene Stellung finden konnten, geschah es, daß sie oft zur Unzeit mit mildern und strengern Maaßregeln abwechselten; dadurch bald verächtlicher und verhaßter wurden; bald länder einbüßten, die, vorsichtig behandelt, noch länger ihren Gehorsam versprachen. Indem sie auf allen ihren verjährten, aber darum nicht ausgemachten, Vorrechten bestanden,

den, sich mit Gesetzen, Drohungen und Strafen schüzten, fiel ihre wirkliche Schwäche nur desto mehr in die Augen. Nach und nach merkten sie erst, wo jedes Mittel der Rettung oder der Befestigung und Wiedereroberung am besten angebracht sey; wie darunter neue, die ihnen ihr Glück oder treue Eiferer für ihre Hoheit anboten, benüzt werden müßten; welchen Einfluß sie besonders auf Fürsten gewinnen könnten, die kurzsichtig und gutwillig genug wären, oder auch wohl durch politische und andere Rücksichten sich verbunden erachteten, die Päpstliche Regierung noch ferner zu ehren und zu unterstützen.

So verfloß der größte Theil des sechszehnten Jahrhunderts: und ob es gleich in den ersten vierzig Jahren desselben das Ansehen hatte, daß sich die Päpstliche Monarchie ihrem Untergange nähere; so war es doch in den vierzig folgenden schon ziemlich entschieden, wie viel derselben in dem südlichen und westlichen Europa übrig bleiben würde. Eine Reformation kirchlicher Mißbräuche aller Art, die man — nicht mehr, wie ehemals, von den Päpsten verlangte — sondern überall selbst anstellte, schien sich so wenig mit ihren Gesinnungen und Vortheilen zu vertragen, daß man ihnen auch alsdann kaum glaubte, wenn sie Anstalten machten, dieselbe ernstlich zu betreiben. Gleichwohl waren ihnen die Verbesserungen, welche sie bey der Geistlichkeit, bey dem Religionsunterrichte, und bey andern ähnlichen Gegenständen einführten, zur Erhöhung und fernern Behauptung ihres Ansehens sehr dienlich. Die Tridentinische Kirchenversammlung, auf welcher diese Reformationen nach ihrer Anleitung beschlossen wurden, nüzten sie zu eben derselben Ab-

sicht, und also eigentlich zu einer ganz andern, als in welcher sie gehalten wurden, vortrefflich. Sie vereinigten durch dieselbe alle ihnen noch ergebene Fürsten und Nationen zur Vertheidigung ihres bisherigen Lehrbegriffs; giengen allen würklichen Verbesserungen desselben aus dem Wege, und befestigten ihn sowohl durch neue Zusätze, als durch Bannflüche. Um eben dieselbe Zeit hatten sie bereits an den Jesuiten ihnen so ganz geweihte und so geschickte Verfechter ihrer Macht bekommen, daß sie über denselben die schlechte Achtung und Fähigkeit der ältern geistlichen Orden vergessen konnten. Für die Päpste hauptsächlich traten diese Geistlichen von einer ungewöhnlichen Verfassung, unter den verschiedenen Gestalten von Lehrern, der Jugend und des Volks, von Schriftstellern und Streitern wider die sogenannten Ketzer, von Glaubensboten und Bekehrern, von Beichtvätern und Hofleuten zeitig auf; sie unterstützten hauptsächlich den wankenden Thron ihrer Fürsten, von denen sie mit Vorrechten überschüttet wurden. Schon öfneten sich auch einige Aussichten, durch Mißionen in auswärtigen Welttheilen, den Verlust der Päpste in Europa zu ersetzen. Ihre Staatsklugheit blieb auch niemals unthätig, sobald die Fürsten ihrer Kirche zu ihren besondern Absichten ihres Beystandes bedurften; oder in den Ländern derselben ansehnliche Partheyen sich erhoben, die, unter dem Vorwande des Religionseifers, von Rom Unterstützung begehrten; oder irgendwo in der Nähe und Ferne Vorfälle entstanden, deren sie sich zu ihrem Besten bedienen konnten. Sie schlossen Bündnisse mit Fürsten ihren Freunden, wobey sie die Wiederherstellung ihrer eigenen Macht zu einer Hauptbedingung machten; aber sie beunruhigten auch die Regierung anderer

ter durch Unterthanen, bey welchen sie mehr Ergebenheit gegen sich, als gegen ihre Landesherren, gefunden hatten, anhaltend und traurig genug. Noch konnten sie auch ansehnliche Geldsummen und Kriegsvölker zur Bezwingung derjenigen Länder hergeben, die sich von ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit befreyt hatten. Als Herren eines nicht unbeträchtlichen Landesstrichs in Italien, suchten sie wenigstens in diesem Theil von Europa die höchste Führung der Staatsangelegenheiten an sich zu ziehen; doch gab ihnen auch die fortdauernde Eifersucht zwischen dem Oesterreich-Spanischem und Französischem Hofe, manche Gelegenheit, sich beyden nüzlich oder nothwendig zu machen. So schwer es ihnen jezt wurde, neue Eroberungen von Ländern zu machen; so wußten sie doch Parma und Piacenza in Abhängigkeit von ihrem Stuhl zu bringen; und die alte Lehnsverbindlichkeit des Königreichs beider Sicilien gegen denselben, sicherte ihnen auf dieser Seite einen Schatten von Oberherrschaft. Zuweilen irrten sie sich freylich gleichsam in der Zeitrechnung; wie wenn sie die Abdankung eines Kaisers, und die Thronbesteigung seines Nachfolgers darum nicht vor gültig erkennen wollten, weil dieselbe ohne ihr Vorwissen vorgenommen war: gerade als wenn sie noch im vierzehnten Jahrhunderte lebten. Unterdessen thaten sie von Zeit zu Zeit ähnliche Schritte, Aussprüche gegen die Rechte von Fürsten an ihre Krone; drohende Bullen wider dieselben, und dergleichen mehr, die nicht ganz ohne Würkung waren. Es gab sogar noch Zeiten und Gegenden genug, wo sie mit aller Strenge eines erbitterten Fürsten, gegen Christen, die eine freyere Kirchenverfassung angenommen hatten, oder suchten, wie gegen Aufrührer verfahren konnten.

Die Inquisition oder das Ketzergericht, die Verfolgungen und Hinrichtungen einer großen Anzahl vermeinter Ketzer, waren zwar Mittel, die in Sachen des Verstandes, der Ueberzeugung und des Gewissens unter die allerschlechtesten, und für den, welcher sie gebrauchte, schimpflichsten gehörten; aber doch wenigstens durch Zwang, Schrecken und Furcht eine Menge Christen im Gehorsam erhielten. Auf so vielerley Wegen, (und die bisher angeführten sind noch lange nicht alle,) schritten die Päpste bis in die spätern Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts glücklich fort; erholten sich nicht allein von dem betäubenden Anfalle der ersten Jahre desselben; sondern gewannen auch neuen Fortgang ihres Ansehens, und konnten insonderheit von unzählbaren durch andächtige Ehrerbietung und Mitleiden für sie begeisterten Dienern in allen Ständen ihrer Kirche, noch ungemein viel erwarten. Nichts war beinahe von den Päpsten unversucht geblieben, was zu solchen Absichten beförderlich seyn konnte. Dennoch gieng Sixtus der Fünfte mit ausnehmendem Ruhm seinen eigenen Weg, auf welchem ihn keiner seiner Nachfolger zu erreichen im Stande war, und eben dieses macht ihn unter allen andern Päpsten so merkwürdig.

Sein Familiennahme war Felix oder Felice Peretti. Dieses Geschlecht hatte sich im funfzehnten Jahrhunderte, wegen der einbrechenden und alles verwüstenden Türken, mit vielen andern aus Dalmatien in die gegenüber liegende Mark Ancona im Päpstlichen Gebiete geflüchtet. Es brachte sehr wenig Vermögen mit, ließ sich in dem ansehnlichen Flecken Montalto nieder, den Sixtus nachher zu einer Stadt erhoben hat: und sein Großvater war daselbst,

daſelbſt, unter dem Nahmen Priore, die erſte obrigkeitliche Perſon, den man daher Signore Illuſtre nannte, weil der Titel Illuſtriſſimo Signore, mit welchem die neuern Italiäner ſo freygebig ſind, damals nur noch den Cardinälen und andern der vornehmſten Perſonen ertheilt wurde. Die Familie Peretti erwarb auch in der Gegend von Montalto Aecker, Weinberge und Gärten. Als aber im Jahr 1518 der Herzog von Urbino, den der Papſt Leo X. aus ſeinem Lande vertrieben hatte, voll Rachbegierde das ganze umliegende Land grauſam verheerte: konnten auch die Peretti, gleich andern Einwohnern von Montalto, kaum ſo viel Zeit gewinnen, um ſich mit Verluſt ihrer ſämmtlichen Güter zu retten. Sie begaben ſich nach Grotte a Mare, einen kleinen zu Montalto gehörigen Ort gegen das Meer zu, nicht weit von Fermo, an welchem ſie ein Haus, auch ſonſt einiges beſaßen. Hier lebten die Eltern des Felix, Piergentile, oder abgekürzt Peretto de' Peretti, und Camilla, aus einer unbekannten Familie von Camerino gebürtig, als ihr Sohn am 13. December des Jahrs 1521 zur Welt kam. So erzählt Tempeſti, der die Schickſale des Hauſes Peretti überaus ſorgfältig und mit Hülfe der beſten Quellen unterſucht hat, die Abſtammung des Sixtus. Dadurch werden freylich die Nachrichten des Leti ſehr zweifelhaft, nach welchen der Vater deſſelben, den er Franz nennte, aus dem Schloſſe Farneſe, ſeinem Geburtsorte vertrieben worden ſeyn, und bey einem reichen Einwohner von Grotte mehrere Jahre einen Winzer abgegeben, endlich aber die Magd deſſelben Gabbana geheyrathet haben ſoll; wovon ihm der Beiname Gabbaneſe zu Theil geworden ſey. Denn obgleich einer oder der andere von dieſen Umſtänden wahr ſeyn

könnte;

könnte; so führt doch der Verfasser nicht die geringsten Beweise an. Daß die Familie Peretti von einem blühenden Glückszustande sehr tief herabgesunken seyn müsse, sieht man auch aus dem Scherze des Sixtus, der, wie sein Zeitgenosse Thuanus meldet, zu sagen pflegte, er sey in einem durchlauchtigen Hause gebohren, weil es kein Dach gehabt, und also von der Sonne auf allen Seiten habe durchgeleuchtet werden können. Seine Mutter scheint in der That von geringer Herkunft gewesen zu seyn; als er aber Papst geworden war, machte eine der vornehmsten Familien zu Camerino die Entdeckung, daß sie nahe mit ihr verwandt sey.

Diese kleine Umstände dürften hier nicht am unrechten Orte stehen. Sie geben einen Wink, daß die Biographen und Lobredner des Sixtus, die sich mehrmals in Einer Person und Schrift vereinigten, geglaubt haben mögen, ihm eben das schuldig zu seyn, was man oft gegen Männer beobachtet hat, die sich aus dem Staube zu den höchsten Würden emporgeschwungen haben: alle Spuren eines schmutzigen Herkommens und einer kriechenden Lebensart in ihren früheſten Jahren, weil man fälschlich meinte, daß sie ihnen schimpflich wären, aus ihrer Geschichte wegzuwischen. Man kann sich auch dieses Verdachts kaum erwehren, wenn man die zehn ersten Lebensjahre des Felix Peretti auf eine so sehr verschiedene Art beschrieben findet. Tempesti beweiset aus einer Bulle des Sixtus selbst, daß er sich, sobald er den Gebrauch der Vernunft erlangt, hauptsächlich dem Schutze der Jungfrau Maria empfolen habe. Eine der ausgezeichneteſten Wohlthaten, fährt er fort, empfieng der achtjährige Knabe von der Mutter Gottes, als er,

mit

mit andern Kindern spielend, in einen tiefen mit Wasser angefüllten Graben fiel. Denn Gott, der ihn bestimmt hatte, unter den Fürsten zu sitzen, den Thron der Herrlichkeit einzunehmen, und sein Statthalter auf der Erde zu seyn, veranstaltete es, daß seine Muhme, die in der Nähe ihre wenige vom Raube der Soldaten übrig gebliebene Wäsche selbst wusch, auf das Geschrey der Kinder hinzulief, und den sterbenden Knaben an einem Schooße seines Kleides herauszog; so daß er nicht ohne Wunder dem Tode entgieng. Nachdem der Verfasser darüber die Anmerkung gemacht hat, daß mehrere hochgestiegene Männer aus solchen Gefahren in ihrer Kindheit gerettet worden wären, erzählt er weiter, daß Felix seit dieser Zeit alles Kindische abgelegt, in Geberden, Handlungen und Worten den Verstand eines alten Mannes gezeigt habe. Seine Erziehung läßt er den Franciscaner **Salvator Peretti**, seines Vaters Bruder, von seinem neunten Jahre an, besorgen. Dieser wurde durch einen Mitbruder seines Ordens, **Hieronymus Biondi**, zuerst auf die vorzüglichen Gaben seines kleinen Neffen aufmerksam gemacht, und brachte den Vater desselben dahin, daß er mit seiner Familie wieder nach **Montalto** zog, wo er selbst lebte, und wo die Güter ihres Hauses wieder in guten Stand gebracht waren. Daselbst gewöhnte er ihn insonderheit an fromme und sogar strenge Sitten. **Felix** mußte schon als Knabe die kirchlichen Fasten genau beobachten; auf den ersten Wink und jedermann gehorchen; auch ließ ihm sein Oheim durch die Mönche zu gleicher Zeit viel, und wider seine Neigung, befehlen; aber nichts war darunter so niedrig und verächtlich, was er nicht sogleich vollzogen hätte. Da er außerdem in den Anfangsgründen der Gelehrsamkeit

keit einen guten Fortgang hatte: so stärkte ihn der P. Salvator in seinem Vorsatze, ein Franciscaner zu werden, und nahm ihn, als er zehn Jahre alt war, im Jahr 1531, mit Erlaubniß des Provincials, unter die Novizien seines Ordens auf. Nunmehr überstand Felix das gewöhnliche Prüfungsjahr; so daß er im folgenden Jahre, durch Ablegung der drey Gelübde, bereits völlig ein Mönch wurde. Sein Oheim wünschte gar sehr, daß er dem berühmten Heiligen des Ordens, Antonius von Padua, zu Ehren, sich jezt Antonius nennen möchte. Doch sein Vater wollte einige Zeit vor seiner Geburt, als er über die Einkünfte seines Vermögens bekümmert war, von Gott im Traume die Vertröstung erhalten haben, ihm sollte ein Sohn gebohren werden, der sein ganzes Haus glücklich machen würde. Er bestand also darauf, daß derselbe den Nahmen Felix beibehalten sollte.

Mit diesem feyerlichandächtigen und lobrednerischen Glanze, der über die ersten Jahre des Felix verbreitet wird, verträgt sich zwar die Erzählung des Leti nicht; dagegen hat sie die Empfelung, zum Theil natürlicher und begreiflicher zu seyn. Sixtus, schreibt er, stand in seiner Kindheit zwo große Gefahren aus: die eine, als er, vier Jahre alt, an den Pocken tödtlich darnieder lag; die andere im Jahr 1527, da die Sbirren oder Gerichtsdiener in das Haus seines Vaters einfielen, um denselben gefangen zu nehmen, weil er seinem Herrn wider dessen Willen Getreide verkauft hatte. Erschrocken über das Getümmel, welches sie erregten, lief Felix auf einen Gang, von welchem er so tief herabfiel, daß man ihn fast ohne Lebenszeichen und überall verwundet aufhob. Weil unter andern Menschen auch

auch die Sbirren zu diesem Unglücksfall herbeyeilten: so fand sein Vater darüber Gelegenheit, sich vor ihnen zu flüchten. In eben demselben Jahre wurde Rom von den Kaiserlichen Kriegsvölkern geplündert; der Papst genöthigt, seine Sicherheit in der Engelsburg zu suchen, und nicht eher in Freyheit gesezt, bis er dem Kaiser eine starke Geldsumme bezahlt hatte. Wenn Felix nachmals im Mönchsstande von dieser Plünderung sprechen hörte, so sagte er: „Mein Haus wurde auch in diesem Jahre von „den Sbirren geplündert; allein wir haben nichts „verloren, weil wir nichts hatten;“ und über die Gefangenschaft des Papstes: „Hätte der Papst einen Sprung wie ich gethan; so würde er sich ohne „Geld frey gemacht haben.“ Gern hätte ihn sein Vater, wegen seines lebhaften Geistes, den Wissenschaften gewiedmet. Aber seine Armuth hielt ihn so sehr davon zurück, daß er, obgleich der Pathe des Felix etwas zu den Kosten beitragen wollte, damit er Unterricht in der Schule bekäme, und der Knabe selbst darnach verlangte, ihn lieber seit seinem neunten Jahre in die Dienste eines reichen Bürgers gab, dessen Rindvieh er anfänglich, nachher aber die Schweine desselben hüten mußte. Felix, der dieses mit dem größten Widerwillen that, empfand vielmehr eine ausnehmende Neigung zu Geistlichen, denen er überall nachlief, und sie beobachtete. Einst traf ihn ein Mönch weinend an, und bekam von ihm, als er ihn um die Ursache seiner Thränen fragte, die Antwort: „Ich weine, weil „mir die Natur das Gemüth eines Königs gege„ben; das Glück aber mich einen Schweinehirten „hat werden lassen.“ Der Mönch sagte darauf, er würde sich also in seinen Stand nicht schicken, weil man sich in demselben der Armuth freuen müsse;

allein

allein Felix versezte dagegen: „es giebt wohl keine „reichere Armuth, als die eurige, weil ihr beym „Schall der Glocke speiset.“ Endlich, als einige Zeit darnach ein Franciscanermönch, der nach Ascoli ritt, den Weg verfehlte, und den kleinen Schweinehirten darnach fragte: lief dieser sogleich vor ihm her, um ihm denselben zu zeigen. Der Pater fragte ihn, ob er mit ihm nach Ascoli gehen wollte? „Bis „in die Hölle, antwortete Felix, nicht nur bis Asc„oli;“ eröfnete ihm auch seine Begierde zu studieren, und den Wunsch, als Diener eines Geistlichen dieses thun zu können. Als ihm daher der Pater befragte, ob er in seinen Orden treten wollte? und ihm zugleich die vielen Beschwerlichkeiten des Mönchslebens vorstellte, versicherte ihm der Knabe, er hätte Muth genug, das Fegfeuer auszustehen, wenn er nur dabey in den Wissenschaften zunehmen könnte. Er nahm sich nicht einmal so viel Zeit, seine Heerde nach Hause zu führen, weil sie ohnedem des Abends diesen Weg zu gehen gewohnt war. Zu Ascoli fand er in dem Franciscanerkloster die beste Aufnahme, man berichtete seinen Entschluß seinem Vater, der sich sehr darüber freuete. Felix war anfänglich daselbst Bedienter des Mönchs, der ihn mitgebracht hatte, lernte von demselben lesen, und wußte dessen Predigten größtentheils auswendig mit vielem Anstande, von einer Kiste herab, herzusagen. Bald darauf wurde er Gehülfe des Sakristans, im Auskehren der Kirche, Anzünden der Lampen, und dergleichen mehr; machte aber auch sehr glücklichen Fortschritt in der lateinischen Sprachlehre, und hatte nicht wenig von einem Guardian oder Vorsteher des Klosters zu dulden, der ihn nicht leiden konnte, bis er im Jahr 1534 völlig als Mönch eingekleidet wurde, oder das Capuccio empfieng,

und

und im November des Jahrs 1535 auch die erforderlichen Gelübde ablegte.

Beym ersten Anblicke dieser beiden so widersprechenden Erzählungen, sollte man denken, daß eine derselben schlechterdings verworfen werden müsse. Aber wenn gleich dieses von Zeiten und Oertern gilt, in welche gewisse Personen handelnd versezt werden; so können doch manche Auftritte der einen, die in der andern ausgelassen sind, in Einer andern Reihe von Verbindungen immer wahr seyn. So ist es vielleicht mit der verächtlichen Lebensart des **Felix** in seiner allerersten Jugend beschaffen. Sie ist der Dürftigkeit seiner Eltern gemäß; man sieht nicht, warum sie erdichtet, wohl aber, weswegen sie von manchem seiner Biographen mit Stillschweigen übergangen worden seyn möchte; und noch in der Folge beziehen sich mehrere Begebenheiten auf dieselbe, die mit allem Ansehn der Wahrscheinlichkeit gemeldet werden. Freylich ist es schwer zu sagen, wie eine so umständliche, und gleichwohl von der Geschichte des **Tempesti** so weit abweichende Beschreibung, in der doch die Gelübde eines vierzehnjährigen Knaben glaublicher sind, als eines eilfjährigen in der erstern, ohne einige wahre Grundlage habe entstehen können. Es ist würklich der Mangel an Umständlichkeit und die äußerst flüchtige Kürze, mit welcher **Tempesti** über viele Jahre des **Felix** hinwegläuft, die ihn verdächtig machen, daß er unleugbare Vorfälle nur aus gewissen Absichten auf die Seite geworfen habe. Da er sich unterdessen stets auf Zeugen beruft, und **Leti**, außer einigen urkundlichen Aufsätzen, gar keine nennt: so giebt es einsweilen für die Leser dieser Lebensgeschichte kein anderes Mittel, die Glaubwürdigkeit beider

Schriftsteller zu beurtheilen, als ihre nebeneinander gestellten Berichte nach dem besondern Gange zu vergleichen, den ein jeder von ihnen seinen Helden nehmen läßt.

Felix also legte sich, nach der Erzählung des Tempesti, seit seinem eilften Jahre mit einem so reifen und gesetzten Betragen, daß ihn die Alten selbst bewunderten, unter der Anführung verschiedener Lehrer seines Ordens, zu Montalto drey Jahre lang auf die Griechische und Römische Sprachwissenschaft; vom Jahr 1535 an, auch nach den Mustern jener Nationen, auf die Beredsamkeit, und im folgenden Jahre machte er sich mit den vornehmsten Römischen Dichtern so gut bekannt, daß es ihm nicht schwer fiel, artige Gedichte in ihrer Sprache aufzusetzen. Im Jahr 1538 fieng er zu Pesaro an, mit gleichem guten Erfolge die Philosophie zu studieren; im Jahr 1539 schickten ihn seine Vorgesetzten nach Jesi, und im folgenden nach Rocca Contrada: überall zeigte er sich eben so gelehrig als verständig und wohlgesittet. Man ließ ihn daher in dem leztgedachten Jahre zu Ferrara zur theologischen Gelehrsamkeit übergehen, welche ihm der berühmte Redner und Theologe seines Ordens, P. Bartholomäus Golfi dalla Pergola, beibrachte; seit dem Jahre 1542 aber gab ihm ein anderer Lehrer in dem Kloster zu Bologna, bis ins Jahr 1544 darinne Unterricht.

Auch von diesen zwölf Studentenjahren des Felix weiß Leti viel mehr zu sagen; er läßt ihn außerdem in ganz andern Städten leben. Nach ihm hatte der junge Mönch zeitig mit dem Neide seiner Klosterbrüder zu kämpfen. Dabey war er

weit

weit freyer im Reden und Scherzen, als man es unter Leuten dieses Standes hörte. Der König von England, Heinrich der achte, entzog sich damals mit seinem Reiche der Herrschaft des Papstes, weil dieser in seine Ehescheidung nicht hatte willigen wollen. „Ich, sagte Felix, da die Brüder hierüber seine Meinung wissen wollten, würde nicht so „ungeschickt gewesen seyn, ein Königreich und einen „König dadurch zu verlieren, daß ich das Recht einer Frau vertheidigte; es liegt ja dem Papste wenig „daran, ob die Fürsten ihre Gemahlinnen vor H.... „oder H.... vor ihre Gemahlinnen halten.“ Nicht lange darauf ließ der Papst in seinem Gebiete große Freudensbezeigungen wegen des herrlichen Siegs anstellen, den der Kaiser in Africa erfochten hatte. Die Franciscaner zu Ascoli schmückten zu gleichem Behufe ihre Kirche aus; Felix, der dabey half, fiel von einer Leiter herunter, und im Aergerniß entfuhren ihm die Worte: „Verflucht sey, wer daran „Schuld ist! Bey Gott! das ist doch eine seltsame „Sache, daß sich der Papst über eine vom Kaiser „bezwungene Stadt erfreut, wo er nichts ist; und „den Verlust von England nicht beklagt, wo er Papst „war.“ Seine Ordensbrüder spotteten insonderheit über seine ehemalige Aufsicht auf dem Felde; er antwortete ihnen aber mit eben so beißendem Witze, auch in kleinen Gedichten. Im Jahr 1536 sandten ihn seine Obern nach Macerata, und kurz darauf nach Fermo, wo er von dem Guardian, seinem ehemaligen Führer zum Mönchsleben, so freundschaftlich behandelt ward, daß die darüber mißgünstigen Mönche, durch ihre Verleumdung bey dem Provincial, seine Entfernung bewürkten. Er kam hierauf in das Kloster zu Recanati: und auch hier machte er sich seinen Mitbrüdern verhaßt. Der

Guardian vertrauete ihm einst, als er verreiste, die Schlüssel zu den Vorrathskammern. Nun glaubten die Mönche gewiß, daß er sie ihnen öfnen werde, um einmal recht schmausen zu können. Allein Felix, der die Sparsamkeit seines Vorstehers kannte, und sich seines Vertrauens würdig machen wollte, hielt alles verschlossen, und führte selbst die ordentlichsten Ausgaben so haushälterisch, daß er eine kleine Geldsumme daran ersparte. Er mußte bald auch diesen Aufenthalt im Jahr 1539 mit Ancona vertauschen. Daselbst vertheidigte er öffentlich eine Anzahl Säze aus der Vernunftlehre gegen einen Dominicaner mit so ungemeiner Fertigkeit, daß dieser nach geendigter Disputation sagte: „Wenn „das nicht ein großer Mann wird, so werde ich eine „große Bestie.“ Der Ruf, welchen der achtzehnjährige Felix dadurch erlangte, feuerte ihn desto mehr an, sich im Disputiren hervorzuthun. Er forderte bey jeder Gelegenheit andere Geistlichen, selbst Doctoren der Theologie, dazu auf. Seine mitstudierenden Ordensbrüder, die an Fähigkeiten weit hinter ihm standen, nannten ihn deswegen einen stolzen und übermüthigen Bruder; als sie sich aber eines Tages bey ihren Vorgesezten über ihn beschwerten, daß er sie den ganzen Tag plagte, mit ihm zu disputiren, bekamen sie von denselben die Antwort, sie klagten bloß aus Neid, weil es ihnen an den Gaben fehlte, es ihm nachzuthun. Durch diese Abfertigung noch mehr erbittert, und weil sie sein unaufhörliches: Willst du mit mir disputiren? als ein Merkmal der Verachtung auslegten, verfolgten sie ihn mit vielen beleidigenden Neckereyen, unter welchen auch das nachgeahmte Grunzen der Schweine war. Vergebens suchte er nunmehr dagegen Hülfe bey den Obern; da die Brüder, obgleich

bestraft,

bestraft, fortfuhren, ihm das Gru, Gru bis in die Kirche nachzurufen, schlug er einen derselben mit einem Stocke zu Boden, indem er sagte: „Ich war Schweinehirte, und kein Schwein; weil du aber ein heßliches Schwein nachahmst, so will ich dich zu einem guten Schweinehirten machen.“ Felix wurde dafür bestraft, und dieser Vorfall beförderte auch seine Versezung in das Kloster zu Osmo, im Jahr 1541. Als er sich daselbst befand, suchte ihm ein Geistlicher, der bald darauf mit andern seines Standes heimlich nach Frankreich gieng, wo sie zu den Reformirten übertraten, zu bereden, daß er eben dieses thun möchte. Er war weit davon entfernt, ihm zu folgen; weil ihm aber in einem Augenblicke des Mißvergnügens die Worte entwischten: „Verflucht sey der Tag, da ich mich nicht entschließen „konnte, nach Frankreich zu gehen!“ so gab er zu allerley Argwohn Gelegenheit. Freymüthig erklärte er sich ein andermal, wie nothwendig es sey, daß die Sitten der Geistlichkeit seiner Kirche verbessert würden. Im Jahr 1543 wurde ihm erlaubt, wieder in das Kloster zu Ancona zu gehen. Er hielt daselbst seine erste Predigt mit dem größten Beifall. Doch da er wider einen ansehnlichen Geistlichen des Ordens, der seine Einbildung von sich etwas zu mäßigen suchte, anzügliche Verse machte, ward er auf drey Tage zu Wasser und Brodt in seiner Celle verurtheilt, und sodann im Anfange des Jahrs 1544 nach Urbino geschickt. — Beinahe sollte man, wenn man alles dieses liest, und mit den Zeugen, auf welche sich Tempesti stüzt, vergleicht, glauben, Leti habe die Städte, wo er den Felix seinen Aufenthalt nehmen läßt, entweder aus dem Gedächtnisse hingeschrieben, oder nur aus mündlichen Sagen angegeben, und daher falsch genannt. Die

Abschilderung selbst aber, die er von ihm und sei
Schicksalen macht, scheint der Gemüthsart de
ben, wie man sie in der Folge kennen lernt, n
zu widersprechen.

Nunmehr glaubte der oberste Vorsteher
Ordens, daß Felix gar wohl einen Lehrer abge
könne. Er bestellte ihn daher im Jahre 1544
Vorleser des geistlichen Rechts zu Rimini. A
Jahre 1546 an, verwaltete er eben diese Stelle
Siena; im folgenden wurde er daselbst zum P
ster geweiht: und im Jahr 1548 ertheilte man
in dem Kloster zu Fermo die Doktorwürde (il M
gistero von den Italiänern genannt) damals
Merkmal besonderer Ehre; von welcher Zeit an
sich Padre Maestro nannte. Da sein Orden
Jahr 1549 eine allgemeine Versammlung zu Si
hielt, um sich ein neues Oberhaupt zu wählen:
wurde es ihm aufgetragen, daselbst in Gegenw
des Cardinals Carpi, Protectors des Orde
eine Anzahl theologischer Lehrsäze wider Gegner
verfechten. Die Geschicklichkeit, mit welcher
dieses that, machte, daß ihn der Cardingl zum
genten der Klosterschule zu Siena ernannte. Na
dem er dieses drey Jahre lang gewesen war, gi
er in das königliche Kloster von St. Lorenz zu N
pel. Hier wandte er die Stunden seiner M
dazu an, Schriften auszuarbeiten, von welch
seine Erklärung der Evangelischen Geschichte
Matthäus gedruckt worden ist. Endlich wurde
im Jahr 1556 nach Venedig gesandt, um a
dort ein solches Lehramt zu führen. Einige Schri
steller rühmen die philosophische, theologische, u
sogar allgemeine Gelehrsamkeit, welche Felix in d
sen Jahren habe blicken lassen, außerordentlich. I

Digitized by Google

er jedoch niemals in seiner eigenen Kirche als ein Mann angesehen worden ist, dem die Wissenschaften ein neues Wachsthum zu danken hätten: so darf man ihm wohl nur eine sehr ausgebreitete und fertige scholastische und Mönchsgelehrsamkeit beilegen. Beredsamkeit im öffentlichen Religionsvortrage besaß er ebenfalls in nicht geringem Maaße. Er predigte besonders während diesem Jahre in verschiedenen Städten, wohin ihn ansehnliche Geistliche riefen, mit vorzüglichem Beifall. Zu Rom hielten ihn deswegen drey Cardinäle ein ganzes Jahr auf, um auf der Kanzel den Brief Pauli an die Römischen Christen zu erklären. Allein ihr Verlangen, daß er etliche seiner am besten aufgenommenen Predigten drucken laßen möchte, erfüllte er nicht; ob er gleich einigen Herren zu Neapolis und Peruzia dieses Begehren nicht abschlagen konnte. Das Verzeichniß, welches man von manchen seiner Predigten hat, scheint einen mehr als gemeinen Inhalt anzukündigen, da die erste darunter von der Nothwendigkeit der heiligen Schrift zur Verbeßerung des Menschen handelt; diese Erwartung fällt aber wieder, wenn man zwo derselben die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria erklären und beweisen sieht. Bey seinem Aufenthalte zu Rom bemerkte er, daß das sogenannte heiligste Sacrament, oder die geweihte Hostie, nicht mit dem gehörigen Anstande zu den Kranken getragen würde. Daher ermahnte er seine Zuhörer, daßelbe fleißig und mit vielen Fackeln zu begleiten, stiftete auch, damit der Eifer, den er hierinne anzündete, nicht wieder verlöschen möchte, eine Brüderschaft, welche die Gesellschaft des heiligsten Sacraments genannt wurde. Sie vereinigte sich bald mit der Brüderschaft der zwölf Apostel, welche aus zwölf Edelleuten

bestand, die Almosen für die Armen sammleten, und zu deren Errichtung Ignatius von Loyola, Stifter des Jesuiterordens, Gelegenheit gegeben hatte, der mit dem Felix Freundschaft unterhielt, seitdem er ein Zuhörer in seinen Predigten gewesen war. Durch seine Brüderschaft bewürkte auch Felix die Anlegung eines sogenannten frommen Hauses. (Casa Pia.) Es bestand aus einem Nonnen-Kloster, nach der Regel der heiligen Clara, unter deren Aufsicht eine Anzahl sehr armer Jungfrauen so lange lebten, bis sie entweder verheyrathet wurden, oder den Schleyer nahmen. Felix fuhr überdies fort, Bücher auszuarbeiten. Er schrieb ein Werk von der mystischen Theologie, von dieser geheimen Religionswissenschaft, zu der man nicht durch Gelehrsamkeit und Forschen; sondern durch die gottseeligen Uebungen, die den Mönch bilden, gelangen soll. Vornemlich unternahm er ein weitläuftiges Werk, mit der Aufschrift eines goldenen Registers über alle Schriften des Aristoteles, nebst den Erklärungen des Averroes über dieselben, worinne er alles was diese beiden berühmten Männer, jener, hervorragend unter den großen Köpfen des griechischen Alterthums, dieser ein scharfsinniger Araber, über Philosophie, Beredsamkeit, Dichtkunst, Naturkunde und andere Wißenschaften, gelehrt hatten, in bequeme Auszüge zu bringen gedachte. Weil ihm aber seine vielen Geschäfte, darunter auch außerordentliche Aufträge seiner Obern, manche Klöster zu besichtigen, und Mißbräuche in denselben abzustellen, waren, wenig Zeit dazu vergönnten: so wählte er sich einen seiner Schüler, Anton Posio, zum Gehülfen bey dieser Arbeit, der sie auch nach seinem Entwurfe vollendete.

Diese

Diese Geschichte der Lehrämter des P. Felix ist fast durchgehends aus seinen eigenen handschriftlichen Nachrichten, die noch vorhanden sind, gezogen. Wenn also Leti zum Theil die Jahre und Städte, wo sie geführt wurden, ganz verschieden angiebt: so verdient er keinen Glauben; es müßte denn manches in kleine Zwischenräume gehören, die Felix übergangen hat. Anders muß man jedoch von einigen Vorfällen urtheilen, die er in diese Lebenszeit des P. Felix sezt: nicht als wenn sie deswegen schon glaubwürdig wären, weil er sie erzählt, sondern weil sie eben nicht unwahrscheinlich, auch nicht widerlegt worden sind, und bisweilen durch urkundliche Belege einige Bestätigung zu erhalten scheinen. Als man, so erzählt dieser Schriftsteller, im Frühlinge des Jahrs 1546 in Italien beinahe von nichts andern sprach, als von Luthers kurz vorher erfolgtem Tode, glaubte auch Felix, der sich damals in dem Kloster zu Jesi aufhielt, daß er von demselben, in einer seiner Predigten, ausführlich reden müße; überließ sich aber dabey seinem Eifer wider den vermeinten Ketzer dergestalt, daß er in sehr beleidigende Vorwürfe gegen den Augustinerorden, deßen Mitglied Luther gewesen war, ausbrach. Ein Mönch dieses Ordens, der sich unter seinen Zuhörern befand, beschwerte sich darüber zu Rom selbst, und Felix erhielt Befehl, in einer andern Predigt den Augustinern eine Art von Ehrenerklärung zu thun. Er bewarb sich zwar, damit er diesem unangenehmen Geschäfte entgehen möchte, um die Stelle eines Feldpredigers bey den Päpstlichen Kriegsvölkern, die in dem gedachten Jahre dem Kaiser wider die Schmalkaldischen Bundesgenossen zu Hülfe zogen; da er sie aber nicht erlangen konnte, gehorchte er mit so gutem Anstande, daß er sich aus

dieser Sache ohne Demüthigung herauswickelte. Eben daselbst zog er sich nicht weniger glücklich a einer andern Verlegenheit. Ein verbuhltes Frauenzimmer, Beatrix, kam sehr oft in die Kirche d Franciscaner, um einen von diesen Mönchen an si zu locken. Felix sah sie einige Monathe lang m völliger Gleichgültigkeit, bis man ihn bey dem Vo steher fälschlich beschuldigte, daß er ihrer vor d Kirchthüre erwartete. Dadurch wurde er erst g reizt, ihre Bekanntschaft zu suchen, und gar ba kam er mit derselben außerhalb des Klosters und i Chor der Kirche selbst zusammen. Mittlerweile fa er auf der Stube des Guardian ein Briefchen, d von der unerlaubten Vertraulichkeit deßelben mit ei ner verheyratheten Frauensperson zeugte. Fel steckte dasselbe zu sich, und es war ein Glück für ih daß er es that. Denn da der Guardian bald d rauf, indem er hinter ihm hergieng, ein Briefche ähnlichen Inhalts an ihn von der Beatrix aus se nem Ermel fallen sah, bemächtigte er sich deßelbe und hoffte, indem er es ihm vorhielt, ihn dadurc zu einer recht furchtsamen Unterwürfigkeit zu zwi gen. Allein er wurde vielmehr selbst bestürzt, a ihm Felix seine Entdeckung vorwarf. Er that de her den Vorschlag, daß sie beide künftig gute Freun de seyn wollten; Felix sagte: „Jeder mgg den Brie behalten, den er in den Händen hat!“ und der Gu ardian erwiederte: „Seyd vorsichtig gegen mich so bin ich blind gegen euch.“ Alles dieses hängt f fein zusammen, daß man es kaum bezweifeln darf zum Ueberfluß hat noch Leti die beiden unglückliche Briefe selbst abdrucken laßen. Und eben diese Briefe oder die Unwahrscheinlichkeit, daß sich kleine Papier von dieser Bestimmung so lange erhalten haben soll ten, erregen den Verdacht, daß diese Erzählung

über

überhaupt, welche einigen wahren Grund haben mag, von den Nachkommen etwas ausgeschmückt worden seyn möchte. — Weit wahrscheinlicher ist es, was **Leti** ferner meldet, daß **Felix** über den Aufschub mißvergnügt geworden sey, mit welchem sein **Provincial** eine Zeitlang seine Bewerbung um die Doktorwürde zurückhielt, und daß er daher, als ihm die Disputation in der allgemeinen Versammlung des Ordens aufgetragen wurde, desto mehr darauf gedrungen habe, ihm vorher jene Würde zu ertheilen. Nach eben diesem Schriftsteller fand sich **Felix**, als er im Jahr 1549. zu Ascoli lebte, durch den neuen **Provincial**, der ihm die von seinem Vorgänger gegebene Erlaubniß zu lehren, bald wieder nahm, beleidigt; er sprach nicht allein schimpflich von ihm; sondern veranlaßte auch andere, wider denselben an den General des Ordens zu schreiben. Der **Provincial** lauerte ihm hinwiederum auf den Weg: und da **Felix**, gegen sein ausdrückliches Verbot, einen seiner Schüler, den er ausnehmend liebte, lange Zeit auf seinem Zimmer behielt, auch einen von den Mönchen, die, abgeschickt ihn zu beobachten, die andern herbeyriefen, um den jungen Menschen von ihm herauszugehen zu sehen, dafür ausprügelte, ließ er ihm sogleich den Proceß machen; zumal da man ihn auch beschuldigte, daß er wenig zum Gottesdienste komme, aus dem Kloster ohne Erlaubniß gehe, das vorgeschriebene Fasten nicht beobachte, unflätige Reden vor weltlichen Personen führe, und dergleichen mehr. **Felix** vertheidigte sich gegen diese Anklagen glücklich genug, wurde aber doch in das Kloster zu **Recanati**, als an einen Ort des Gefängnißes geschickt. Durch mächtige Freunde zu **Rom** brachte er es so weit, daß er zum Regenten des Klosters von **Macerata** bestellt wurde: der

Pro-

Provincial weigerte sich, ihn daselbst anzunehm
weil er noch in eine gerichtliche Untersuchung
flochten wäre; es wurde also endlich veranstaltet,
er außer landes, nach Siena, kam. Als er ur
deßen schon im Jahr 1551 wieder zu Camer
im Päpstlichen Gebiete während der Fastenzeit
digte, empfol er öffentlich eine arme Familie in
nem Geburtsorte le Grotte zur Unterstützung.
dortige Obrigkeit, welche überaus wohl mit sei
Predigten zufrieden war, gab ihm, ohne das gewi
liche Geschenk, noch ein ansehnliches für jene
milie, und nun gestand er, daß es seine eigen w
unter welche er es auch bald selbst austheilte. S
Ordensgenossen fanden dieses Betragen seltsa
(denn eigentlich hätte er für die Klöster deße
Geld sammlen sollen;) einer von ihnen warf es
in einem Sonnet, das er an die Thüre seiner C
heftete, als eine Niederträchtigkeit vor, daß er
auf der Kanzel seiner bettelhaften Herkunft gerü
habe; bekam aber gleich vom Felix eine eben so
tere Antwort in einem andern Sonnet. —
Rom, wo die Predigten des Felix einen so au
zeichneten Beifall erhielten, fehlte es ihm auch r
an Abentheuern. Nachdem er einmal eine se
besten Predigten über die göttliche Bestimmung
Menschen zur Seeligkeit gehalten hatte, wurde
Abend darauf eine Schrift in Gestalt eines Br
an ihn abgegeben, worinne er einen Auszug se
Predigt, und zu jedem Hauptsaze derselben
Wort Mentiris (du lügst!) beigeschrieben fand.
gleich schickte er dieselbe dem Inquisitionsgerichte
Dominikaner zu: und dieses nahm, auf Befehl
Cardinals Carpi, solche Maaßregeln mit ihm,
durch dem furchtbaren Fortgange des Lutheran
mus in der Hauptstadt, deßen Anhänger sich so

F

Freyheiten erlaubten, vorgebeugt werden könnte. Felix ließ sich freylich öfters in solchen Fällen von seiner hitzigen Gemüthsart hinreißen. Der Papst hatte im Jahr 1552 wegen der neuen Aussöhnung des Kaisers mit den Evangelischen Reichsständen in Deutschland, auch wegen anderer für seine Kirche und Macht bedenkliche Ereigniße in England und Frankreich, außerordentliche Andachtsübungen zu Rom veranstaltet, um sich den göttlichen Beistand zu versichern; unter andern verordnete er auch, daß die geschicktesten Prediger bey dieser Gelegenheit auftreten, und das Volk zum Gebete ermahnen sollten. In der Franciscanerkirche also that dieses der P. Felix, indem er über die Worte des Psalms redete: „Die Könige im Lande lehnen sich auf, und die Herren rathschlagen mit einander wider den Herrn und seinen Gesalbten.“ Er vergaß sich dabey so sehr, daß er Karln den fünften, seinen Bruder Ferdinand, und den König von Frankreich noch ärger als die sogenannten Ketzer selbst vorstellte. Hierüber beschwerten sich die zu Rom anwesenden Spanier und Franzosen bey dem Papste sehr heftig. Der Cardinal Carpi mußte daher dem P. Felix einen Verweis geben; er sagte zu ihm, daß er zwar als ein guter Geistlicher, aber nicht als ein guter Staatsmann, geprediget; die Kanzeln erforderten einen mit Klugheit vermischten Eifer, und die Christenheit befinde sich nicht mehr in dem Zustande, daß sie die Propheten den Königen ihre Vergehungen vorhalten sähe; die Spanier hätten zu viele Reiche, als daß sie von Mönchen beleidigt werden könnten, die überall in der Welt herumlaufen müßten; mithin sey es nöthig, daß er sich zu einiger Genugthuung wegen seines kleinen Fehlers verstünde. Der Cardinal schickte ihn darauf zu dem Spanischen Gesandten,

ten, dem er durch eine schriftliche Erklärung seine Entschuldigung zu machen genöthigt ward; so höflich ihn auch dieser aufnahm, so blieb doch Felix seitdem den Spaniern abgeneigt. — Zu Perugia mußte er im allgemeinen Beifall einem andern dortigen Prediger weichen; auch daselbst gerieth er in Mißhelligkeit mit seinem Guardian. Daher wurde er in dem Kloster zu Neapel etwas frostig aufgenommen, weil der Ruf eines unruhigen Kopfs vor ihm hergegangen war. Seine Predigten gaben ihm zwar bald daselbst ein vortheilhafteres Ansehen; aber von einer derselben, worinne er mit großer Heftigkeit und selbst mit Schimpfwörtern gegen den um diese Zeit wegen der Protestantischen Religion verbrannten Englischen Erzbischof Cranmer eiferte, nahm sein Guardian Gelegenheit, ihm Erinnerungen über dieß unbändige Betragen zu ertheilen. Sie gefielen ihm so wenig, daß er seinen Vorsteher deswegen in Briefen, die er nach Rom schrieb, als einen geheimen Ketzer anklagte. Dadurch wurden sie völlig Feinde; der Guardian griff ihn gerichtlich an; Felix flüchtete sich nach Rom; suchte aber hier vergebens um Erlaubniß an, außer dem Kloster leben zu dürfen, damit er von den Verfolgungen der Mönche befreyet werden möchte. Ob ihn gleich der Protector des Ordens, der Cardinal Carpi, in seinen Schutz nahm, so verwies er es ihm doch nachdrücklich, daß er sich so wenig in die Gemüthsart anderer zu schicken wiße; da doch diese Gabe nirgends nöthiger als in Klöstern sey. Felix vertheidigte sich damit, daß die Mönche übel gegen ihn gesinnt wären. „Eben diese Gesinnungen, antwortete ihm der Cardinal, entspringen aus den eurigen: denn es sind nicht etwan zwey oder drey Mönche, sondern fast alle, die euren eigensinnigen Kopf haßen.“ —

Doch

Doch sein Freund Botio, Sekretär dieses Cardinals, hätte ihn beinahe um diese Zeit, seinen Wünschen gemäß, aus aller Verbindung mit den Klöstern gezogen. Der Papst schickte im Jahr 1554 den berühmten Cardinal Reginald. Polus nach England, um die angefangene Wiederherstellung der Römischkatholischen Religion in diesem Reiche, bey seiner Anverwandtinn, der Königinn Maria, noch schneller und dauerhafter zu befördern. Es war nöthig, demselben zween Mönche, den einen als Gesandschaftsprediger, den andern als Theologen, mitzugeben: und zu einer von beiden Stellen schlug Botio seinem Herrn den P. Felix vor. Der Cardinal äußerte nur die Bedenklichkeit darüber, daß ein Mann, der in dem einfachen Klosterleben sich so unverträglich bezeigt hätte, noch weit weniger an einem Hofe fortkommen dürfte; allein der Sekretär gab ihm in seines Freundes Nahmen die Versicherung, daß derselbe einen solchen Posten als das einzige Mittel seiner Beruhigung ansehe. Er wurde also dem Legaten dazu empfolen, und ein Vertrauter von diesem, der Cardinal Jac. Sodoleto, der durch Geist und Gehrsamkeit noch größern Ruhm erlangt hatte, suchte ihm den Weg zu diesem Amte dadurch zu bahnen, daß er ihm auftrug, die beiden Bullen abzufaßen, welche dem Polus als Vollmachten und Verhaltungsbefehle zugeschickt werden sollten. Felix führte dieses, nach einer kurzen italiänischen Anweisung, die ihm gegeben wurde, mit so vieler Geschicklichkeit aus, daß jedermann sich darüber verwunderte, wie ein Mönch, der niemals solche Arbeiten unternommen hatte, die eigenthümliche Latinität der päpstlichen Kanzley, oder der Dataria, so gut habe treffen können. Als sich aber das Gerücht von dieser seiner Bestimmung zu Rom ver-

verbreitet hatte, schrieben einige Mönche, die ihn darum beneideten, an den Cardinallegaten, und machten ihm eine heßliche Abschilderung von dem **Felix**. Der Prälat wankte nun in dem Entschluße, ihn mitzunehmen, und sobald **Felix** von dieser Veränderung hörte, gab er alles Bestreben darnach auf. — Statt deßen ergriff er die Gelegenheit, die ihm dargeboten wurde, die Gewogenheit des Hauses **Colonna**, des mächtigsten zu **Rom**, zu gewinnen, indem er einen Abt aus demselben in der scholastischen Theologie unterrichtete. Es war ihm eben soviel daran gelegen, sich bisweilen aus dem Kloster entfernen zu können; (das nannte er gegen seine weltliche Freunde, im Paradiese seyn,) daher hielt er jene Lehrstunden in dem Hause des Abtes. Da er sich um gleiche Zeit von dem Cardinal-Vicarius zu Rom, der ihn durch einen Examinator unter den Dominicanern prüfen ließ, die Erlaubniß Beichte zu hören, verschafft hatte, ohne, wie es sich gebührte, auch bey seinen besondern Vorgesezten darum anzuhalten: verbot ihm sein **Guardian**, und bald auch der **General** seines Ordens das Beichtsitzen; bis **Botio** Friede zwischen beiden Theilen stiftete. Nunmehr verfertigte **Felix**, im Studium der Casuistick, oder der Auflösung von Gewißenszweifeln begriffen, ein Werk unter der Aufschrift: **Nöthige Vorschriften für Beichtväter und Büßende.** In der Einleitung handelte er von der Vortreflichkeit der Beichte und ihren Würkungen auf die Seele; von ihrer Stiftung und der Vorbereitung zu derselben; besonders aber, von den nöthigen Eigenschaften des Beichtvaters. Das Werk selbst bestand aus vielen Unterredungen zwischen dem Beichtvater und Beichtenden von sehr verschiedener Art, wie zum Beispiel, Mönchen, andern Geistlichen, ledigen oder verheyratheten

ratheten Personen beiderley Geschlechts, Fürsten, Soldaten, einer Kupplerinn, Cardinälen, und selbst dem Papste. In diese Gespräche hatte er, der erst seit kurzem angefangen hatte, im Beichtstuhl zu sitzen, doch eine ungemeine Menge der umständlichsten und mannichfaltigsten Fragen, wie sie sich für jeden Beichtenden schicken, gebracht: zu einem Beweise, daß er die Menschen bisher überaus sorgfältig beobachtet haben müße. Aber in eben diesen zu ihrer Absicht lehrreichen Gesprächen, fanden sich auch viele unanständige, schlüpfrige und beinahe unzüchtige Stellen: gleichsam ein schriftlicher Abdruck des für die Römischkatholischen Beichtväter so nöthigen Ausfragens über Gegenstände, welche kaum berührt seyn wollen. Felix zeigte dieses Buch, das er herauszugeben Willens war, einem seiner Ordensbrüder, der bereits über fünf und dreißig Jahre Beichtvater war, um seine Meinung darüber zu hören. Doch dieser, geärgert durch den Inhalt deßelben, übergab es vielmehr dem General, der dem P. Felix, außer einem scharfen Verweise, noch mit dem Ketzergerichte drohte, deßen Strafen er, so wie sein Buch das Feuer, verdiene. Der General trug es sogar zu dem Cardinal Carpi hin, um ihm seine günstige Meinung von dem Verfaßer zu benehmen; allein dieser, der eben sehr beschäftigt war, gab die Handschrift dem Botio, damit ihm dieser einen Auszug des Inhalts machen möchte. In den Händen also seines Freundes traf endlich Felix sein ihm so treulos entzogenes Buch; Botio machte ihm die dabey begangene Unvorsichtigkeit begreiflich, und half die darüber entstandenen Bewegungen stillen. — Dennoch wurde Felix im Reden nicht so behutsam, als man nach allen diesen Warnungen hätte vermuthen sollen. Er hielt um die Würde eines Pro-

vincials in der Anconitanischen Marck an. Der General ertheilte sie zwar unter dem Vorwande einem andern, weil Felix unter den Mönchen dieser Gegend gar nicht beliebt wäre; auch ältere und würdigere Patres vorhanden wären, die daran Anspruch machen könnten; dafür aber bestellte er ihn zum Fastenprediger zu Genua. Sogleich sagte Felix in einer Gesellschaft von Mönchen: „Der General giebt mir, was er mir nicht nehmen kann, und nimmt mir, was er mir geben sollte.“ Als man dem General diese Worte hinterbrachte, bestimmte er einen andern nach Genua, und konnte kaum wieder bewogen werden, den P. Felix dahin zu schicken. Dieser verfehlte auch hier seinen gewohnten Beifall nicht; es begleitete ihn sogar ein außerordentlicher bewundernder, als er in seinen Predigten gewiße Erfindungen und witzige Einfälle (von den Italiänern Concetti genannt) die eben für die damalige Zeit treffend waren, reichlich anbrachte. So gab ihm die eben vollzogene Wahl eines Papstes im Jahr 1555 Gelegenheit, am Osterfeste die Freude der Christen über die Auferstehung ihres Erlösers, und die Freude der Röm. Kathol. Kirche über ihr neues Oberhaupt, mit einander zu vergleichen: eine Aehnlichkeit, über deren Entdeckung ihn niemand beneiden kann. Da er auch von seinen Ordensbrüdern zu Genua sehr freygebig beschenkt wurde, weil er ihrer Kirche einen so ungemeinen Zulauf verschafft hatte: so dankte er Gott bey seiner Abreise aus dieser Stadt, daß er wenigstens aus Einem Kloster zufrieden abgehen könne; besorgte aber zugleich, es möchte das erste und auch das leztemal seyn, daß sich die Mönche gegen ihn gefällig bezeigten. — Jezt entschloß sich Felix, seine Familie zu le Grotte zu besuchen. Er nahm dahin seinen Ordensgenoßen,

den

den P. Caputi mit, der sich auf seine adeliche Herkunft so viel einbildete, um den Stolz deßelben etwas zu demüthigen. Sehr lebhaft und herzlich war die Freude, mit der ihn seine Eltern und Geschwister, deren Verheyrathung er vor kurzem durch ein beträchtliches Geschenck befördert hatte, blicken ließen; da hingegen Caputi, in einer so niedrigen Gesellschaft, und von hölzernen Schüßeln, kaum vor Aergerniß etwas eßen konnte. Bey seiner Abreise wurde Felix nicht allein von seiner Familie, die er abermals beschenkte, sondern auch von mehr als vierzig Anverwandten beiderley Geschlechts mit ihren Kindern, weit hinaus über den Flecken begleitet. Caputi, verdrießlich über diesen Aufzug, fragte seinen Ordensbruder, wer denn diese Schaar seiner bettelnden Verwandten ernähren sollte, wenn er Papst würde. Denn der Pfarrer des Orts hatte ihn ermahnet, sein Glück mit allem Eifer zu betreiben, um Papst zu werden; an Vettern und Muhmen, (oder an Slepoten in der päpstlichen Hofsprache,) werde es ihm nicht fehlen, mit denen die Zimmer des Vaticanischen Pallastes besezt werden könnten. Ich selbst, antwortete Felix. Und von was vor Gelde? fragte der andere. Vom Gelde der Kirche, versezte er. So möchte wohl, sagte Caputi, bey Ihrem Absterben Petrus nackend bleiben. „Wenn Sie so lange leben, schloß Felix, bis ich als Papst sterbe: so werden Sie sehen, daß ich die Kirche reicher, als ein anderer, hinterlaße.“ Die Lehrstelle zu Venedig, welche ihm der General bald hernach auftrug, war ihm desto angenehmer, weil er von der freyern Lebensart in dieser Stadt schon gehört hatte.

Es ist nicht die Absicht dieser Lebensgeschichte, bloß mit demjenigen, was man in den neuern Zeiten

Anekdoten zu nennen pflegt, oder mit weniger bekannten und geheimern Vorfällen, mit witzigen Reden und Einfällen, mit Erzählungen also, deren sich der eine Hauptschriftsteller von dem Leben des Felix fast eben so sorgfältig enthält, als sie der andere auf allen Seiten begierig sammelt, die Leser zu unterhalten; zumal da sie in dieser Geschichte eben so anziehende, aber unaleich wichtigere Auftritte genug finden werden. Allein fehlen durften doch jene geringschätzig scheinende Nachrichten hier desto weniger, weil sie bereits anfangen, manche Schicksale des Felix zu erklären. Er klagte um diese Zeit sehr häufig über Feinde und Verfolgungen unter den Mönchen. Wenn er würklich so hitzig und eigenmächtig in seinem Betragen war, als es bisher beschrieben worden ist: so konnte keine Begegnung natürlicher seyn. Tempesti hingegen leitet dasjenige insonderheit, was er zu Venedig ausstand, wohin er im Jahr 1556 als Regent der Klosterschule gekommen war, bloß davon her, weil er ganz dem Studieren ergeben, wenig gesprochen, ein ernsthaftes Ansehen, und ein gesetztes Wesen im Aeußerlichen beobachtet, auch die Eingezogenheit seiner Celle geliebt habe. Als daher, setzt er hinzu, einige Mönche des dortigen Klosters von ausgelaßenen Sitten, vergebens sich um seine Vertraulichkeit beworben hatten, warfen sie ihm eine erzwungene vornehme Miene, und eine übertriebene Strenge vor. Einer von ihnen stiftete besonders eine Parthey wider ihn, sowohl im Kloster, als unter den vornehmsten Herren, und suchte seinen Schüler Posio zu bereden, daß er um die Stelle eines Regenten anhalten möchte, weil es auf den Senat von Venedig ankomme, wen er in dieser Würde erkennen wolle. Posio meldete zwar solches seinem Lehrer; allein dieser fand vor dienlich,

sich

sich und ihn allen Unruhen zu entziehen, indem er sich nach Ferrara begab.

Sein General ließ ihm bald Gerechtigkeit wiederfahren. Er bestätigte ihn in seiner Stelle, und ernannte ihn zum Provincial von Ungarn; auf seine Empfehlung erklärte ihn auch der Papst zum Inquisitor oder Ketzerrichter im ganzen Venetianschen Gebiete. Darauf kehrte Felix im Jahr 1557 mit weit größerm Ansehen nach Venedig zurück. Unterdeßen bediente er sich deßelben auf eine großmüthige Art; als Commißarius des Generals bey dem Capitel oder bey der Versammlung, welche die Venetianischen Franziscaner wegen der Wahl eines neuen Provincials hielten, verschaffte er seinem ärgsten Feinde unter ihnen, das Amt eines Superiors bey dem großen Kloster der Hauptstadt, wornach dieser eifrig trachtete. Dafür wurde er nicht lange darnach von eben demselben durch neue Ränke belohnt. Ja die alte Verbindung wider ihn erneuerte sich mit aller Heftigkeit, weil er einen päpstlichen Befehl zur Abstellung gewißer Unordnungen in seinem Kloster vollstrecken mußte. Er entfernte sich also abermals im Jahr 1559 von Venedig, besuchte seine Familie zu Montalto, und begab sich hierauf nach Rom.

Folgt man bloß dieser Erzählung des Tempesti: so kann man sich nicht enthalten, den unglücklichen P. Felix zu bedauren. Nach den Erläuterungen aber, welche Leti über seinen Aufenthalt zu Venedig mittheilt, hatte er seine dortigen Widerwärtigkeiten zum Theil selbst veranlaßt. Als er zum General-Inquisitor im Venetianischen ernannt worden war, sagt dieser Schriftsteller, warnte ihn

einer seiner Ordensbrüder, ein gebohrner Venetianer, noch zu Rom freundschaftlich. Er versicherte ihm, daß die Venetianer frey gebohren wären, und von der Religion nur das Marck aussaugten; die Knochen aber und die Schale wenig achteten; daß ihnen, bey ihrem Eifer für die Freyheit, das Amt, welches er unter ihnen verwalten sollte, übel klingen und gefährlich scheinen werde; es werde ihm kaum möglich seyn, beide Theile zugleich zu befriedigen: der Papst und seine beiden vornehmsten Beschützer, den Cardinal Carpi, und den Commißarius der höchsten Römischen Inquisition, den P. Ghisilieri, nach deren Willen er einen sehr strengen Inquisitor abgeben müßte, und auf der andern Seite die Venetianer, denen seine Gemüthsart gar nicht angemeßen sey, weil man unter ihnen sich mehr verstellen als thätig seyn, und manches was man sehe, doch nicht sehen dürfe. Ohngefähr eben solche Erinnerungen gab ihm der Venetianische Gesandte am Päpstlichen Hofe. Außerdem daß er ihm die ganz eigene Staatsverfaßung seiner Republik und ihre eifersüchtigen Besorgniße, wornach sich der P. Felix richten müße, erklärte, sagte er es ihm auch ins Gesicht, daß der gemeine Hauffen daselbst die Inquisition verabscheue; daß dieses noch mehr von dem dortigen Adel gelte; und daß er also, da seine Erscheinung zu Venedig nicht angenehm seyn könnte, desto mehr Klugheit nöthig haben werde, je bekannter seine natürliche Hitze sey. Der Papst hingegen empfohl ihm nur standhaften Eifer gegen Ketzereyen und alle Laster; dadurch werde er sich einen ungemeinen Ruhm erwerben. Man erzählt, daß Felix, indem er sich in die Höhe richtete, nachdem er dem Papste die Füße (oder eigentlich das Kreuz, welches auf den Pantoffel des rechten Fußes gestickt ist), geküßt

küßt hatte, bloß mit jener Stelle eines alten Römers geantwortet habe: „Heiligſter Vater! der Ruhm iſt eitel, wenn wir nicht auch etwas Nüzliches verrichten.“ (Niſi utile eſt, quod facimus, ſtulta eſt gloria.) Carpi äußerte auch gegen ihn ſeine Beſorgniß, er möchte durch das Anſehen eines Inquiſitors verleitet, zu Venedig aus einem hohen Ton ſprechen, wo die Mönche von dem Adel beſchüzt, nicht ſehr gehorſam wären, und der Römiſche Hof nicht alle ihm gebührende Macht hätte; allein Felix verſprach, aus der Noth eine Tugend zu machen, oder beide zu vereinigen. Die ſchriftlichen Verhaltungsregeln, welche er von dem P. Ghiſilieri empfieng, wieſen ihn freylich an, ſich als den Vorſteher eines Gerichts der göttlichen Gerechtigkeit zu betrachten; nicht allein ſeine zwölf vereideten Beiſizer oder Conſultoren zum Ausforſchen aller Mißbräuche in Kirchen und Klöſtern zu gebrauchen; ſondern auch noch eine Anzahl geheimer Kundſchafter zu halten, die ihm alles hinterbrächten, was Geiſtliche und Weltliche wider die Religion und Kirche ſagten oder vornähmen; und die anſtößige Lebensart der Geiſtlichkeit mit aller Schärfe zu ahnden. Doch wurde er in eben dieſen Vorſchriften erinnert, daß die Venetianer, wegen ihrer Anſprüche auf die Gerichtsbarkeit über Geiſtliche, das Inquiſitionsgericht nicht liebten; daß er alſo die Augen etwas zuſchließen müße, bis die göttliche Vorſehung den heiligen Stuhl in den Stand ſezte, dieſe Anmaaßungen aufzuheben. Felix empfand es würklich noch vor ſeiner Abreiſe von Rom, wie wenig er zu Venedig willkührlich verfahren dürfe. Denn da er an Statt des bisherigen Vicarius des Inquiſitors in jener Stadt, der ein gebohrner Venetianer war, einen andern verlangte, auf den er ſich

mehr verlaßen könnte, widerrieth es der Gesandte des Staats, aus dem Grunde, weil der Senat die Absetzung eines wohlverdienten und beliebten Unterthanen übel aufnehmen würde, so sehr, daß er davon abstehen mußte. Auf seiner Reise nach Venedig, legte er zwar, vermöge einer Vollmacht des Generals, die Händel bey, welche unter seinen Ordensbrüdern zu Bologna entstanden waren; aber, weil er mehrere derselben strafte, nicht ohne den Ruf einer übermäßigen Strenge zu hinterlaßen.

Zu Venedig verstattete ihm der Senat nicht eher, einen Consultor anzunehmen, bis man ihn selbst in seiner Würde anerkannt hatte: und als er sich bey dieser Gelegenheit weigerte, seine Vollmacht zur Untersuchung in die Staatskanzley zu laßen, weil, wie er sagte, „dasjenige, was von einem Papste ausgefertigt worden wäre, nicht von geringern Fürsten untersucht zu werden brauchte:" so gab man ihm zu verstehen, daß er sich aller Eingriffe in die landesherrliche Gewalt des Senats enthalten möchte. Eben derselbe Vicarius, den Felix abgesezt wißen wollte, begegnete ihm jezt trotzig und beinahe verächtlich; auch die Mönche seines Klosters wurden über ihn mißvergnügt, weil er das Amt eines Regenten mit einer gebieterischen, bey ihnen ungewöhnlichen Strenge verwaltete, aus welcher mehr der Inquisitor hervorblickte. Einer derselben, welcher bey dem Senat wegen vieler geleisteten guten Dienste sehr beliebt war, wurde bey ihm verklagt, und vertheidigte sich unehrerbietig, machte ihm auch selbst so viele Vorwürfe, daß Felix, seiner Inquisitorwürde eingedenk, ihn vor einen Ketzer erklärte. Er wollte darauf einige Zeugen wider ihn abhören, aber kein einziger Mönch ließ sich dazu gebrauchen. Es

fehlte

fehlte wenig, so hätte er deswegen das ganze Kloster mit dem Kirchenbanne belegt. Allein der päpstliche Nuncius oder Gesandte verhütete noch diese Uebereilung: und würklich war auch der Senat schon im Begriff, sich dawider zu sezen, weil er es keinem Inquisitor verstattet, ohne Zuziehung und Einwilligung der ihm an die Seite gesezten Abgeordneten, eine solche Handlung seiner Gerichtsbarkeit vorzunehmen. Die Pest, welche bald hernach zu Venedig ausbrach, und wegen welcher die Klöster verschloßen wurden, verursachte ihm als einem Fremden, der so wenige Freunde hatte, große Beschwerlichkeiten. Desto mehr erfreuete ihn die Nachricht, daß sein Gönner und Freund, der P. Ghisilieri unter dem Nahmen des Cardinals von Alexandrien, (von Aleßandria im obern Italien,) den Römischen Purpur erhalten habe. Von ihm und von dem Cardinal Carpi beschüzt, glaubte er sich nun so sicher zu seyn, daß er sich einmal des Ausdrucks bediente: „er habe Muth genug, um sich gegen Angriffe von hundert Fürsten zu vertheidigen.“ Die Mönche breiteten diese Worte sogleich weiter aus; man deutete sie auf die Venetianischen Senatoren: und diese Erklärung diente eben nicht, ihm mehr Gunst zu erwerben. Selbst der neue Cardinal verleitete ihn bald darauf zu einem nachtheiligen Schritte. Der Papst hatte kurz vorher das höchste Inquisitionsgericht zu Rom, das in Unterdrückung sogenannter Ketzer seine Würkung hin und wieder that, mit einer besondern gerichtlichen Commißion vermehrt, welche auf andere zu jener Hauptabsicht führende Gegenstände Bedacht nehmen sollte. Das Oberhaupt derselben, der Cardinal von Alexandrien, schrieb daher an alle Inquisitoren, und am ersten an den P. Felix, darüber eifrigst zu

wachen, daß die Ketzerischen Bücher, von denen er ihm das Verzeichniß, nebst der päpstlichen Bulle, worinne sie verboten wurden, beilegte, Bücher, die nach der Art des Teufels wie Unkraut ausgestreuet würden, und das Feuer verdienten, in seinem Bezirke von niemanden gedruckt, verkauft, besessen und gelesen werden möchten. Doch weil die Regierung von Venedig, sezte der Cardinal hinzu, auch hierinne ihre Unterthanen zu viele Freyheit vergönnen dürfte: so sollte der Inquisitor seine strenge Aufmerksamkeit etwas nach der dortigen Verfaßung richten; es sey übrigens zu hoffen, daß ein so frommer Senat, der es sich stets zu seinem vornehmsten Ruhm angerechnet habe, den heiligen Stuhl und wahren katholischen Glauben zu unterstüzen, auch einen so heilsamen Endzweck befördern werde. Diesem Befehl gemäß ließ Felix alle Buchhändler zu Venedig nach einander zu sich kommen; befragte sie wegen der in seinem Verzeichniße enthaltenen Bücher, und legte ihnen bey Strafe des Kirchenbannes auf, ihm auch eines von allen Büchern, welche sie hätten, zuzustellen. Schon diese Anstalt an sich machte vieles Aufsehen; als aber einer von den Buchhändlern sich weigerte, vor dem Inquisitor zu erscheinen, weil er, wie er sagte, nur seiner landesobrigkeit zu gehorchen schuldig sey, und jener ihn deswegen in den Bann that, auch die Bannverordnung an den Buchladen deßelben anheften ließ; so trat nun der Senat, voll Unwillens über diese Verlezung seiner Rechte, dazwischen. Er ließ den schriftlichen Bannfluch abreißen, und würde den Inquisitionsbedienten, der ihn angeschlagen hatte, gefangen haben nehmen laßen, wenn sich derselbe nicht zu dem Nuncius geflüchtet hätte. Dieser Gesandte billigte den Ungestüm des P. Felix ganz und gar

nicht.

nicht. Er ermahnte ihn, die öffentliche Ruhe nicht zu stören: und als derselbe versicherte, alles nach den Vorschriften von Rom gethan zu haben, antwortete ihm der Gesandte, diese Vorschriften hätten zu Rom eine andere Gestalt als zu Venedig. Felix verklagte ihn deswegen am päpstlichen Hofe als einen Mann, dem das Ansehen der Inquisition wenig am Herzen liege. Der Nuncius bekam einen Verweis; da er wohl merkte, wer ihm denselben zugezogen habe: so überließ er es nachmals dem Inquisitor, seinen folgsamen Eifer auszuüben, wie er wollte; ob er gleich immer noch, so weit es für ihn gehörte, dafür sorgte, daß auch von dieser Seite das Ansehen des Papstes nicht verringert wurde. — Eine wichtigere Veranlaßung dazu zeigte sich um diese Zeit, als die Händel zwischen dem Könige von Spanien Philipp dem zweyten und dem Papste so hoch waren, daß der spanische Statthalter des Königreichs Neapel, der Herzog von Alba, in den Jahren 1556 und 1557 mit Kriegsvölkern in den Kirchenstaat einbrach, wo er bis in die Nähe von Rom Eroberungen machte. Frankreich, das auch in Krieg mit Spanien verwickelt ward, nahm sich desto mehr des Papstes an. Daher arbeitete der französische Gesandte zu Venedig mit dem P. Felix, den er zu seinem Beichtvater angenommen hatte, und mit dem Nuncius, der auch von seinem Hofe Befehl dazu erhalten hatte, daran, es zu verhindern, daß der spanische Gesandte, der in der gedachten Stadt angekommen war, von dem Senate unter dem Vorwande nicht anerkannt würde, weil Spanien sich als einen offenbaren Feind der Kirche betragen hätte. Der Nuncius war eben krank; aber Felix übernahm es desto williger, einen Aufsaz über diesen Gegenstand zu verfertigen. In demselben führte er

die

die Gründe weitläufig aus, warum die Regierung dem spanischen Gesandten das Gehör versagen, ja sogar sich bemühen müße, die spanische Nation und das Haus Oesterreich, die der Kirche immer so vielen Schaden zugefügt, und den Ketzern so vielen Vorschub gethan hätten, zu erniedrigen. So sehr dieser beleidigende Aufsaz dem französischen Gesandten gefiel, der auch Beiträge dazu hergegeben hatte; so wenig schien es dem Nuncius mit den Regeln der Klugheit überein zu stimmen. Doch Felix nahm es auf sich, denselben als Inquisitor zu übergeben. Er bekam bald eine schlechte Antwort auf seine Vorstellung. Die Regierung ließ ihm ihr Befremden zu erkennen geben, daß ein bloßer Inquisitor durch eine so arge Schrift sich erkühnt hätte, ein so erhabenes Haus, als das Oesterreichische, vor ketzerisch auszugeben; die Annehmung der Gesandten sey keine Sache der Religion, sondern des Völkerrechts; wenn ihn seine Heiligkeit deswegen zum Inquisitor bestellt hätten, um den Lehrmeister ihrer Regierung abzugeben, so habe er sich sehr betrogen, und er werde sich noch mehr betrügen, wofern er sich in ähnliche Angelegenheiten ihrer Rechte mengen sollte. Dabey blieb es aber nicht, der spanische Gesandte, der von dem Aufsaze des P. Felix Nachricht bekam, ließ ihn durch seinen Sekretär wegen der darinn enthaltenen Vorwürfe gegen das Haus Oesterreich, schriftlich der Lügen strafen, und ihn selbst zu einem Freunde der Ketzer erklären. Felix würde vielleicht den Kirchenbann wider den Sekretär ausgesprochen haben, wenn ihn der Nuncius nicht zurückgehalten hätte. Aber auch der Senat fieng nunmehr an, ihm Schranken zu seßen, und ersuchte zugleich den spanischen Gesandten, diese Sache nicht weiter zu treiben. Nicht lange darnach wurde zwischen dem Könige deßelben

und

und dem Papste Friede geschloßen. Der Cardinal von Alexandrien trug viel dazu bey; er war auch sehr aufgebracht gegen die Franzosen, welche ihre Bundsgenoßen, die Türken, gereizt hatten, das Königreich Neapel anzugreifen. Um diesem seinem Beschützer nicht zu mißfallen, suchte Felix sich nach und nach mit dem spanischen Gesandten wieder auszusöhnen. Es gelang ihm dieses unterdeßen nur durch ein unangenehmes Mittel. Da er die Feder gegen Spanien feindseelig geführt hatte; so mußte er auch jezt ein Entschuldigungsschreiben an den Gesandten ablaßen, worinne er seine vorige Aufführung bereuete, und sich den ehrerbietigsten Diener nannte, den der König von Spanien und das Haus Oesterreich im Kirchenstaate habe. — Am Ende eben dekelben Jahrs 1558 in welchem er diese veränderte Gestalt annahm, gab der Papst einen sehr strengen Befehl, daß alle Mönche, welche ihre Klöster aus irgend einer Ursache verlaßen hätten, in dieselben zurückkehren sollten. Weil sie aber bey ihrer Zurückkunft auf das härteste bestraft wurden: so retteten sich viele derselben aus Italien nach Genf und andere protestantische Länder. Diese Verordnung sollte auch der Inquisitor Peretti zu Venedig, so weit es möglich wäre, in Ausübung bringen. Man rechnete dort, wie Morosini, dieser Venetianische Geschichtschreiber meldet, gegen dreyßig tausend solcher Mönche, die sich auch aus andern Gegenden Italiens dahin, als einen Zufluchtsort begeben hatten. Der Senat untersuchte also die Verordnung, und meldete dem Inquisitor, daß sie sich zwar mit seiner gelinden Regierung nicht vertrage: daß sie aber doch bekannt gemacht werden könne, ohne vollstreckt zu werden. Nunmehr mochte der Inquisitor wider die entlaufenen Mönche, die unter

dem

dem Schutze der vornehmsten Herren ganz ruhig lebten, Drohungen und Zwangsmittel in Bewegung sezen, wie er wollte; keiner von ihnen ließ sich wieder einschließen; er wurde verhaßter, und kränkte sich auch über diesen übeln Erfolg. — Keinen bessern hatte das Capitel oder die Versammlung seines Ordens im Venetianischen, die er als Commißarius des Generals im Jahr 1559 hielt. Er konnte auf derselben kaum etwas anders thun, als der Mehrheit der ihm widrigen Stimmen nachgeben; auch nicht einmal die Wahl desjenigen Mönchs zum Provincial durchsezen, den ihm der General und die beiden Cardinäle, seine Gönner, sehr angelegentlich empfolen hatten. Die Venetianischen Franciscaner wählten vielmehr einen Feind des P. Felix, einen gebohrnen Venetianer, der bey ihnen und bey dem Senate desto beliebter war. Vergebens wollte er fortfahren, sein Ansehen als Inquisitor zu behaupten; er richtete weder durch Verordnungen, noch durch angedrohte Kirchenstrafen, etwas aus. Freylich war es ein höherer mächtiger Einfluß, der ihn zu solchen Versuchen nöthigte. Er antwortete daher einem Sekretär der Regierung, der zu ihm gesagt hatte: Euer Ehrwürden quälen sich und uns! ganz treffend: Ich würde niemanden quälen, wenn ich nicht von Rom aus gequält würde." — Zwar schien es in kurzem, daß er sich von dieser Seite beruhigen könne. Der Papst Paul der vierte, deßen stolzer und äußerst strenger Sinn die ansehnlichsten Fürsten seiner Kirche mißhandelt, die Thätigkeit der Inquisition merklich erweitert, auch durch das erste Verzeichniß einer Menge verbotener Bücher, dafür gesorgt hatte, daß keine Kenntniße und Wahrheiten in seiner Kirche ausgebreitet werden möchten, die der päpstlichen Hoheit noch mehr Abbruch thun

könnten,

konnten, als sie schon durch die in vielen Ländern eingeführte Freyheit für jedermann, sich durch Schriften zu belehren, gelitten hatte, starb im Jahr 1559, ohne durch alle seine Maaßregeln mehr ausgerichtet zu haben, als daß er hin und wieder furchtbar, anderswo unausstehlich wurde. Aber eben sein Todt erweckte bey dem P. Felix die Besorgniß, daß ihn die Venetianische Regierung, die ihn so ungern bey sich duldete, künftig noch weniger schonen möchte. Der Nuncius, deßen Rath er sich ausbat, war eben dieser Meinung; er reiste also nach Rom ab, und sogleich sprengten seine eigenen Ordensgenossen aus, er habe sich auf die Flucht begeben. — Alle diese Erzählungen von dem ersten Aufenthalte des P. Felix zu Venedig, hängen, wie man sieht, nicht übel zusammen; es ist unter andern eben so wahrscheinlich, daß er die Wahl des neuen Provincials daselbst gezwungen habe zugeben müßen, als daß er, nach der Wendung des Tempesti, diese Erhöhung seines Feindes großmüthig sollte befördert haben; es fehlt auch nicht an Schreiben und andern Urkunden, mit welchen Leti seine Nachrichten unterstüzt. Beide Schriftsteller unterscheiden sich auch darinne von einander, daß der erstere allgemein bekannte Vorfälle, die mit der Geschichte des P. Felix in einiger Verbindung stehen, aber den bittern Haß der Römer gegen den verstorbenen Papst offenbaren, gänzlich wegläßt; da sie hingegen der lezte wohl zu gebrauchen weiß.

In der That fand Felix bey seiner Ankunft zu Rom, daß ein Inquisitor damals in dieser Hauptstadt beinahe noch mehr verabscheuet werde, als zu Venedig. Der Papst hatte kaum den Geist aufgegeben, als das Volk in aufrührischer Wut alle

Gefangene, und besonders die in den Kerkern der Inquisition zu Ripeta eingeschloßenen befreyete, diese leztern auch mit allen daselbst befindlichen Proceßschriften verbrannte. Es fehlte wenig, so hätte das Dominikanerkloster della Minerva, wo die Beisitzer des Ketzergerichts wohnten, ein gleiches Schicksal gehabt. Die herrliche Bildsäule des verstorbenen Papstes im Capitolium wurde, nachdem ihr der Pöbel den Kopf und die rechte Hand abgeschlagen hatte, drey Tage lang in allen Straßen und Winkeln herumgeschleift, und zulezt in die Tiber geworfen. Man mußte sogar den Leichnam des Papstes mit einer Wache umgeben, weil man fürchtete, er möchte ebenfalls beschimpft werden. Und doch sagte Felix, als er nach Rom gekommen war, es sey beßer, daselbst ein bloßer Mönch, als zu Venedig Generalinquisitor zu seyn. Er sezte aber auch gegen seine Freunde hinzu: „Wäre ich jezt in Venedig, so könnte mir beym Leben eben das begegnen, was dem todten Papste hier wiederfährt. Uebrigens dienten ihm jene Ausschweifungen, die während des erledigten päpstlichen Throns begangen wurden, zur Entschuldigung, daß er seinen verhaßten Posten ohne einen ausdrücklichen Befehl des Inquisitionsgerichts verlaßen hatte. Denn die Oberhäupter deßelben waren anfänglich mit seiner Zurückkunft nicht zufrieden, weil sie befürchteten, seine Abwesenheit von Venedig dürfte schlimme Folgen für dieses Gericht haben. Er trachtete jezt in der Mark seinem Vaterlande, Provincial zu werden, um sich jener weit höhern Stelle zu entziehen; allein ohngeachtet der Empfehlung seiner Beschüzer, mißlang ihm diese Absicht.

Noch war der neue Papst Pius der vierte nicht lange gewählt worden, als er den P. Felix in

de

der Würde eines Inquisitors nach Venedig zurückschickte. Dieser stellte umsonst vor, welche Feinde und Stürme seiner daselbst warteten. Der Cardinal Carpi hatte ihn einmal als den tüchtigsten zu dieser Stelle vorgeschlagen. Nach dem Tempesti nahmen ihn seine Ordensgenoßen zu Venedig, wohin er im Jahr 1560 kam, mit vieler Freude auf. Nur der Guardian des Klosters betrug sich gegen ihn, wie gegen einen Fremden, den man auf einige Tage aufnimmt. Da ihm aber Felix die päpstliche Vollmacht bekannt machte: streuete er überall in der Stadt aus, daß dieser Inquisitor sich jezt noch mehr Ansehen geben, und eine noch unerträglichere Strenge auszuüben suchen werde, als das erstemal. Dieses machte vielen Eindruck; die alten Feinde des Felix gewannen mehrere Vornehme, welche zu Rom auf seine Zurückberufung drangen; selbst der Venetianische Gesandte daselbst, und sein Nachfolger in dieser Stelle, verlangte solches mit Ungestüm. Der Cardinal Carpi suchte ihn vergeblich zu schützen; seine Ordensbrüder zu Venedig übergaben endlich auch, aber zu spät, eine Bittschrift an die Regierung, eigentlich an den Rath der Zehn, daß die Inquisition in ihrer bisherigen Verfaßung beibehalten werden möchte. Unter diesen Umständen blieb Felix, wie man aus seinen damals nach Rom geschriebenen Briefen sieht, von seiner Unschuld völlig überzeugt. „Man wirft mir vor, sagt er in einem derselben, „daß ich zu hart in der Verwaltung „meines Amts wäre, und daß gar leicht ein Aufstand „erfolgen könnte, wenn ich es länger behielte; daß „ich den Beichtvätern befohlen hätte, diejenigen, welche verbotene Bücher hätten, und die Ketzer nicht „entdeckten, nicht zu absolviren; daß ich eben dieses „durch die Prediger auf der Kanzel hätte vortragen

„laßen; und daß daher der größere Theil der Ein„wohner nicht beichtete. Allein das kömmt nicht „von mir allein, sondern von den Generalen der Or„den, und von den Verordnungen der Bischöfe her.„ Seine Beschützer zu Rom waren auch völlig mit ihm zufrieden; es gab aber doch kein anderes Mittel, die Unruhen zu Venedig beizulegen, als seine Zurückberufung. Um diese für ihn rühmlich zu machen, ertheilte ihm der Papst noch im Jahr 156[illegible] die Stelle eines Rathes oder Beisitzers (Consultor oder Teologo assistente) bey dem höchsten Inquisitionsgerichte seiner Hauptstadt.

Es ist sehr natürlich, wenn dieses d[illegible] Schicksale des Felix zu Venedig waren, den [illegible] Tempesti sagen zu hören, daß die ganze Höl[illegible] wider den armen Verfolgten getobt hab[illegible] Allein man dürfte es doch an sich etwas unwa[illegible] scheinlich finden, daß es einige seiner persönlich[illegible] Feinde daselbst, bloß wegen seiner strengen Beoba[illegible] tung päpstlicher Aufträge, die er doch mit and[illegible] Geistlichen gemein hatte, dahin gebracht haben [illegible] ten, die Regierung zum Theil selbst so sehr wider [illegible] zu erbittern, und den Römischen Hof zu einer [illegible] schnellen demüthigenden Abrufung zu nöthigen. [illegible] zu kömmt aber noch, daß Leti wiederum sein [illegible] tragen in jener Stadt weit anders abschildert. [illegible] lix, schreibt er, wurde bey seiner Ankunft nicht r[illegible] aufgenommen. Da er vollends dem verfalle[illegible] Ansehen der Inquisition wieder aufhelfen wo[illegible] und daher über mehrere Personen herfiel: verkla[illegible] ihn seine Ordensbrüder zu Rom; sie und mit [illegible] nehmigung des Senats, auch einige Senato[illegible] hielten um seine Entfernung an. Er begehrte [illegible] ses sogar selbst; allein er ließ darum von seinem

Digitized by Google

gen Eifer nichts nach. Bald forderte er einen vor sich zur Verantwortung; bald sprach er wider einen andern den Bann aus: bis der Senat ihm mit Nachdruck in den Weg trat. Dieser ließ ihm unter andern melden, daß ein Geistlicher, dem der Inquisitor als einem Ketzer den Proceß machte, nach den landesgesezen von der weltlichen Obrigkeit bestraft werden müße. Ueber diesen Widerstand aufgebracht, ließ Felix an die Thüren der St. Marcuskirche eine Schrift gegen den Senat anschlagen, worinne er einem Rath oder Sekretär bey Strafe des Bannes befahl, vor ihm zu erscheinen. Gleich nach diesem des Abends ausgeführten Wagestück, eilte Peretti zur Stadt hinaus; eine nöthige Vorsicht, weil der Senat, sobald er davon Nachricht erhielt, Befehl ertheilte, sich seiner zu bemächtigen. In der Folge pflegte er über seine damalige Gefahr zu scherzen; und als ein vertrauter Ordensbruder zu ihm sagte: „Wahrhaftig, diese Pantalonen hätten dich aufgehängt, wenn du nicht Flügel an die Füße gesezt hättest!“ gab er ihm zur Antwort: „Ich werde mich wohl hüten, mich eher aufhängen zu laßen, als ich Papst geworden bin.“ — Vermuthlich sind mehrere Leser geneigt, diese Erzählung der bloß tragischen des Tempesti vorzuziehen. Ein erheblicher Umstand kann sie jedoch daran hindern: es ist ein von diesem Schriftsteller eingerücktes, allem Ansehen nach ächtes Schreiben des Provincials der Franciscaner zu Venedig, worinne er das Abschiedsgehör des Peretti bey dem Doge, welchem er beiwohnte, und die gütige Erklärung dieses Fürsten gegen denselben, beschreibt. Unmöglich hätte er zu einem solchen Abschiede kommen können, wenn der Inquisitor sein Andenken durch eine öffentliche Beleidigung des Senats hätte erhalten

wollen. Vorausgesezt also, daß diese Nachricht des Leti überhaupt richtig ist, müßte man nur einige Umstände derselben in Zweifel ziehen; allein, die Wahrheit zu gestehen, durch bloße muthmaaßliche Veränderungen ist der Widerspruch beider Erzählungen nicht gehoben.

Außer der Würde eines Inquisitionsrathes zu Rom, welche der Papst dem P. Peretti auftrug, ernannte er ihn auch zum Theologen der noch fortwährenden allgemeinen Kirchenversammlung, und zum öffentlichen Lehrer auf der Universität (la Sapienza) zu Rom. Der Papst und seine übrigen Beschüzer wollten nunmehr den Guardian zu Venedig, der beständig sein gefährlichster Feind gewesen war, dafür bestrafen. Er wurde daher zur Verantwortung gezogen, und verlor sein Amt; daß er aber mit der übrigen Ahndung verschont blieb, hatte er der Fürbitte des Peretti selbst zu danken. Dieser ward im Jahr 1561 zum General-Procurator seines Ordens gewählt. Im folgenden Jahre reiste er zur Versammlung deßelben nach Meyland, wo er die Wahl eines Oberhaupts des Ordens auf seinen Freund den P. de Sapientibus zu lenken wußte. Dagegen verlor er im Jahr 1564 seinen großen Gönner, den Cardinal Carpi, den er bis in seine lezten Augenblicke nicht verließ. Seine Geschäfte als General-Procurator endigten sich um gleiche Zeit; er wohnte abermals im Jahr 1565 einer allgemeinen Versammlung des Ordens zu Florenz bey, und kehrte darauf nach Rom zurück.

Neben diesen kurzen und trockenen Nachrichten, mit welchen Tempesti fünf Jahre von dem Leben eines so thätigen Mannes, als Peretti war, ausfüllt,

ausfüllt, kann desto füglicher auch die weit fruchtbarere Erzählung des Leti stehen. Wo dieser mit dem erstern in der Zeitbestimmung nicht zusammentrifft, muß er ihm freylich weichen; aber Begebenheiten, die er allein anführt, dürften gar wohl eine strengere Prüfung aushalten; sie haben wiederum das Empfehlende eines guten Zusammenhangs, auch mit andern Ereignißen jener Zeit, für sich. Unter diesen ist die Theilnehmung des P. Peretti an dem Proceß, welchen der Papst den Anverwandten seines Vorfahren mit aller Strenge machen ließ, nach seiner Ankunft in Rom die erste. Die Richter, von denen Carpi der Oberste war, nahmen ihn zu einem von ihren Consultoren an: und seitdem sagte man schon voraus, daß die Gefangenen das Leben verlieren würden. Als er nachher einen derselben zum Tode vorbereitete, und man ihn fragte, ob er den Seelen dieser Verurtheilten eine größere Wohlthat erwiesen, oder ihrem Leben mehr Schaden zugefügt hätte, gab er zur Antwort: „der größte Schaden, den sie erlitten hätten, wäre dieser, daß sie neun Monathe im Gefängniße hätten zubringen müßen; an Statt daß er, wenn er Papst wäre, sie in neun Tagen sicher würde abgefertigt haben.“ — Der Papst schickte um diese Zeit mehrere durch ihre Gelehrsamkeit berühmte Bischöfe und Mönche aus, welche auf der bald zu erneuernden Kirchenversammlung von Trident, an der Verfestigung des herrschenden Lehrbegriffs seiner Kirche arbeiten sollten. Die Franciscaner zu Rom, welche den P. Peretti ungern bey sich sahen, thaten den Vorschlag, daß auch er dahin abgesandt werden möchte; allein Carpi, der ihn zu dieser Bestimmung weder geneigt noch besonders geschickt fand, hintertrieb es, und beförderte vielmehr, wider den Willen seiner meisten Ordens-

brüder, seine Wahl zum General-Procurator. — Damals erregten auch die Verordnungen der Königinn Elisabeth von England, durch welche sie die protestantische Religion in ihrem Reiche feststellte, zu Rom desto mehr Aufsehen und Verdruß, je vollkommener das päpstliche Ansehen unter der vorhergehenden Regierung daselbst wieder gegründet worden war. Eine Versammlung von Cardinälen und Theologen mußte daher untersuchen, durch welche Mittel man diese Gefahr, mit der die Römischkatholische Religion bedroht wurde, abwenden könne. Sie beschloß endlich, wider die Gewohnheit des päpstlichen Stuhls, daß derselbe einen Gesandten an die gedachte Königinn abschicken müße, der von einer so ehrgeizigen Fürstinn gewiß wohl aufgenommen werden würde, und nach und nach mehr Freyheit für seine Religionsverwandten bey ihr erlangen könnte. Peretti, der auch ein Mitglied dieser Versammlung war, behauptete gerade das Gegentheil. Einen Gesandten des Papstes, sagte er, an eine ketzerische Königinn abzufertigen, heiße nichts anders, als den heiligen Stuhl einer offenbaren Beschimpfung auszusezen, indem sie ihn nicht annehmen werde. Er hatte richtig geurtheilt: denn sobald Elisabeth die Ankunft des Gesandten in den Niederlanden erfahren hatte, ließ sie ihm andeuten, seine Reise nicht weiter fortzusezen, weil sie gar keine päpstliche Diener und Geistliche in England leiden wolle. — Aus einer andern Angelegenheit, über welche Peretti auch frey seine Meinung vortrug, entsprangen für ihn weit unangenehmere Folgen. Der vor kurzem gestorbene General seines Ordens hatte viel Geld und anderes Gut hinterlaßen, das er, ohngeachtet des Gelübdes der Armuth, auf mancherley Art gesammlet hatte. Zwar machte eine Verordnung des

Ordens

Ordens den neuen General zum Erben seines Vorgängers; allein Peretti drang als General-Procurator darauf, daß dieses Vermögen zum Vortheil des Ordens angewandt werden sollte: und durch einen päpstlichen Befehl wurde dieses bestätigt. Voll Rachbegierde wegen dieses Verlustes, suchte ihn der damalige General Avosta um sein Amt zu bringen. Er ließ von vielen Provincialen Briefe schreiben, in welchen sie über die schlechte Verwaltung, den Geiz und Eigennuzen des Peretti eine Menge Klagen führten. Doch dieser rechtfertigte sich dagegen auf die überzeugendste Art. Darauf versezte ihm Avosta einen noch empfindlichern Streich. Peretti hatte einen seiner Landsleute und Schüler, den Baccalaureus Marguti, zu seinem Sekretär gemacht, auf den er großes Vertrauen sezte. Eben derselbe aber spielte es, vom General angetrieben, darauf hinaus, daß er seiner Dienste entlaßen wurde, und flüchtete sich nunmehr zu diesem. Für denselben entwarf er schriftlich eine Anzahl Klagen wider seinen Wohlthäter. Peretti sollte, zum Beispiel, selten den ganzen Gottesdienst abwarten; die Meße ohne alle Vorbereitung lesen; die dem Orden gehörigen Almosen seiner Familie schenken; seine Geldbegierde durch mancherley ungerechte Kunstgriffe befriedigen; das Betragen des Papstes tadeln; einen genauen Umgang mit liederlichen Frauensperſonen pflegen, mit welchen er sich ganze Stunden im Beichtstuhl einschließe; und dergleichen mehr. Mit diesem Verzeichniße bewaffnet, und von dem P. Marguti begleitet, eilte der General zu dem Cardinal Borromeo, der als Anverwandter des Papstes bey allen kirchlichen Geschäften viel zu sagen hatte; der ihn aber an den Protector des Ordens, den Cardinal Carpi verwies.

Dieser forderte den Beklagten ebenfalls zu sich: und hier, in seinem Vorzimmer, überwältigte den P. Peretti, beym Anblicke des treulosen Marguti, sein Verdruß über denselben so sehr, daß er ihm, in Gegenwart des Generals, eine Ohrfeige gab. Marguti hatte ihm freylich grob geantwortet, als ihm Peretti seine Undankbarkeit vorwarf. Daher nüzte auch der Freund des leztern, Borio, diese Umstände so glücklich bey seinem Herrn, daß Marguti allein bestraft wurde. Leti sezt diese Begebenheiten ins Jahr 1562, und den Todt des Carpi in das folgende; allein verglichen mit den Nachrichten des Tempesti, der das Archiv seines Ordens gebrauchte, müßten beide Vorfälle später herabgesezt werden, wenn nicht etwan der erstere durch widrige Zeugen verdächtig würde. Leti fügt noch die Folgen dieser Mißhelligkeit hinzu. Als der General ein Ordenskapitel auf das Jahr 1564 nach Florenz ausschrieb: widerriethen es dem Peretti seine Freunde, an einem von Rom so entfernten Orte zu erscheinen, wo sein mächtiger Feind desto mehr hoffen konnte, ihm zu schaden. Er aber reiste sogar frühzeitig dahin, um keine Furcht zu äußern, und um die mit seiner Würde verbundenen Geschäfte daselbst genauer zu betreiben. Doch der General hinderte ihn nicht allein daran; sondern begegnete ihm so verächtlich und beleidigend, daß Peretti endlich, nicht ohne manche harte Ausdrücke gegen den General und die von ihm gewonnenen Mönche, das Kloster verließ, nachdem er eine lange Protestation, welche seine Beschwerden enthielt, an die Thüre des Refektoriums angeheftet hatte. Hierauf nahm ihm der General und seine Parthey, unter dem Vorwande, daß er sich durch Reden und Anmaßungen mannichfaltig vergangen hätte, das Amt

eines

eines General-Procurators. Schlau genug beſezten ſie dieſe Stelle mit dem P. Varaſe, der ſo ſehr die Gewogenheit des Cardinals Borromeo, welcher in kurzem Protector des Ordens wurde, genoß, daß er, ohngeachtet aller Klagen des Peretti, ſogleich in dieſem Amte von dem Papſte beſtätigt wurde. Kaum konnte damals Peretti den Ausbruch ſeines heftigen Zornes über dieſe Begegnung, nach dem Rathe des Cardinals von Alexandrien, ſeines Beſchützers, mäßigen. Man erzählt, daß ihn dieſer Cardinal kurz darauf bey dem päpſtlichen Hofe in Vorſchlag gebracht habe, nebſt einigen andern geſchickten Mönchen, nach Genf geſandt zu werden; — denn der ehemalige Biſchof von Genf, der jezt zu Annecy in Savoyen lebte, hatte nicht allein den im Jahr 1564 erfolgten Todt des berühmten Reformators von Genf, Johann Calvins, nach Rom gemeldet, ſondern auch, vermuthlich übereilt und aus eigennüzigem Wunſche, verſichert, die gedachte Stadt könnte ſehr leicht unter den Gehorſam des Papſtes zurückgeführt werden, wenn ſich eine Mißion erfahrner Prediger daſelbſt einfände; — daß aber ein Einſichtsvoller Prälat dieſen Entwurf mit der Warnung widerrathen habe, wenn man einen Geiſtlichen, der eben ſo empfindlich beleidigt worden ſey, unter die Ketzer ſchicken wollte, ſo könnte er gar wohl, an Statt dieſe zu bekehren, ein Nachfolger des Calvinus werden.

In kurzem wurde dem P. Peretti das erlittene Unrecht gewißermaaßen vergütet. Der Papſt war im Begriff, einen außerordentlichen Geſandten (Legatus a latere) nach Spanien abgehen zu laßen, der die Sache des vor einiger Zeit wegen Verdachts der Ketzerey gefänglich eingezogenen Erzbiſchofs von

Toledo, Bartholomäus Carranza, eines der angesehensten Theologen seiner Kirche, untersuchen, auch einen kleinen Zwist des Spanischen und Päpstlichen Hofs beilegen sollte. Diesen Auftrag erhielt der Cardinal Buoncompagni: und außer seiner übrigen ansehnlichen Begleitung, wurden ihm zween Theologen mitgegeben, darunter Peretti als Consultor des heiligen Officium, oder des Inquisitionsgerichts, den ersten Rang hatte. Auf dieser Spanischen Reise im Jahr 1565 blieb zwar Peretti auch nicht lange in gutem Vernehmen mit den Römischen Hofleuten im Gefolge des Cardinals; allein auf den Rath eines gleichfalls mitgekommenen Prälaten, änderte er von dieser Zeit an sein hitziges Betragen, und suchte eben so sehr den Ruhm der Verträglichkeit und Gefälligkeit zu erlangen, als man ihm denselben bisher fast einmüthig abgesprochen hatte. In Spanien selbst ehrten und bewunderten ihn seine Ordensbrüder; er half auch daselbst der Inquisition mehr Festigkeit und Ordnung ertheilen: und zum Vortheil eben dieses Gerichts in den Niederlanden, wo man es durchaus nicht annehmen wollte, gab er sich bey den Abgeordneten dieses landes, welche damals an den Spanischen Hof gekommen waren, desto mehr Mühe, weil sie ihm viele Hochschäzung bezeigten. Besonders aber zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, nachdem er auf Verlangen in Gegenwart des Königs und vor einer Menge Großen, bey gewißen außerordentlichen Andachtsübungen, eine italiänische Predigt gehalten hatte, in welcher er jenen Fürsten wegen seines Eifers für die Beschüzung und Ausbreitung des Christenthums sinnreich zu loben wußte. Diese Predigt fand ungemeinen Beifall; er mußte sie drucken laßen; der König beschenkte ihn reichlich

für

für die Zuschrift derselben, und bot ihm unter sehr guten Bedingungen die Stelle seines Hofpredigers an. Allein Peretti dankte ihm für diese zugedachte Ehre; behielt jedoch die Freyheit, den Titel eines Königlichen Hofpredigers zu führen.

Mitten unter diesen Beschäftigungen seines Theologen, erhielt der Legat die Nachricht, daß Pius der vierte im December des Jahrs 1565 aus der Welt gegangen sey. Die Regierung dieses Papstes ist vorzüglich dadurch berühmt geworden, weil er die Tridentinische Kirchenversammlung sehr geschickt und glücklich nach seinen Absichten zu ihrem Ende geleitet hat. Nicht wenige Bischöfe bestrebten sich auf derselben, die durch die Päpste verlornen Rechte ihres Standes wieder herzustellen, und andere kirchliche Verbeßerungen zu bewürken. Der päpstliche Hof hingegen machte alle diese Bemühungen in der Hauptsache rückgängig; befestigte durch eben diese Versammlung sein Ansehen von neuem; ließ den von ihm vorgeschriebenen Lehrbegriff durch Bannflüche gegen alle anders gesinnte Christen verschanzen: und wenn er durch die Schlüße derselben einiges im Zustande seiner Kirche und ihrer Lehrer beßerte, so waren diese Anstalten beinahe nur Mittel, sich gegen eine noch größere Einbuße, als er schon gelitten hatte, zu verwahren. Peretti hatte sich von diesem Papste keine ausnehmende Beförderung zu versprechen, der ohnedieß meistentheils von dem Cardinal Borromeo regiert wurde.

Desto wichtigere und erfreulichere Hoffnungen zeigten sich ihm durch die Wahl seines alten Freundes und Gönners, des Cardinals von Alexandrien, der bereits im Jänner des Jahrs 1566 unter

dem

dem Nahmen Pius des fünften den päpstlichen Stuhl bestieg. Der Legat war, als er den Tod des vorigen Papstes erfahren hatte, zum Conclave zurückgereiset. Er bekam zwar, da er erst im obern Italien angelangt war, von dem neuen Papste Befehl, wieder nach Spanien abzugehen; aber auf seine Vorstellungen wurde es ihm erlaubt, die Reise nach Rom fortzusezen. Auf diesem Wege mit dem Cardinal empfieng Peretti im Genuesischen die erste Gnadenbezeigung des Papstes: ein Breve, durch welches er ihn an die Stelle des vor kurzem verstorbenen Avosta, zum General-Vicarius oder Oberhaupte seines Ordens ernannte. Als ihm in dem Kloster zu Aßisi, dem Geburtsorte des heiligen Franciscus, auf Befehl des Papstes die Siegel des Ordens überreicht wurden, bekam er zugleich zwey Maulesel und ein Pferd für seine Bedürfniße zum Geschenke.

Von der großen Gewalt, welche ihm diese Würde verschaffte, machte er bald einen edeln Gebrauch. Sein treuloser Sekretär Marguti, der aus Furcht vor der verdienten Strafe, sich schon in die Nähe von Genf geflüchtet hatte, aber wieder nach Rom gekommen war, unterwarf sich in einem demüthigen Schreiben an den General der strengsten Züchtigung, und bat zugleich um eine halbe Stunde Gehör, damit er Thränen der Reue zu seinen Füßen vergießen könnte. Peretti antwortete ihm sogleich auf die gütigste Art. Er bediente sich nicht einmal des gewöhnlichen Canzleystils, nach welchem die Generale des Ordens, wenn sie von sich reden, Wir sagen; nannte ihn seinen lieben Bruder und Sohn; versicherte ihm auch, daß er ungeduldig sey, ihm seine väterlichen Gesinnungen, noch an eben demselben Tage zu erkennen zu geben. Die Franciscaner

ner zu Rom, welche die die Gemüthsart ihres Generals kannten, (er hatte würklich vorher, um den Marguti von einem jähen Entschluße abzuhalten, Befehl zu seiner Gefangennehmung ertheilt,) besorgten alles für denselben, als sie ihn in ihr Kloster kommen sahen. Noch mehr erstaunten sie, da sie ihn des Abends in das Zimmer des Generals, wo sie sich hatten versammeln müßen, eintreten, und sich demselben mit einem Strohm von Thränen zu den Füßen werfen sahen. Peretti und alle Anwesende wurden durch diesen Anblick unbeschreiblich gerührt. Man sprach anfänglich nichts; aber, was mehr sagte als alle Worte, Peretti hob den Unglücklichen auf, und umarmte ihn dreymal. In seinen spätesten Jahren gestand er, daß er niemals so sehr bewegt worden sey, nie mit reinern Gesinnungen vergeben habe, als in diesem Falle. Er ließ es dabey nicht bewenden; ertheilte dem P. Marguti mancherley Bequemlichkeiten, und erleichterte ihm kurz darauf die Mittel, Doktor der Theologie zu werden.

Auf der andern Seite vergaß er auch nicht, was er seiner Würde als General schuldig zu seyn glaubte. Seine stets hervorblickende Neigung zu einer gebieterischen Strenge konnte er jezt mehr als jemals befriedigen. Der damalige Papst war von völlig gleicher Denkungsart; ja seine freundschaftliche Gewogenheit gegen den Peretti scheint sich hauptsächlich durch diese Uebereinstimmung gebildet und verstärkt zu haben. Die Unordnungen, welche bey den Franciscanern eingerißen waren, berechtigten ihn auch zu einer Schärfe, welche nirgends treffender angebracht heißen kann, als bey Mönchen, deren ganze Bestimmung außerordentliche Anstrengung

seyn

seyn sollte. Ueberdieß hatte ihm Marguti, der ehemals selbst schlimme Ränke wider ihn spielte, manche geheime Nachrichten dieser Art mitgetheilt. Er war also noch nicht lange im Besitze seines Amtes, als er schon ein Umlaufschreiben an alle Provinciale seines Ordens ergehen ließ, das folgende Erklärungen und Vorschriften enthielt. Da der General fest entschloßen sey, keine Ehrenstellen, Aemter, Aufträge oder Wohnungen, bloß auf Empfelungen, Versprechungen, Geschenke, oder andere unerlaubte Bewerbungen, zu vergeben: so sollten diejenigen, welche, ohne durch ihre Verdienste darauf Anspruch machen zu können, darnach strebten, für ihre Unverschämtheit bestraft werden. Eben so wenig sollten die Provinciale und andere Vorsteher in dem Orden irgend eine Stelle nach eigennüzigen oder partheiischen Bewegungsgründen besezen, wenn sie nicht auch einer strengen Ahndung sich aussezen wollten. Keinem Mönche soll es weiter erlaubt seyn, das empfangene Almosen für sich zu behalten; sondern es soll in einem gemeinschaftlichen Schatze aufbewahret werden. Der General erklärte sich zwar bereit, alle Klagen anzuhören; drohte aber denjenigen Strafe, welche ihn mit geringfügigen Dingen belästigen, und ihre Obern dabey übergehen würden. Den Abtrünnigen sezte er eine Zeit von zwey Monathen, binnen welcher sie unter einer gewißen Büßung wieder aufgenommen werden könnten. Er verbot weiter die so sehr üblich gewordene Abwesenheit außerhalb des Klosters während des Nachts; schrieb eine fleißigere Abwartung des Chors vor, und trug es den Vorstehern der Klöster auf, die unaufhörlichen Zänkereyen und Ränke, die in denselben herrschen, zu unterdrücken. — Außer diesen Verordnungen, hob auch Peretti alle General-

Digitized by Google

talcommißarien in seinem Orden auf, durch welche die Provincialen bisher fast alles ihr Ansehen verloren hatten. Dagegen bestellte er in allen Provinzen Visitatoren mit eingeschränkter Gewalt. Er sezte auch, vermöge des Rechts, das der General damals hatte, an verschiedenen Orten Inquisitoren ein; reiste selbst im Kirchenstaate und im Neapolitanischen herum, damit er den Zustand vieler Klöster mit eignen Augen kennen möchte; führte in dem berühmten Nonnenkloster von St. Clara zu Neapel eine genauere Ordnung ein, und nahm sogar einigen Vorstehern im Orden ihre Aemter. Man fand ihn streng, aber eben nicht ungerecht; nur daß er vom Widerwillen gegen seinen Vorgänger geleitet zu werden schien, indem er allen Befehlen deßelben ihre Gültigkeit entzog.

Der Papst, deßen Vertrauen gegen ihn täglich zunahm, ernannte ihn nicht lange darauf zu seinem außerordentlichen Beichtvater; er gab ihm auch noch im Jahr 1566 das Bißthum S. Agata de' Goti im Königreiche Neapel. Vielen kam es ganz unerwartet, daß ein Mann, dem Pius so sehr gewogen war, und den man nur einen Schritt von der Cardinalswürde entfernt zu seyn glaubte, ein nicht vielmehr als mittelmäßiges Bißthum erhielt. Leti, der übrigens auch hier die Zeitbestimmung um zwey Jahre zu spät angiebt, vergißt doch nicht die Ursachen anzuzeigen, welche den Papst dazu bewogen hätten. Er wollte theils, sagt dieser Schriftsteller, zween Cardinälen gefällig seyn, welche ihm den Procurator des Franciscanerordens zu dem höchsten Range in demselben eifrig empfolen; theils war es seine Absicht, sich des Peretti als eines Gesandten zu den Fürsten seiner Kirche zu bedienen, die

er

er in ein gemeinschaftliches Bündniß zu vereinigen suchte: und ein Bischof oder Prälat konnte sich zu dieser Zeit an den Höfen weit mehr Glück in seinen Unterhandlungen versprechen, als ein Franciscanergeneral. Dazu sezt Leti noch einen geheimern Bewegungsgrund. Der Papst soll ihn bestimmt haben, als Bischof ein Beisizer des außerordentlichen Raths von vier Cardinälen und drey Prälaten zu seyn, den er wöchentlich dreymal auf seinem Zimmer zusammen kommen ließ, um nach dem Gutachten deßelben einen Entschluß über die Angelegenheiten von England zu faßen. Würklich war es Peretti, der nach der Neigung des Papstes, und auf nachdrückliches Anhalten des Königs von Spanien, Philipps des zweyten, die Excommunications-Bulle wider die Königinn von England, Elisabeth, im Jahr 1569 italiänisch aufsezte; die aber im folgenden Jahre lateinisch bekannt gemacht wurde. Elisabeth wird in dieser Bulle wegen so vieler Anstalten zur Einführung der Kirchenverbeßerung in ihrem Reiche, (ob sie gleich dabey nichts weniger, als eine Nachahmerinn ihrer Stiefschwester und Vorgängerinn der Königinn Maria war, die durch Hinrichtung vieler ihrer Unterthanen, das Ansehen des Papstes und der Römischkatholischen Religion in England wieder hergestellt hatte;) vor eine ketzerische Fürstinn erklärt; sammt allen ihren Anhängern mit dem Kirchenbanne belegt; (eine ganz vergebliche Strafe, nachdem sie sich selbst schon von der päpstlichen Kirchengemeinschaft abgesondert hatte,) es wird ihr, als einer überdieß unehlichen Prinzeßinn, alles Recht an die Krone und ihre Länder abgesprochen; endlich werden auch ihre Unterthanen von dem ihr geleisteten Eide der Treue loßgebunden; es wird ihnen zugleich verboten, ihr weiter im geringe-

ringsten nicht zu gehorchen. Diese Bulle, des dreyzehnten Jahrhunderts würdiger als des sechszehnten, und die mehr ein Abdruck von dem Eifer Pius des fünften für seine geistliche Hoheit, als von seiner Staatsklugheit war, erhielt seinen so vollkommenen Beifall, daß er den Verfaßer derselben nicht genug rühmen konnte.

Peretti hatte um die Zeit, als er Bischof wurde, seinen Vater verloren. Man erzählt, daß er bey dieser Gelegenheit gesagt habe: „Wäre „mein Vater nicht eines natürlichen Todes gestor„ben, so müßte ihm die Freude das Leben gekostet ha„ben, wenn er den Bischofshut auf meinem Kopfe „gesehen hätte.“ Er belohnte nunmehr den Pfarrer von Grotte, der seine Eltern in ihren lezten Jahren freundschaftlich gepflegt hatte, indem er ihm ein Canonicat verschaffte, und auch seine Vettern versorgte. Als er aber selbst in sein Bißthum abgehen wollte, hielt ihn der Papst mit den Worten davon zurück, er möchte sich begnügen, dem Oberhaupte der Kirche zu Rom zu dienen; dadurch werde er sich mehr Verdienst und Nutzen erwerben. Ohnedem hatte ihn auch der Papst zum Apostolischen Vicarius, oder auf einige Zeit zu seinem Bevollmächtigten ernannt, um in dem Franciscanerorden manche verbeßerte Einrichtungen zu treffen. Er bereiste in dieser Absicht einige Gegenden; erwies auch dabey zween Mönchen, die sonst unter seine Feinde gehört hatten, Wohlthaten; bis er nach der Wahl eines neuen Ordensgenerals im Jahr 1568 seine Würde niederlegte. Einmal besuchte er wenigstens sein Bißthum; sezte aber gleich zur Verwaltung deßelben einen Vicarius. In dem Schreiben, worinne er dieses der Geistlichkeit seines Kirchensprengels mel-

dete, sezte er nicht allein eine geistliche Rathsversammlung fest, die unter jenem Oberhaupte kirchliche Angelegenheiten von Wichtigkeit untersuchen und entscheiden sollte; sondern trug auch derselben auf, gewiße Ausschweifungen zu unterdrücken, die dort im Schwange giengen. So hatten bisher viele Geistliche seines Bißthums die Erlaubniß erhalten, Beichte zu sitzen, ohne die nöthige Geschicklichkeit dazu zu besitzen. Alle diese Vergünstigungen hob er auf, (das Recht, welches die ordentliche Seelsorger dazu hatten, ausgenommen,) und befohl, daß ein jeder, der Beichtvater werden wollte, von dem geistlichen Rathe geprüft werden, und wenn er tüchtig befunden würde, auf drey Jahre diese Befugniß erlangen, nach Verlauf derselben aber von neuem geprüft werden sollte, damit sie nicht in ihrer Anstrengung nachlaßen möchten. Eben so war es durch die Nachsicht des vorigen Bischofs geschehen, daß manche, die kaum lesen konnten, zu Geistlichen geweiht worden waren; eine desto strengere Prüfung aller, die sich zu diesem Stande melden würden, befohl jezt **Peretti** an. Scharfe Strafen verordnete er gegen die Geistlichen, welche Beischläferinnen hielten; verbot den Pfarrern, auch nur eine einzige Nacht außer ihrem Hause zuzubringen, und prägte ihnen auch die Sittenverbeßerung weltlicher Personen ein.

Auf alle diese Gnadenbezeigungen des Papstes gegen den **Peretti**, folgte im Jahr 1570 die höchste, welche er ihm erweisen konnte: er ertheilte ihm die **Cardinalswürde** unter dem Titel von **St. Simeon**, den er bald mit einem andern, **St. Hieronymus der Sklaven**, vertauschte: Titel, welche die Cardinäle von den Kirchen zu **Rom** zu führen pflegen.

pflegen. Er selbst hatte sich schon seit mehrern Jahren von seiner väterlichen Stadt Bruder Felix Peretti von Montalto geschrieben; seit dieser Zeit aber nannte er sich schlechtweg den Cardinal Montalto. Außer der ungemeinen Gewogenheit und Hochschäzung, welche Pius der fünfte gegen ihn hegte, war es auch das dankbare Andenken an den Cardinal Carpi, das ihn dazu bewog, indem dieser nur darum gewünscht hatte, Papst zu seyn, um den Peretti zum Cardinal erheben zu können. Der Papst wollte auch zu gleicher Zeit ein Merkmal seiner Zuneigung gegen den Franciscanerorden geben; er, der selbst ein Dominicaner war, und mehr als Ein Mitglied dieses Ordens mit dem Peretti zum Cardinal machte, wünschte, daß beide, sonst gar nicht mit einander einige Gesellschaften, sich immer mehr verbinden möchten. Wie es bey neuernannten Cardinälen, die kein Vermögen besitzen, gewöhnlich ist, sezte der Papst ihn und einige andere durch seine Freygebigkeit in den Stand, diese Würde auch im äußerlichen Aufzuge behaupten zu können. Er schenkte ihm eine Summe Geldes, und verschiedene kostbare Geräthschaften; wies ihm auch ein Jahrgeld von zwölfhundert Scudi, (welche Römische Münze etwas mehr als einen Reichsthaler beträgt,) an.

Hier bringt Leti abermals geheimere Nachrichten an, die er durch eine Urkunde außer Zweifel zu sezen sucht. Sobald Montalto Cardinal geworden war, schreibt er, fieng er an zu glauben, daß ihn das Glück nunmehr gewiß zum päpstlichen Range hinauf führen werde. Am ersten Abend also nach seiner Erhöhung, entwarf er ein Selbstgespräch, das ihm zur Vorschrift bey seinem künftigen Betra-

gen, besonders auch in Rücksicht auf Schwierigkeiten, die ihm in den Weg treten könnten, dienen sollte. Dieses ziemlich lange Selbstgespräch, von seiner eigenen Hand geschrieben, fand man nachmals unter den Papieren des Cardinals Castagna seines Freundes. Zuerst bittet er darinne Gott, sein Gemüth durch die Strahlen seiner Liebe aufzuklären damit er die ihm bestimmte Bahn recht kennen lerne. Zu welchem Endzwecke, ruft er aus, hat mich wohl der Regierer der Welt von der Besorgung einer schmutzigen Heerde zum Lehramte seiner Kirche, und nach und nach zur Purpur geführt? Nur deswegen, um mich von unzähligen Verfolgungen zu befreyen. Sollten wohl so viele seltsame Begebenheiten meines Lebens nichts Wunderbares an sich haben? Sollte ich vielleicht um Nichts aus dem Staube gezogen worden seyn? um keiner wichtigen Absicht Willen so mächtige Freunde bekommen haben? Hierauf erinnerte er sich der vielfachen scherzhaften und andern Vermuthungen oder Ahndungen, durch welche ihm von andern der päpstliche Thron verkündigt worden war; auch daß ihm selbst, seitdem er mit der Welt bekannt wurde, die Einbildungskraft keinen anderen Gedanken so lebhaft aufgedrungen habe, als diesen, daß er dereinst Papst werden könne. Allein wer hat mir, frägt er, dieses so tief eingedrückt? Ist es ein Gestirn, das mich regiert? oder ein Engel, der mich leitet? oder die Vorsehung, welche alle Schätze in der Welt austheilt? Er macht sich darauf die Einwürfe, daß es, ob er gleich so nahe an die päpstliche Würde gekommen sey, doch ihm, der den größten Theil seines Lebens im Kloster zugebracht; keine mächtigen Anverwandten habe, in keinen wichtigen Geschäften und Bedienungen geübt worden sey, überaus schwer fallen müße, dieselbe zu erhalten.

Mir

Mir dieſes in den Kopf zu ſezen, ſagt er, iſt eben ſo viel, als wenn ich an dem heilenden Teiche von Bethesda Antheil nehmen wollte, ohne einen Engel zu haben, der ihn für mich bewegte. Wenn der gute Wille, fährt er fort, oder die gute Meinung von ſich ſelbſt, hinlänglich wäre, die Thüre zum Papſtthum zu öffnen: ſo würde ich eher als jeder andere hineingehen. Wenn die göttliche Vorſehung, wie man glauben muß, die Päpſte macht: ſo verzweifle ich nicht daran. Sie weiß am beſten, wie meine Entwürfe, mein Eifer und meine gute Einrichtung beſchaffen ſeyn würde, wenn ich Papſt wäre; ſie allein könnte mir die Thüre gegen alle menſchliche Widerſezungen öffnen. Ich würde alsdenn machen, daß alle Staatsklugen in der Welt ausrufen müßten: Wie kommt dieſer zur Wißenſchaft, da er ſie doch nicht erlernt hat? Wie kann ein kleiner Mönch, von ſchlechter Herkunft, und ohne die geringſte Erfahrung, allein im Stande ſeyn, Rom zu verbeßern, die Mißbräuche, Ausſchweifungen und Verbrechen zu vertilgen; den Wundern der alten Römer neue entgegen zu ſtellen, und zu einer Zeit, da das Volk bekümmert lebt, Schäze in der Engelsburg zu häuffen? Doch wenn dir der Himmel die Hand bietet: ſo mußt du ihm auch die deinige bieten. Getroſt, Montalto! rufe durch die Trommel deiner Klugheit allen Geiſt und Witz zuſammen, um dir rathen zu laßen, durch welche Mittel du in den Vaticaniſchen Pallaſt gelangen könneſt. Du haſt keine Freunde, keine Anverwandten, keine Stüzen, keine Anhänger, keine Reichthümer, keine ſichtbaren Verdienſte, keinen Begriff von einer guten Regierung; du mußt alſo andere Wege betreten! Alle, die dich als Mönch kannten, wirſt du zu Feinden haben; ſie werden dich als einen

unverträglichen, jähzornigen, strengen und hals
rigen Menschen ausschreyen. Du mußt also d
würklich hitzige und rauhe Natur mit einem Se
von Güte bedecken. Du mußt die löwenhaut li
laßen, und dafür das Fell eines lamms um dich
men. Du, der du nicht die geringste und lei
ste Beleidigung hast dulden können, mußt
nunmehr gefaßt machen, viele und die gröbste
ertragen. Wer sich nicht verstellen kann, ver
nicht zu leben. (Qui nescit fingere, schreibt er
einem lateinischen Sprüchworte, nescit vive
Verstellung ist das geschickteste Werkzeug, un
Gemüther der Menschen zu betrügen; aber sie
so angebracht werden, daß sie natürlich zu seyn
ne. Wenn ich bloß für mich und meinen Eh
Papst zu werden wünschte: so könnten solche
stellungskünste das Gewißen ängstigen. Da
meine Absicht nur darauf gerichtet ist, den R
des Staats und die gute Ordnung in der Kirc
befördern: so müßen solche Fehler die besten A
kungen hervorbringen. Doch wie wird es mir
lich seyn, meine eigenen leidenschaften zu bänd
meiner Gemüthsart Gewalt anzuthun, und
lebend begraben zu werden. Es ist nöthig,
vor ein Muster von Vollkommenheit, einen S
von Demuth, und ein Beispiel von Heiligkeit h
zu laßen. Weil ich gelehrt, von starker Leib
schaffenheit, ungeduldig, eigennüzig, und lieb
einer guten Mahlzeit bin: muß ich mich in der
sezen, von allen diesem das Gegentheil zu seyn.
einmal sage ich: Getrost, Montalto! eri
dich oft, daß die größten Monarchen um einer
voll Ehre Willen, viele Jahre hindurch ihr
alle Augenblicke gewagt haben, und endlich, ohn
selbe zu erlangen, gefallen und in ihrem ei

Blute begraben worden sind. Desto mehr können wir ähnliche Versuche am Geist und Körper machen, um uns die Hoffnung des Papstthums zu versichern. — Daß man durch diese Schrift, wenn sie ächt ist, viele tiefe Blicke in das Herz des Montalto thun können, fällt in die Augen. Der Umstand, den Leti für ihre Glaubwürdigkeit anführt, ist wenigstens, so viel man weiß, unbestritten geblieben: und, was eben so wichtig bey ihrer Beurtheilung ist, sein Betragen bis zur erlangten päpstlichen Krone, war würklich so beschaffen, wie es in diesem Aufsaze entworfen ist. Es könnte zwar scheinen, daß ein so frühes und merkliches Bestreben nach der päpstlichen Würde, nicht der Weg gewesen sey, auf welchem Montalto zu derselben vorzudringen hoffen konnte. Aber außerdem, daß es eine geheime Vorschrift war, die er für sich allein aufzeichnete, war man auch berechtigt, seine veränderte Aufführung als eine Frucht reiferer Jahre und wachsender Klugheit, nicht einer bloßen Verstellung, anzusehen.

Montalto wurde, nachdem er Cardinal geworden war, von dem Papste zu mancherley wichtigen Angelegenheiten gebraucht. Dieser machte ihn zum Vorsteher von drey Congregationen, (oder Regierungs-Collegien, die aus Cardinälen, Prälaten, auch wohl Theologen bestehen,) von der Congregation der Bischöfe, welche alle über und unter diesen entstehenden Streitigkeiten entscheidet; der Tridentinischen Synode, von welcher die richtige Erklärung der Schlüße dieser Kirchenversammlung, die hin und wieder dunkel und zweydeutig sind, bestimmet wird; und der verbotenen Bücher, deren Verzeichniße nebst andern den Druck der Schriften betreffenden Verordnungen, sie ausfertigt.

Durch seine glückliche Unterhandlungen mit dem Spanischen Gesandten, erwarb sich **Montalto** insonderheit ein ausnehmendes Verdienst um den Papst. **Pius** der fünfte hatte für seinen Nuncius in Spanien eine kirchliche Gerichtsbarkeit errichtet, Kraft welcher dieser Gesandte päpstliche Befehle bekannt machte und vollstreckte, geistliche und weltliche Personen nach **Rom** und vor sich forderte, richtete und bestrafte, ohne daß der König um seine Einwilligung ersucht wurde. Auf der einen Seite handelte der Papst nach den Grundsäzen der sogenannten **kirchlichen Immunität**, oder der gänzlichen Unabhängigkeit und Befreyung von landesherrlichen Gesezen, Gerichten, Steuern und Abgaben, die sich die Geistlichkeit seit mehrern Jahrhunderten erfochten hatte, und die **Pius** vornemlich auf das Höchste zu treiben suchte. Da die römischkatholische oder päpstliche Kirche schon lange einen eigenen Staat in jedem weltlichen Staate ausmachte: so konnte auch ihr Oberhaupt darinne nach Gefallen seinen Richterstuhl aufschlagen, vor dem sich sogar der Fürst selbst wegen gewißer Angelegenheiten stellen mußte. Auf der andern Seite geriethen freylich die Rechte und die Herrschaft des Königs über seine Unterthanen, mit jenen angemaaßten Freyheiten und Befugnißen in einen Streit, der für ihn höchst nachtheilig auszufallen drohte; wie dieses noch immer in tausend Fällen das Schicksal der weltlichen Regierung ist, wenn sie mit der geistlichen zusammenstößt. Unterdeßen hatte **Philipp** der zweyte, voll abergläubischen Eifers für seine Religion, und für ihre Römische Quelle, zu wenig scharfes Gefühl, um solche Eingriffe zu empfinden und zu ahnden; so lange sich die Päpste seinen Vergrößerungsabsichten nicht widersezten, (und sie beförderten

foderten dieselben vielmehr,) war er ihr Verehrer bis zum Kriechenden. Leti behauptet daher auch, Pius der fünfte habe die Absicht gehabt, indem er sein Ansehen in dem Reiche, den mächtigsten aller damaligen Monarchen, so gebieterisch feststellte, die übrigen Fürsten seiner Kirche desto leichter daran zu gewöhnen, daß sie sich eben daßelbe gefallen ließen. Philipp fand allerdings, daß die Dreistigkeit des Papstes im Königlichen Gebiete etwas zu weit gehe. Er sandte den Großcomthur von Castilien im Jahr 1571 nach Rom, um sich darüber zu beschweren. Montalto hatte, bey seinem Aufenthalte in Spanien, mit diesem Herrn eine freundschaftliche Verbindung eingegangen; der Papst trug es ihm also auf, diesen Zwist mit demselben auszugleichen. Der Cardinal that dieses auch so geschickt, daß der Großcomthur zwar mit vielen Geschenken, besonders solchen, die dem Papste nichts kosten, die heilige Leiber und Reliquien, abreiste, aber in der Hauptsache gar nichts ausrichtete. Ohngefähr eben so entstanden in unsern Tagen die Streitigkeiten über die Nunciaturgerichte in Deutschland: und sie werden auch, (wenn es erlaubt ist, diese Vermuthung hinzufügen,) einen ähnlichen Ausgang haben. Diese Gerichte mögen immerhin eingeschränkt oder aufgehoben werden; so lange die Macht stehen bleibt, der an ihrer Erhaltung so viel gelegen ist, so werden sie über kurz oder lang wieder aufleben. Uebrigens war der Papst mit diesem Dienste, den ihm Montalto geleistet hatte, ungemein zufrieden; er umarmte ihn in Gegenwart einiger Cardinäle, und versicherte, daß er bloß dadurch verdient habe, Papst zu werden.

Wollte man dem Leti oder vielmehr einen gewißen Salvini, auf den er sich beruft, ohne Be-

denken folgen: so müßte man glauben, daß Montalto es gewesen sey, der eben diesen Papst veranlaßt habe, die so berühmte Nachtmahls-Bulle (Bulla in Coena Domini) auszufertigen. Dieses päpstliche Gesez, das von dem Fest des Nachtmahls Christi, oder vom Grünen Donnerstage, an welchem es sonst feyerlich in den Kirchen zu Rom abgelesen wurde, den Nahmen führt; das aber in den neuesten Zeiten von den Römischkatholischen Fürsten selbst aufgehoben worden ist, weil es einen für sie so beleidigenden und schimpflichen Inhalt hat, schleudert Bannflüche nicht allein wider alle sogenannte Ketzer und Ungläubige; sondern auch wider alle Freunde und Beschützer derselben, wider die Fürsten, welche sie in ihren Ländern dulden, oder Bündniße mit ihnen stiften; besonders aber wider alle diejenigen, welche die Gerichtsbarkeit und die Güter der Geistlichkeit, durch Einschränkungen, geforderte Abgaben, oder auf eine andere Art anzugreifen sich unterstehen. Allein dieses Kirchengesez ist weit älter, als Pius der fünfte. Er hat zwar den wichtigen Zusaz zu demselben gemacht, daß auch diejenigen, welche eine allgemeine Kirchenversammlung über den Papst erheben würden, (mithin in der That der deutsche und französische Theil seiner Kirche,) dem Bannfluche unterworfen seyn sollten; er hat mit dem heftigsten Eifer auf die Annehmung dieser Bulle gedrungen, und in verschiedenen Ländern, selbst von Seiten des Königs von Spanien, Widerstand dagegen empfunden. Gleichwohl steht sie nicht unter seinen Gesezen, in der Hauptsammlung päpstlicher Verordnungen, oder im großen Römischen Bullarium. So viel könnte wohl von der gedachten Nachricht wahr seyn, daß Montalto jenen Zusaz angerathen hätte. Ob er sich also wegen dieser Bulle,

wie

wie Leti noch hinzusezt, bey den Gesandten zu Rom, die sich laut über dieselbe beschwerten, entschuldigt, und seitdem noch sorgfältiger alles vermieden habe, was ihn an den Römischkatholischen Höfen verhaßt machen konnte? beruht auch bloß auf der Festigkeit dieser gesammten Nachricht.

Gelehrte Beschäftigungen nahmen auch noch immer keinen geringen Theil von der Zeit des Montalto ein. Er hatte bereits als General mit einigen andern an einer verbeßerten Ausgabe jener alten Sammlung von Kirchengesezen gearbeitet, welche das Dekret des Gratians heißt, und die Grundlage des päpstlichen Gesezbuchs abgiebt. Auch hatte ihn noch Pius der vierte aufgetragen, die Werke der lateinischen Kirchenväter von den vielen Schreibfehlern zu reinigen, welche die Päpste veranlaßten; das Lesen derselben zum Theil zu verbietrn. Pius der fünfte bestätigte dieses: und Montalto wählte insonderheit die Schriften des Ambrosius, Bischofs von Meiland, gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, der plözlich aus einem Statthalter ein so ansehnlicher Lehrer der Kirche hatte werden müßen; den aber auch sein Eifer und seine Beredsamkeit bald auf dem geraden gemeinnüzlichen Wege fortgeführt, bald über alle Schranken hinausgerißen haben.

Die lezte wohlthätige Handlung Pius des fünften gegen seinen Freund Montalto war, daß er ihm im Jahr 1572 an Statt des Bißthums S. Agata das Erzbißthum Fermo im Kirchenstaate ertheilte. Er starb am ersten May eben dieses Jahrs. Einer seiner Nachfolger hat ihn im Jahr 1712 feyerlich unter die Heiligen seiner Kirche versezt;

Digitized by Google

sezt; allein die Geschichte, welche mit canonisirten Heiligen nicht anders umgeht, als wie mit den übrigen Menschen, weiß von keinen Ansprüchen, die er an einen so hohen Rang machen könnte. Sie stellt ihn als einen der hitzigsten Eiferer für seine Hoheit, und beinahe als einen Inquisitor auf dem Throne vor, wie er es ehedem im Kloster gewesen war. Nicht genug, daß er die Protestanten und ihre Fürsten selbst mit Bannflüchen verfolgte, so weit dieselben reichen konnten, ließ er sogar einige Italiänische Gelehrte, die er vor solche Ketzer hielt, hinrichten; schickte einen Hauffen Kriegsvölker nach Frankreich, um in dem damaligen innerlichen Kriege dieses Reichs, auch etwas zur Unterdrückung der Protestanten daselbst beyzutragen, wandte auch sonst viel Geld und nicht wenige geheime Mittel an, um dieser Religionsparthey und ihren Regenten allen möglichen Schaden zuzufügen. Doch erreichte er nur einen geringen Theil dieser Absicht: und in seiner Kirche selbst war er oft nicht glücklicher, wenn er sein Ansehen auf eine neue Art stärken wollte. Die vollkommene Einführung und gesezmäßige Gültigkeit der Tridentinischen Kirchenversammlung gelang ihm gar nicht nach seinen Wünschen. Der Kaiser Maximilian der zweyte widersprach ihm, als er es wagte, den Herzog von Florenz zum Großherzoge zu erheben. Spanien, Frankreich und Venedig nahmen sein Verbot, der Geistlichkeit keine Steuern abzufordern, nicht an. Durch den gewaffneten Beistand, welchen er zum Seekriege wider die Ottomannen leistete, erwarb er sich zwar einigen Ruhm; auch war seine Regierung rein und streng; allein die Regierungsklugheit eines Fürsten fehlte ihm: seine Anverwandten, die er an den Hof und zur Staatsverwaltung zog, erlaubten sich daher viele

Er-

Erpreßungen und Gewaltthätigkeiten; und da ihn seine Härte ohnedieß bey dem Römischen Volke verhaßt gemacht hatte, hörte es seinen Todt nicht ohne Merkmale der Freude.

Für den Cardinal **Montalto** war dieser Verlust desto empfindlicher. Er gieng nun mit den übrigen zu **Rom** anwesenden Cardinälen, ins **Conclave**, oder in die im Vaticanischen Pallaste angelegten Cellen, wo sie bis zur vollzogenen Wahl eines neuen Papstes eingeschloßen bleiben. Hier aber betrug er sich eben so, als wenn er noch in einer Mönchsstelle lebte; erschien nur bey der Meße; stellte sich in allem, besonders in den Ränken der Partheien, die dort so lebhaft betrieben werden, unwißend, und versicherte denen, welche ihn darein ziehen wollten, er sey entschloßen, bloß sichern Spuren zu folgen, damit er nicht, bey seinem Mangel an Erfahrung, Fehltritte begehen möchte. Man merkte zum Theil die Absicht dieser erzwungenen Einfalt an einem Manne, der lange vorher so viele Thätigkeit bewiesen hatte. Der Cardinal **Gambara**, der sich vergebens bemühte, ihn für einen der Mitbewerber um die päpstliche Krone einzunehmen, sagte zu ihm beym Abschiede, er möchte diese Einsiedler-Aufführung für eine andere Zeit aufheben, weil diesmal gar keine Hoffnung für ihn vorhanden sey. Unterdeßen fuhr **Montalto** fort, gegen einen jeden Cardinal zu erklären, er wiße in seinem Gewißen nicht, wem er seine Stimme geben sollte; er halte sie alle vor würdig, und wünschte nur so viel Stimmen zu haben, als ihrer wären.

So wurde also auch, ohne seine geringste Theilnehmung, noch im May des Jahrs 1572 der Cardinal

dinal Buoncompagno zum Papste gewählt, der sich den Nahmen Gregorius der dreyzehnte beilegte. Montalto schien über diese Wahl überaus erfreuet zu seyn: es war eben derselbe Cardinal, mit dem er, als päpstlichem Gesandten, ehemals nach Spanien gereiset war. Dennoch achtete ihn der neue Papst sehr wenig; zog ihn auch auf keine Weise hervor, und nahm ihm sogar das Jahrgeld von zwölfhundert Scudi, das ihm sein Vorgänger ertheilt hatte. Als ihm einer von den Cardinälen, der ein Freund des Montalto war, darüber Vorstellung that, antwortete ihm der Papst: Wollen Sie ihm ein Jahrgeld aus Ihrem Vermögen geben, so sollen Sie meinen Seegen dazu bekommen. Ob diese Abneigung, welche ihn Gregorius fühlen ließ, daher entstanden sey, weil er mit Pius dem fünften in übeln Vernehmen gelebt hatte, und seinen Freund Montalto vor eben so hartherzig hielt, als jener gewesen war? oder ob er denselben, auf seiner Spanischen Reise von einer ihm mißfälligen Seite kennen gelernt habe? das sind nichts als ungewiße Muthmaaßungen.

Montalto selbst entfernte sich so geflißentlich von allen öffentlichen Geschäften, daß ihm der Papst, wie Leti meldet, diese erkünstelte Eingezogenheit etwas bitter vorzuwerfen nöthig erachtete. Eine Versammlung von Cardinälen, darunter auch Montalto seyn sollte, war dazu bestimmt, über einen Antrag zu berathschlagen, den ein Jüdischer Kaufmann von Constantinopel zu Rom that, daß man eine Auswechselung von so vielen Christen-Sclaven, die sich in der Gewalt der Türken befanden, gegen eine Menge gefangener Türken unter den Christen treffen möchte. Montalto entschuldigte sich, bey dieser

ser Congregation zu erscheinen, unter dem Vorwande, er verstehe diese Angelegenheit nicht; dazu gehöre Kenntniß des Kriegs und der Handlung; seine Beschäftigung aber bestehe bloß im lesen theologischer und moralischer Bücher. Man erzählt, daß der Papst, da man ihm dieses meldete, gelacht, und bald darauf zum Montalto gesagt habe: Sie „trachten auch gar zu hastig nach dem Papstthum, „unter dem Mantel einer großen Einfalt. Wir wol„len, wenn es Gott gefällt, den Cardinälen Zeit ge„nug laßen, um an Sie zu denken. Das Geschäfte, „wozu wir Sie berufen, betrifft das Wohl von vie„len, welche in der Sclaverey leben. Die Ent„schuldigung ihrer Unfähigkeit gilt nicht viel, weil „Wir Sie hinlänglich kennen. Wenn Sie mit „dem Geiste unterhandeln wollten, den Sie hatten, „als Sie Unser Gesandschafts-Theologe waren: so „würde alles gut gehen.“

Mißlich und sogar gefährlich war die Stellung immer, welche Montalto gewählt hatte. Indem er sich das Ansehen der äußersten Mäßigung und Bescheidenheit gab, konnte es leicht geschehen, daß er von seinem großen Ziele mehr abwich, als sich demselben näherte. Wenn gleich nicht alle Augen am päpstlichen Hofe scharfsichtig genug waren, um sein Spiel zu überschauen; so schadete ihm doch auch die Meinung derer, welche Schüchternheit oder Liebe zur Bequemlichkeit an ihm zu erblicken glaubten. Es war nicht wohl möglich, auf einer so abgelegenen fast leblosen Bahn diejenige Erfahrung zu gewinnen, die er zu seinen Absichten nothwendig brauchte. Vielleicht war er auch selbst mit sich über die ergriffenen Maaßregeln nicht völlig einig. Er wich jedem Antheil an wichtigen Angelegenheiten aus;

aus; und doch glaubte man ihn mißvergnügt darüber zu sehn, daß ihn der Papst von allen Congregationen und Berathschlagungen ausschloß, zu denen eine bewährte Klugheit erfordert wurde. So schlug man ihn dem Papste zum Mitgliede einer Congregation vor, welche dafür sorgen sollte, daß die im Jahr 1576 in Italien wütende Pest nicht auch in den Kirchenstaat eindränge. Allein der Papst wies den Antrag mit den Worten ab, zu einem solchen Geschäfte gehörten wachende Menschen, nicht schlafende. Als bald darauf die innerlichen Kriege in Frankreich und in den Niederlanden zum Schaden der Römischkatholischen Religion auszuschlagen schienen, ließ Gregorius öffentliche Gebete von vierzig Stunden deswegen anstellen, und versammlete die Cardinäle öfters, um Hülfsmittel dawider ausfindig zu machen. Er hörte, daß Montalto darüber geurtheilt habe, Gebete und Consistorien wären hierzu nicht hinreichend; hielt daher eine lange Unterredung mit demselben, sagte aber nach ihrer Endigung, er wäre jezt eben so klug, wie vorher. Wahrscheinlich zeigte es sich auch hier, daß der Papst wider ihn eingenommen sey. Denn er verwaltete seine Stelle bey dem Inquisitionsgerichte noch immer sehr wohl; er hatte auch dem Papste bey einer sehr merkwürdigen Gelegenheit, wo dieser Ehre und Schande einerndten konnte, einen Rath gegeben, den Gregorius billig hätte folgen sollen. Dieser war nicht lange auf den Thron gekommen, als er aus Frankreich Nachricht von der abscheulichen Bartholomäusnacht bekam, da im August des Jahrs 1512 so viele tausend Reformirte, die im Vertrauen auf den von ihrem Könige und ihren Römischkatholischen Mitbürgern beschwornen Frieden, lebten und schliefen, von eben denselben grö-

sten-

stentheils des Nachts überfallen und ermordet wurden. Der Französische Hof, der sich durch diese treulose Veranstaltung selbst in den Augen aller Rechtschaffenen seines Reichs entehrte, glaubte dem Papste mit der Nachricht von einem so schnell würkenden Mittel zur Ausrottung der vermeinten Ketzer in seinem Reiche, viele Freude zu machen. Allein Gregorius der dreyzehnte hatte nicht die harte blutgierige Seele Pius des fünften. So willkommen ihm die Verminderung der Ketzer seyn mußte; so gefielen ihm doch Gewaltthätigkeiten nicht, die ohne allen Schein von Gerechtigkeit ausgeübt wurden. Er berief die Cardinäle zusammen, um ihre Meinung über das Verhalten zu erfahren, das seiner bey dieser Gelegenheit würdig wäre. Noch besonders fragte er den Montalto um seine Gedanken: ihn, der zwar strengere Gesinnungen hatte, als der Papst; aber sie doch durch die Mäßigung, die ihn Menschenkenntniß lehrte, für denselben gefällig herabzustimmen wußte. Er behauptete also gegen den Papst, daß, so wünschenswerth auch die Reinigung der Kirche von Ketzereyen wäre, doch solches durch rechtmäßige und menschliche Mittel bewürkt werden müße. Schon den Juden sey das göttliche Gesez, Du sollst nicht tödten, eingeschärft worden, die zwar genug Bösewichter unter sich gehabt, allein doch zu übereilt gesteinigt hätten. Pius der fünfte, der mit der Zufriedenheit aus der Welt gegangen sey, die Türkische Seemacht, auch durch seine Hülfe, zu Grunde gerichtet zu sehen, habe doch zugleich gesagt, die Türken könnten sich nicht beklagen, daß die Christen nach dem Blute ihrer Feinde dürsteten, weil alles in einem gerechten Kriege geschehen sey. Klar wären die Worte der Schrift: Ich will nicht den Todt des Sünders; sondern daß er sich bekehre und

lebe. Jezt hingegen wären durch einen offenbaren Betrug so viele tausend Seelen von Ketzern, die im Vertrauen auf die Königliche Treue lebten, dem Teufel geopfert worden; würden wohl die übriggebliebenen dieses eine Bekehrung zum Leben nennen können? Er zog daraus den Schluß, daß es nicht anständig sey, vor den Augen des Papstes, Freudensbezeigungen wegen dieser Begebenheit zu Rom anzustellen, wie einige riethen, weil dieses mit der gütigen Gemüthsart Seiner Heiligkeit, die selbst von den Ketzern bewundert werde, streite; und weil man es auch nicht merken laßen dürfe, daß sich die christliche Kirche am Blutvergießen ergöze; wenn es gleich Ungläubige träfe. Obgleich dieses Gutachten dem Papste gefiel; so ließ er doch wegen der Pariser Mordnacht in den Kirchen feyerliche Danksagungen ablegen: das Geschüz der Engelsburg lösen, und andere Zeichen einer öffentlichen Fröhlichkeit geben: weniger, wie es scheint, nach seiner Neigung, als um gegen den Hof erkenntlich zu seyn, der ihm durch seine meuchelmörderische Anstalten einen großen Dienst erwiesen zu haben glaubte.

Es gab noch andere Gelegenheiten genug, bey welchen der Papst den Cardinal Montalto nicht ganz übergehen konnte, und wo sich ihm deßen Vorschläge empfolen; ohne daß dadurch seine Gewogenheit gegen ihn selbst zugenommen hätte. Als der Großfürst von Rußland Iwan (oder Johann) der zweyte im Jahr 1581 einen Gesandten an den Papst schickte, um durch seine Vermittelung desto leichter den Frieden mit dem Könige von Pohlen schließen zu können, war es Montalto, dem, weil er unter allen Cardinälen am fertigsten lateinisch sprach, die Unterhandlungen mit diesem Ausländer ver-

vorüglich aufgetragen wurden. Er soll ihn auch dahin gebracht haben, daß er bey dem Gehöre, welches ihm der Papst ertheilte, demselben den Fuß küßte; ein für ihn anstößiger Gebrauch, über welchen er erst von seinem Fürsten Verhaltungsbefehle hatte einholen wollen. Eben dieser Gesandte soll, da er das demüthige Betragen, und die schlechte häusliche Einrichtung des Montalto sah, geurtheilt haben, dieser müße ein unehlicher Bruder der übrigen so reichen und stolzen Cardinäle seyn. Man glaubt nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß Iwan durch seine Gesandtschaft nach Rom sich den Weg zu einem noch weit ausgebreitetern Entwurfe, zur Stiftung eines Bündnißes der ansehnlichsten Römischkatholischen Fürsten und Staaten gegen die fürchterlich anwachsende Türkische Macht, durch den Papst, das Oberhaupt der erstern, habe bahnen wollen. Genug, Gregorius, dem es überaus schmeichelnd war, von dem Fürsten einer Kirche, die sich längst von der Römischen gänzlich getrennt hatte, einen Gesandten mit einem solchen Antrage zu erhalten; der noch überdies daraus die günstige Vorbedeutung zog, daß die griechischrußische Kirche gar wohl unter seine Gerichtsbarkeit gebracht werden könnte, berathschlagte mit einigen Cardinälen, unter denen auch Montalto war, darüber, ob es ihm anständig und rathsam sey, gleichfalls einen Gesandten abgehen zu laßen. Alle widerriethen es dem Papste, bis auf den Montalto: und seine Gründe machten so viel Eindruck, daß der Jesuit Poßevino die päpstliche Gesandschaft nach Pohlen und Rußland übernehmen mußte. Er beförderte würklich die Wiederherstellung des Friedens, allein für die wichtigere Hoffnung des Papstes fand er in Rußland nicht den geringsten Anschein.

Freywillig nahm auch wohl Montalto an großen Begebenheiten seiner Zeit einigen Antheil, um seiner selbst zur rechten Zeit nicht zu vergeßen. Philipp der zweyte, König von Spanien, hatte sich im Jahr 1581 des Königreichs Portugal bemächtigt. Montalto, dem die Gewogenheit dieses Fürsten, bey seinen Absichten auf den päpstlichen Thron, unentbehrlich war, der sie auch schon während seines Aufenthalts in Spanien genoßen hatte, wünschte ihm zu dieser wichtigen Erwerbung in einem besondern Schreiben Glück. Hingegen wich er bald darauf dem Versuche des französischen Herzogs von Guise aus, ihn in die Händel mit seinem Könige Heinrich dem dritten einzuflechten. Auch erfüllte er den Auftrag des Papstes beim Abmahnungsschreiben an den Kurfürsten und Erzbischof von Cöln, Gebhard Truchseß, der durch seinen Uebergang zu den Protestanten und durch seine Vermählung seit dem Jahr 1582 so große Bewegungen stiftete, ergehen zu laßen, nicht ohne Widerwillen. Denn obgleich Truchseß, als er sich in jüngern Jahren zu Venedig aufhielt, wo eben Montalto Inquisitor war, eine Empfelung an denselben mitgebracht, unter seiner Anleitung Philosophie studiert, auch ihn zu seinem Beichtvater angenommen hatte, und seitdem mit dem Montalto, den er seinen Lehrer nannte, einige Briefe wechselte; so versprach sich doch dieser von seinen Vorstellungen, nachdem die entscheidenden Schritte einmal geschehen waren, keine Würkung: und er irrte hierinne nicht. In dem Schreiben, das er im Jahr 1583 dem Kurfürsten zustellen ließ, und das von dem Papste sehr gebilligt worden war, hielt er ihm mit Erstaunen über seinen Abfall, die Schande vor, die er sich durch denselben zugezogen hätte; ermahnte

ihn

ihn zur Rückkehr von dem Irrthum, zu welchem ihn der Teufel verleitet habe; meldete ihm auch, daß der Papst, äußerst darüber betrübt, Gebete zu Rom für seine Bekehrung halten laße; daß aber eben derselbe, geneigt ihn als Büßenden wieder aufzunehmen, seinem Gesandten zu Cöln die nöthigen Befehle deswegen ertheilt habe. Truchseß antwortete ihm darauf, sein Schreiben sey einer Satyre ähnlich, die sich am wenigsten für einen Cardinal aus dem demüthigen Mönchsstande schicke; er habe eine jedes guten Christen würdige Handlung vorgenommen, die hoffentlich von andern Prälaten und Geistlichen nachgeahmt werden würde. Er habe also auch nichts zu bereuen, und werde bald in einem Manifeste diejenigen belehren, welche ihn aus Unwißenheit falsch beurtheilten; wovon auch der Cardinal Abdrücke erhalten sollte. Uebrigens sey die Kirche einer Verbeßerung sehr benöthigt; zumal da die Kirchenversammlung von Trident die Irrthümer und Mißbräuche derselben so trozig verfochten habe. — Montalto sollte nachmals die Excommunications-Bulle wider diesen Erzbischof ausfertigen; er lehnte es aber mit der Entschuldigung ab, daß er den Kanzleystil, in welchem sie aufgesezt werden müße, nicht genugsam kenne.

Glücklicher konnte er einen andern Entwurf befördern, den man dem Papste im Jahr 1582 vorgelegt hatte. Der alte Calender bedurfte schon lange eine Berichtigung. Anton Lilio, ein Römischer Arzt, übergab auf Anrathen des Cardinals dem Papste eine Schrift seines Bruders Aloisio Lilio, worinne dieser gezeigt hatte, wie man dabey zu Werke gehen müße. Montalto, den der Papst um seine Meinung darüber fragte, empfol diesen Vorschlag, und bekam die Aufsicht bey der Ausführung

deßelben. Die erfahrensten Mathematiker prüften und billigten denselben: und da der Papst die Fürsten seiner Kirche bald zu bewegen wußte, daß sie den solchergestalt verbeßerten Calender in ihren Ländern einführten: so ist derselbe ihm zu Ehren der Gregorianische Calender genannt worden.

Indem Montalto nur überaus selten, und kaum wenn er von dem Papste aufgefordert ward, sich mit öffentlichen Angelegenheiten von einiger Wichtigkeit beschäftigte, suchte er sich desto mehr das Ansehen eines stillen, genügsamen, bloß für Religion, Gottseeligkeit und Gelehrsamkeit lebenden, obgleich für die gefälligsten Tugenden der Bürgerlichen Gesellschaft nicht unempfindlichen Geistlichen zu geben. Er bewohnte eine Art von Landhause, wo er bisweilen einige Stunden auf den Anbau des dazu gehörigen Weinbergs wandte. In der nahe dabey liegenden Kirche zu St. Maria Maggiore fieng er eine prächtige Capelle zur Ehre der vermeinten heiligen Krippe Christi zu bauen an; konnte sie aber, weil seine Einkünfte von dem Papste beschnitten wurden, nicht vollenden. Da er in eben dieser Kirche sah, daß das Grab Nicolaus des vierten, Papstes gegen den Ausgang des dreyzehnten Jahrhunderts, der vorher General des Franciscaner-Ordens gewesen, und im Ruf der Heiligkeit gestorben war, sich an einem ganz vernachläßigten Orte befand: erbat er sich von dem Papste die Erlaubniß, die Gebeine jenes Papstes in eine anständigere Stelle versezen zu dürfen. Er hatte dabey noch eine geheime Absicht, die ihm sehr am Herzen lag. Weil nach einer alten, aber ziemlich fabelhaften Sage, der Körper eines der berühmtesten alten Kirchenlehrer, des Hieronymus, aus den Morgenländern in

die

die gedachte Kirche, jedoch an einen nicht mehr bekannten Platz gebracht worden seyn sollte: so wollte er zugleich die Entdeckung deßelben versuchen. Unter dem Vorwande also, eine bequeme Ehrenvolle Stelle für den Leichnam des Papstes Nicolaus ausfindig zu machen, ließ er bald an diesem, bald an einem andern Orte der Kirche nachgraben. Seine Bemühungen waren endlich ohne Erfolg; er begnügte sich an der Versezung der päpstlichen Gebeine, und an der Errichtung eines kostbaren Denkmals über denselben, das er mit einer Inschrift im Jahr 1574 zu Stande brachte. So verbarg er unter diesen kleinlichen Beschäftigungen, die einen eingeschränkten Mönchskopf zu verrathen schienen, den unternehmenden Geist, der immer auf den Thron, seinen wahren Platz, hinblickte.

Nichts vermied er daher auch mehr, wenn man gewißen Nachrichten trauen darf, als Aufsehen zu erregen, sich und seiner Familie ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben. Sein Bruder hatte ihn zu Rom in der Hoffnung besucht, daß seine Erhöhung auch für ihn verbeßerte Glücksumstände nach sich ziehen werde. Allein Montalto hatte ihn bald wieder zurückgeschickt, und ließ ihn ferner noch mit saurer Händearbeit seinen Unterhalt verdienen. Als er im Jahr 1577 starb, (hauptsächlich aus Kummer über eine solche Begegnung, sagt Leti, von dem sich diese Erzählung herschreibt,) machte der Guardian des Franciscanerklosters zu Rom, ein Schüler des Montalto, Anstalt, einen sehr feyerlichen Todtengottesdienst (oder Exequien) halten zu laßen, und meldete dieses seinem Bruder, der aber die Nachricht mit Bestürzung und Unwillen aufnahm. Er könne gar nicht begreifen, sagte er, welche Absicht

diese ausnehmende Gewogenheit des Klosters habe, indem er seinen Anverwandten, und sie ihm bereits abgestorben wären. Wollten die Mönche aus Liebe eine Seelmeße für seinen Bruder im Stillen lesen: so werde er ihnen dafür verbunden seyn; aber eine große Feyerlichkeit wegen eines verstorbenen Landmannes anzustellen, würde heißen, sich über seine arme Familie lustig machen. Er selbst las in seiner Capelle eine Seelmeße für seinen Bruder, nahm hingegen keine Beileidsbesuche seinetwegen an. — Nach einiger Zeit hingegen ließ Montalto, auf wiederholte Vorstellungen des Pfarrers an seinem Geburtsorte, einen Sohn seines Bruders nach Rom kommen, um seine guten Gaben zu den Wißenschaften durch Unterricht auszubilden. Doch durfte derselbe nur schlecht, wie ein Landmann, gekleidet gehen, weil er selbst, wie er sagte, arm gebohren sey, und arm lebte. Allein dieser Hoffnungsvolle Jüngling wurde in einem Alter von siebzehn Jahren, unter Händeln mit andern jungen Leuten, auf einer Straße zu Rom im Jahr 1579 ermordet. Einige Cardinäle munterten den Montalto auf, den Papst um die Bestrafung der Mörder zu bitten; allein er gab ihnen zur Antwort: „Gott wolle nicht, daß es mir einfalle, seine Heiligkeit dadurch zu beleidigen, daß ich Sie zu einer Sache reize, die Ihrem Eifer so natürlich ist!“ Er wußte nemlich wohl, wie ungestraft dergleichen Verbrechen unter der damaligen Regierung hingiengen. Zu einem Cardinal, der ihn über diesen Verlust tröstete, sagte er: „Ich danke Ihnen für Ihre Höflichkeit desto mehr, da Sie stärker darüber klagen, als ich;“ Worte, aus denen man schloß, daß er gar keine Zuneigung gegen seine Anverwandten habe. Seine Erklärung gegen einen andern Cardinal schien diese Meinung von ihm mehr

zu

zu bestärken, als zu widerlegen: „ich liebe, sagt er, meine Verwandten; aber nicht so sehr, daß ich durch diejenigen, welche sich an mir versündigt haben, verleitet werden sollte, mich an Gott zu versündigen."

Obgleich alle diese Umstände die Glaubwürdigkeit der Begebenheit selbst, wie sie Leti beschreibt, beinahe außer Streit setzen könnten; so ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß er hier abermals, durch mündliche Erzählungen hintergangen, auf einen halb wahren Grund manches Unrichtige zuversichtlich gebauet habe. Ein ähnlicher trauriger Zufall ereignete sich allerdings in der Familie des Cardinals **Montalto**; aber Zeit, Personen, Ort und andere wesentliche Umstände deßelben, sind gänzlich von dem vorhergehenden verschieden. Der P. Tempesti und nach ihm Herr Canzler le Bret, (im vierten Theil seines Magazins zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte, u. s. w.) haben dieselben aus guten Quellen geschöpft; nur befremdet es zu sehr, daß keiner von ihnen das Jahr angiebt, in welchem sich dieses Unglück zugetragen hat; wiewohl es sichtbarlich in den Anfang des Jahrs 1582 oder in das Ende des vorhergehenden gehört. **Vittoria Accorambuoni**, Tochter eines Edelmanns von Gubbio, vielleicht das schönste und angenehmste Frauenzimmer ihrer Zeit zu Rom, wurde von vielen vornehmen Herren zur Ehe begehrt; unter welchen **Paul Jordan Orsini**, Herzog von **Bracciano**, der schon die Schwester des Großherzogs von Toscana zur Gemahlinn gehabt hatte, der ansehnlichste war. Allein ihr Vater zog den **Franz Peretti**, Neffen des Cardinals **Montalto** von seiner Schwester **Camilla**, desto mehr allen andern Mitbewerbern vor, weil man seinen Oheim, deßen Würde

schon einer Verbindung mit ihm werth war, auch ziemlich allgemein als den nächsten Papst betrachtete. Diese Vermählung hatte eine Zeitlang allen Anschein von Glückseeligkeit. **Vittoria** wurde von ihrem Gemahl außerordentlich geliebt; und der Cardinal, der aus besonderer Zuneigung gegen seine Schwester, ihren, auch ihm sehr werthen Sohn seinen Familiennahmen hatte annehmen laßen, überhäufte sie mit Geschenken; er sorgte auch für das Glück der Brüder der **Vittoria**. Einst aber wurde **Franz Peretti** mitten in der Nacht an einen abgelegenen Ort dringend abgerufen, wo einer von den Brüdern seiner Gemahlinn auf ihn warten sollte. Vergebens suchten ihn seine Mutter, seine Gemahlinn und andere von seiner Familie, durch Bitten und Thränen von einer so bedenklichen Zusammenkunft zurück zu halten; er eilte an den bestimmten Ort, und wurde, als er kaum daselbst angelangt war, von einigen Meuchelmördern umgebracht. Die Nachricht davon erfüllte das ganze Haus des Cardinals mit Wehklagen; dieser allein kam nicht aus seiner Faßung. Nachdem er sich angekleidet, und in einem kurzen Gebete sich und die Seele seines Neffen Gott empfolen hatte, gieng er zu den Frauenzimmern, deren Geschrey und Heulen er gar bald auf die stillere Betrübniß herabzustimmen wußte, die selbst der Wohlstand in gesitteten Familien eingeführt hat. Auf den folgenden Tag war ein **Consistorium**, oder eine Versammlung der Cardinäle bey dem Papste, angesagt: und ganz **Rom** glaubte, es werde das erste seyn, wo **Montalto** nicht erscheinen würde, weil er unmöglich seinen äußersten Schmerz vor so vielen Augen zeigen könnte. Doch er war gerade einer von den ersten, den man daselbst sah. Sein Gesicht hatte die gewöhnliche Gleichgültigkeit

an

an sich; den Cardinälen, welche ihm ihr Beyleid bezeigten, dankte er verbindlichst; sezte aber hinzu, solche Dinge fielen in der Welt vor; die Geschichten wären voll davon; eine übertriebene Klage also über einen unwiederbringlichen Verlust werde zur Schwachheit. Nun trat der Papst auf, und seine ersten Blicke waren auf den Montalto gerichtet, den er nicht ohne Weinen betrachten konnte. Allein dieser blieb unverändert; auch da er sich nachher dem Papste näherte, um mit ihm von Geschäften zu sprechen, und der Papst, der wieder in Thränen ausbrach, ihn nicht allein tröstete, sondern ihm zugleich die schärfste Bestrafung der Mörder versprach. Er dankte zwar dem Papste für diese Gesinnung, bat ihn jedoch, keine Untersuchung darüber anstellen zu laßen, um nicht viele Unschuldige darein zu verwikkeln; er versicherte, daß er allen aufrichtig vergebe; darauf sprach er so gelaßen von seinen Angelegenheiten, wie zu jeder andern Zeit. Nach entlaßener Versammlung konnte sich der Papst nicht enthalten, zu einem vertrauten Cardinal, unter Kopfschütteln zu sagen: „Wahrhaftig! das ist ein großer Bruder. Die Hofleute aber urtheilten davon, Montalto zwinge sich nur, von Leidenschaften frey zu scheinen; weil er über alle Menschen empor steigen wolle, so möchte er auch keine Schwäche eines Menschen an sich zeigen; er verschiebe seine Rache auf die Zeit, da er sich vor niemanden zu fürchten habe; unterdeßen verschlinge er den bittern Biß, um nicht gegen den Urheber der Mordthat aufgebracht zu werden, der ihm den Weg zum päpstlichen Throne versperren könnte. Als die Cardinäle und andere Großen ihre Beileidsbesuche bey ihm ablegten, hörte keiner von ihm ein klagendes Wort. Vielmehr gedachte er kurz der Unbeständigkeit menschlicher Din-

ge,

ge, über welche er Stellen der Bibel und der Kirchenväter anführte; sodann gieng er gleich zu weniger unangenehmen Gegenständen über, als wenn er selbst den ihn Besuchenden eine Erleichterung hätte verschaffen wollen. Durchgängig wurde Orsini vor den Stifter des Mordes gehalten. Desto mehr war jedermann zu Rom aufmerksam, ob auch er den Cardinal besuchen, und wie ihn dieser empfangen würde. Man erfuhr würklich den Tag, an welchem Orsini zu ihm kommen wollte. Unter dem Vorwande also eines gleichen Besuchs, begaben sich viele Prälaten, um beide zu beobachten, noch früher zu dem Cardinal; sie hielten es vor unmöglich, daß dieser bey einem solchen Zusammentreffen sich verstellen könnte. Montalto aber begegnete dem Orsini vollkommen so, wie allen andern; der leztere sagte daher selbst beym Einsteigen in die Kutsche, lächelnd zu seinen Vertrauten: „In der That es ist wahr, daß dieses ein großer Bruder ist!“ Obgleich Franz Peretti keine Kinder gezeugt hatte, so überließ doch der Cardinal seiner Wittwe alle Kostbarkeiten, die er und ihr Gemahl ihr geschenkt hatten. Eine neue Empfelung des Montalto, von dem sich nunmehr die Cardinäle den Begriff machten, daß er entweder aus natürlicher Neigung, oder aus tugendhafter Fertigkeit, gar nicht im Stande sey, jemanden etwas Böses zu erzeigen.

Dazu kamen noch andere edle Handlungen, welche, nach der Erzählung des Leti, diese gute Meinung von ihm verstärkten. Sein alter Freund, Beschützer und Wohltäter, der den dauerhaftesten Grund zu seinem Glücke gelegt, die Folgen seiner Fehltritte unterdrückt, und ihn belehrt hatte, was an ihm zu beßern sey, Borio mit einem Worte,

hatte

hatte sich nach dem Tode seines Herrn, des Cardinals Carpi, in die Mark Ancona begeben. Seine Entfernung von Rom war, wie der gedachte Schriftsteller urtheilt, dem Montalto deswegen sehr willkommen, weil seine so künstlich angenommene Gemüthsart vor den scharfsichtigen Augen eines Mannes, der ihn beßer als sonst jemand kannte, sich nicht würde haben zeigen dürfen. Borio starb im Jahr 1579 und eben der Montalto, der den angetragenen feyerlichen Leichengottesdienst für seinen Bruder mit Ungestüm abgewiesen hatte, ließ einen desto prächtigern auf seine Kosten, und mit heimlich erbetenen Beiträgen der reichen Cardinäle für jenen um ihn verdienten Mann halten. Ein Jahr darauf erneuerte er noch das Andenken seines Todes durch eine nicht weniger kostbare Feyerlichkeit in einer andern Kirche; und man sagte daher allgemein zu Rom: „Solchen Freunden dient es sich gut, die ihre Dankbarkeit bis ins Grab fortsezen!“ Doch im Jahr 1582 gerieth Montalto selbst mit seinen Hausgenoßen in eine nicht geringe Noth. Durch die Geldbegierde der Anverwandten des Papstes, darunter der Cardinal Buoncompagno fast alles bey der Regierung vermochte, war eine schröckliche Theurung zu Rom entstanden, nachdem sie den Kornhandel gänzlich an sich gezogen hatten. Montalto, der die seinigen nicht mehr unterhalten konnte, wandte sich deswegen an den Cardinal Colonna, von dem er zwar einige Unterstüzung erhielt; deßen Fürbitte aber bey dem Buoncompagno übel aufgenommen wurde. Kurz vorher war der Herzog von Oßuna als Spanischer Statthalter in dem Königreiche Neapel angelangt. Da ihn Montalto in Spanien näher kennen gelernt, ihm auch jezt zu seiner neuen Würde Glück gewünscht hatte: so beschloß er, ihn

um

um seine Beihülfe zu bitten; getrauete sich aber doch nicht, diesen Schritt eher zu thun, bis er den mächtigen päpstlichen Neffen um seine Einwilligung ersucht hatte. Dieser antwortete ihm verächtlich genug: „Betteln Sie, so viel Sie wollen; nur machen Sie Ihrem Colonna den Kopf nicht warm!“ Würklich erlangte Montalto von dem Statthalter nicht allein einen Vorrath von Korn, sondern auch ein beträchtliches Geschenk an Gelde. Er theilte davon auch dürftigen Familien mit, und wurde durch diese Mildthätigkeit so beliebt, daß die Armen der Hauptstadt zu sagen pflegten: „Der Cardinal Montalto, der selbst von Almosen lebt, giebt noch andern Almosen; andere Cardinäle hingegen, die sich mit den Kirchengütern mästen, besizen keine Menschenliebe weiter, als daß sie zu den Armen sagen: Geht ins Spital!“ Ihm waren diese Reden sehr wohl bekannt; daher verdoppelte er seine Freygebigkeit. Er versezte sogar einiges Silbergeschirr aus seiner Hauskapelle, das ihm geschenkt worden war, damit man glauben möchte, er verpfände seine wenigen Kostbarkeiten, um nur den Hunger seiner Mitbürger stillen zu können. Während dieser sechs Monathe lang anhaltenden Theurung, fand er sich sehr oft in den Beichtstühlen der Kirche ein: nicht sowohl, um das Volk zu trösten, wie er vorgab, als um die mißvergnügten Klagen deßelben zu hören.

Wenn man dem Geschichtschreiber, der alles dieses erzählt, noch mehr nachschreiben darf: so hatte Montalto überhaupt, bey aller äußerlichen erzwungenen Unempfindlichkeit und Sorglosigkeit gegen die große Welt, mehr als Ein Mittel ausfindig gemacht, um fast alles Merkwürdige, was zu Rom geschah oder gesprochen wurde, zu erfahren. Erstlich hatte

er sich einen Kaplan oder Hausgeistlichen nach seinem Sinne gezogen, der unaufhörlich in der Stadt herumstrich, und sich schlau darauf verstand, die Menschen auszuforschen. Er bediente sich ferner des Rufs der Frömmigkeit und Eingezogenheit, in welchem er stand, um eine Menge von Menschen an sich zu ziehen, die in ihren Bedrängnißen Rath bey ihm suchten. Daher hörte er in mehrern Kirchen, besonders in der seinem Orden gehörigen, bey größern Feyerlichkeiten, Beichte, und bekam in diesem geistlichen Verhöre unzählige geheime Nachrichten; Verbrechen und Ränke aller Art wurden hier vor ihm aufgedekt. Besonders beichteten bey ihm am zahlreichsten die Edelleute von ausschweifenden Sitten; obrigkeitliche Personen, und andere, welche Bedienungen im Staate hatten, weil sie durch das Bekenntniß ihrer Vergehungen, bey einem Manne, der ohne List zu seyn, und alles bald wieder zu vergeßen schien, keine Gefahr zu laufen besorgten. Zu gleichen Absichten dienten ihm auch die durch viele Geschicklichkeit und Geschäftigkeit gesammleten Kenntniße seines eigenen Beichtvaters, des P. Sarnano, den er zum Procurator seines Ordens befördert hatte, und der unter allen Mönchen deßelben ein so treuer und erwünschter Freund von ihm geworden war, daß ihn Montalto einen Mann nach seinem Herzen zu nennen pflegte. Leti fügt noch hinzu, daß Montalto sogar in seinem Hause, das in einer Straße vom stärksten Durchgange gelegen war, ein niedriges Fenster angebracht habe, an welchem er, ohne von jemanden bemerkt zu werden, alles hören konnte, was die Vorübergehenden sprachen; so wie man auch im päpstlichen Vorgemach, und an andern Versammlungsörtern der Großen vor ihm ungescheut von allem geredet habe, weil er

sich

sich das Ansehen gab, auf gar nichts zu merken. — Von allen diesen Erzählungen ist vermuthlich manches wahr; es würde sich sonst wohl kaum erklären laßen, wie Montalto nachmals, gleichsam seit der ersten Stunde seiner angetretenen Regierung, nach so richtigen und ausgebreiteten Kenntnißen, von der Hauptstadt und dem ganzen Kirchenstaate habe handeln können. Allein, daß sich auch verdächtige Umstände darunter finden, fällt ziemlich in die Augen.

Es ist vielleicht eben so übertrieben, was Leti von der verstellten Schwäche und Kränklichkeit des Cardinals Montalto meldet. Um die Cardinäle zu bewegen, schreibt er, daß sie einen Mann auf den Thron sezen möchten, deßen Gesundheitszustand ihm kein langes Leben versprach, nahm er ohngefähr seit dem Jahr 1580 das Ansehen eines täglich mehr entkräfteten Alten an. Er machte sich um sechs Jahre älter, als er würklich war; sein Gang wurde langsam und schwer; er verlor den Athem beym Treppensteigen, und schleppte sich kaum mit Mühe, unter häufigen Husten, auf seinen Stock gestüzt, einige Schritte fort. Dabey entfernte er sich noch geflißentlicher von dem Geräusche großer Geschäfte, sprach stets von seinem nahen Tode, und gab unter andern dem Cardinal von Oesterreich, der ihn auf die Seite des Spanischen Hofs zu ziehen suchte, die Antwort, er sey nicht mehr fähig, irgend eine Parthey in der Welt zu nehmen, indem ihn seine Jahre, einen Augenblick nach dem andern, zum Himmel riefen. Man sollte beinahe glauben, daß eine so weit gedähnte, so sichtbare Verstellung den Absichten des Montalto an einem Hofe, der immer mit den scharfsichtigsten Beobachtern angefüllt war, mehr

habe

habe schaden als forthelfen müßen. Auch würde er sich selbst dadurch verrathen haben, daß er um eben dieselbe Zeit, da er vor so äußerst unvermögend gehalten seyn wollte, nach dem Berichte des oftgedachten Schriftstellers, an der Angelegenheit des Kurfürsten von Cöln, des verbeßerten Calenders, und andern mehr, einen lebhaften Antheil nahm, und überdieß so fleißig einen Beichtvater abgab. An sich ist es sehr glaublich, daß **Montalto**, der sich auf allen Seiten mit vieler Klugheit den Weg zur päpstlichen Krone bahnte, auch nicht versäumt haben werde, die Meinung von sich zu erregen, er werde, wenn er dieselbe erlangte, wegen seines schwächlichen Alters, wenigstens Gehülfen bey der Regierung nöthig haben. Er suchte sich, schreibt sein Zeitgenoße **Cicarella**, so lange er Cardinal war, bey allen seinen Mitbrüdern beliebt zu machen, ehrte und lobte sie alle. In Berathschlagungen, welche er mit denselben vornehmen mußte, stritt er gar nicht dafür, daß sein Gutachten die Oberhand behalten möchte; sondern ließ sich willig von andern überstimmen. Unrecht und Schmähworte ertrug er mit eben so vieler Geduld. Als er von etlichen Cardinälen mehrmals im Consistorium ein **Esel aus der Anconitanischen Mark** (Asino della Marca) genannt wurde, stellte er sich, als wenn er es nicht gehört hätte, und machte nachher einen Scherz daraus. Die Fürsten seiner Kirche entschuldigte und vertheidigte er, so viel er konnte, um ihrer Unterstüzung versichert zu seyn; aber doch stets mit unveränderlicher Rücksicht auf die Rechte des päpstlichen Stuhls.

Eine von den Beschäftigungen, aus welchen man schließen konnte, daß **Montalto** nichts weniger als ehrgeizige Entwürfe gemacht habe, waren

seine fortdauernden gelehrten Arbeiten. Er stellte im Jahr 1580 den ersten Theil seiner Ausgabe von den Schriften des Ambrosius in einem Foliobande zu Rom ans Licht. In der Zuschrift deßelben an den Papst, preiset er die Fürsorge des Erlösers für seine Kirche, daß er ihr zu ihrer Befestigung und Vertheidigung wider Teufel, Welt und Ketzer, die Schriften der alten Kirchenlehrer geschenkt habe. Desto mehr, fährt er fort, habe er es bedauert, daß dieselben nach und nach so sehr verfälscht worden wären; dergestalt, daß die Inquisitoren das Lesen derselben nur wenigen hätten erlauben können, damit nicht Bücher, die zum Leben gegeben wären, den Todt würken möchten. Er gedenkt darauf, daß ihm eben deswegen die beiden vorhergehenden Päpste und auch Gregorius, diese Arbeit aufgetragen hätten; beschreibt die mannichfaltige Sorgfalt, die er dabey angewandt, und die Einrichtung, die er seiner Ausgabe ertheilt habe. Man erkennt in diesem Schreiben den eifrigen Römischkatholischen Theologen, der die so wenig fehlerfreyen Schriften der Kirchenväter als Religionsquellen angesehen wißen will, und in dieser Voraussezung den Zugang zu denselben ängstlich untersagt, wenn nicht alle Stellen darinne mit dem Lehrbegriffe seiner Kirche übereinstimmen. Seine zwölfjährigen, auch mit andern Gelehrten vereinigten Bemühungen, die Schriften des Ambrosius möglichst vollständig und genau ans Licht zu stellen, verdienen alles Lob; sie brachten eine zwar schön gedruckte, aber lange nicht so brauchbare Ausgabe hervor. Außerdem daß manche Aufsäze dem Ambrosius beigelegt werden, die ihm gar nicht zugehören, sind auch in seinen ächten Schriften so viele willkührliche und beträchtliche Veränderungen von den Römischen Gelehrten, die das Werk prüften,

vor-

vorgenommen worden, daß man den Verfaßer darinne nicht mehr kennt. Diese Ausgabe des Montalto wurde erst im Jahr 1587 mit dem sechsten Bande vollendet. Da er damals bereits Papst war: so gab er eine besondere Verordnung, daß niemals eine andere als diese Sammlung der Werke des Ambrosius in seiner Kirche gebraucht werden sollte: ein Befehl, dem man auch durch wiederholte Nachdrücke derselben bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts getreu verblieben ist.

Unterdeßen starb Gregorius der dreyzehnte am zehnten April des Jahrs 1585. Man sagt, daß er kurz vor seinem Tode Willens gewesen sey, dem Montalto und den andern ärmern Cardinälen die ihnen entzogenen Jahrgelder wieder zu geben. Man läßt auch den Montalto von ihm urtheilen, daß er nichts Merkwürdigeres an diesem Papste gefunden habe, als die ungemeine Liebe, die er gegen sein Vaterland hegte. Wenigstens hatte die Zuneigung, die er seinen Anverwandten bewies, einen großen Einfluß auf seine ganze Regierung. Er verschaffte ihnen nicht nur jede Bequemlichkeit, ungeheure Reichthümer zusammen zu häuffen, die sie auch begierigst nüzten; sondern überließ ihnen zugleich den größten Theil der Staatsverwaltung, und wurde oft von ihnen hintergangen. Seine milde Gemüthsart erwarb ihm die Gewogenheit seiner Unterthanen; sie hielt ihn von den verfolgenden und andern heftigen Maaßregeln zurück, welche andere Päpste zur Behauptung ihres Ansehens ergriffen hatten. Es gereicht ihm vielleicht nichts so sehr zum Ruhm, als daß er die heilige Ligue, oder das Bündniß, welches viele Große und Städte in Frankreich zur Vertheidigung der Römischkatholischen Religion mit den

Digitized by Google

Waffen in der Hand, errichtet hatten, ob er es gleich anfänglich unter dem gedachten Vorwande billigte, doch durchaus nicht schützen wollte, sobald die Verbundenen ihre aufrührischen Gesinnungen blicken ließen. Doch die gelinde Denkungsart dieses Papstes wurde auf der andern Seite Rom und dem Kirchenstaate äußerst schädlich. Seit undenklichen Zeiten war daselbst die öffentliche Sicherheit und Ruhe nicht so verwegen gestört worden, als unter seiner Regierung. Auf dem Lande, in Städten, in der Hauptstadt selbst, verübten die Banditen, oder Räuber und Meuchelmörder, ihre Frevelthaten so häufig und ungescheut, daß man kein Rettungsmittel mehr wider sie hatte. In seinen spätern Jahren schickte zwar Gregorius öfters Schaaren von Soldaten wider sie aus; allein diese begiengen nicht allein ebenfalls viele Gewaltthätigkeiten, sondern verstanden sich auch wohl mit den Banditen selbst. Da er leicht vergab, und den Verbrechern die verdienten Strafen erließ: so war das Uebel dadurch desto unheilbarer geworden, dem man sich ohnedieß nicht früh genug entgegen gesezt hatte. Man sagte, um diese heillose Verwirrung kurz auszudrücken, in einem noch fortdauernden Sprüchworte: Jezt sind die Zeiten des Gregorius! Noch fürchterlicher wurde sie nach seinem Tode; wie überhaupt zur Zeit des erledigten päpstlichen Stuhls, die Römer immer das Recht zu haben glaubten, so unbändig und unter so vielen Ausschweifungen zu leben, als es ihnen gefiele. Jezt also schienen Gesezе und Obrigkeiten gar nichts mehr zu gelten. Diebstähle, Einbrüche und Plünderungen ganzer Hauffen bewaffneter Banditen, sogar in Häusern der Cardinäle, Entführungen von Frauenzimmern, und Mordthaten waren tägliche Begebenheiten; die Mönche selbst überließen

ließen sich zum Theil allen schamlosen Unordnungen.

In dieser abscheulichen Verwirrung hätte man erwarten sollen, daß die Cardinäle hauptsächlich darauf bedacht seyn würden, denjenigen aus ihrer Mitte auf den Thron zu sezen, der Kopf, Muth und Standhaftigkeit genug hätte, dieses Unheil mit der Wurzel auszurotten. Allein sie versprachen sich nicht allein, daß es, wie gewöhnlich, mit der Regierung eines neuen Papstes sich von selbst merklich vermindern werde; sondern es gieng auch hier, wie bey den meisten Wahlen, welche von zahlreichen Gesellschaften sehr verschieden gesinnter Personen vollzogen werden: ein jeder richtete seine Augen nur auf den oder die, mit welchen er in genauer Verbindung stand, von welchen er sich wichtige Hoffnungen machte, oder durch deren Wahl er seinen Gönnern, den reichern und mächtigern Cardinälen, einen Gefallen zu erweisen versichert war. Unter den zwey und vierzig Cardinälen also, die sich nach wenigen Tagen im Conclave (das heißt, in den Zimmern des Vaticanischen Palastes, welche in einzele kleine Cellen abgetheilt werden, in denen die Cardinäle so lange verschloßen bleiben, bis sie einen Papst gewählt haben,) versammleten, gab es nicht weniger als sechs Partheyen, davon jede ihr Oberhaupt hatte, deßen Entwürfe sie ausführen half. Der Cardinal Farnese, aus dem berühmten päpstlichen Hause, das gegen zweyhundert Jahre die Herzogthümer Parma und Piacenza beseßen hat, ragte vor allen andern hervor. Er war, seiner Erhöhung nach, der älteste unter ihnen, oder Decanus des heiligen Collegium, besaß Reichthum, Ansehen, Klugheit und auch vorzüglich die Liebe der Römer, die ihn den Vater Roms und der Armen nannten. An den

drey vorhergehenden Papstwahlen hatte er einen entscheidenden Antheil gehabt; er selbst wurde vor einen der würdigsten Mitbewerber um den Thron gehalten, und er strebte auch nach demselben. Allein er hatte, vermuthlich wegen seines hohen und unternehmenden Geistes, wenig Freunde unter den Cardinälen; der Ruhm seines Geschlechts, der damals durch seinen Vetter, den großen spanischen Feldherrn, Alexander Farneſe, so sehr erweitert wurde, zog ihm auch Neid und Eifersucht zu. Außer diesem Haupte einer Parthey im Conclave, waren es auch die Cardinäle Este, der die Französische Parthey anführte; Aleßandrino, der Vetter Pius des fünften, dem die von diesem Papste ernannten Cardinäle, darunter auch Montalto war, anhiengen; Altemps, wie ihn die Italiäner nennen, aber vermuthlich Althan, weil er ein Deutscher war; Medici, und San Sisto, deßen Familiennahme Buoncompagno war, und der die zahlreichste von allen Partheyen, die Creaturen seines Oheims Gregorius, zu seinen Diensten hatte.

Von diesen verschiedenen Oberhäuptern wurden nach und nach mehrere ihnen gefällige Cardinäle entweder zum Versuche, oder in ernstlicher Absicht als Wahlfähig (papabili) aufgestellt; aber auch durch die Ränke oder den nachdrücklichsten Widerspruch ihrer Gegner, von aller Hoffnung entfernt. Endlich vereinigten sich die vielbedeutenden Cardinäle Este, Aleßandrino und Medici, zum Besten des Montalto. Dieser hatte im Conclave das Betragen fortgesezt, welches er vorher schon lange beobachtete. Ueberaus bescheiden, höflich und gefällig gegen jedermann, trug er den vornehmsten Cardinälen seine Dienste, dem Farneſe sogar seine Stim-

Stimme für ihn an; versicherte sie seiner unaufhörlichen Ergebenheit, und ließ nicht das geringste Zeichen ehrsüchtiger Absichten merken. Seine Gönner hatten alle Ursache, auf seine Dankbarkeit zu rechnen. Er pflegte zu sagen, daß er außer den drey Gelübden, die er als ein Franciscaner ablegen mußte, noch dieses vierte hinzugesezt habe: niemals etwas zu thun, woraus man ihm den Vorwurf der Undankbarkeit machen könnte. Von dem Cardinal von **Alexandrien** insonderheit wiederholte er öffentlich und insgeheim das Bekenntniß, er sey ihm und seinem Oheim, **Pius dem Fünften**, so viele Wohlthaten schuldig, daß er ihm nicht einen kleinen Theil seiner Verbindlichkeiten abtragen könne, wenn er auch Herr von tausend Welten wäre. Das hohe Alter des **Montalto** schien ihm einen Beistand in der Regierung nothwendig zu machen; es war natürlich, daß er ihn von denen verlangte, die ihm zu derselben verholfen hätten. Auch empfol ihn die Gunst, in welcher er bey dem Könige von Spanien stand. Noch mußte aber von den drey Anführern der Cardinal **San Sisto** gewonnen werden, der niemals ein Freund des **Montalto** gewesen war: und die Sache war dem Anschein nach desto schwerer, weil derselbe dem Cardinal **Farnese** versprochen hatte, ohne seinen Rath und Willen niemanden zum Papste zu machen. Gleichwohl erklärte er sich mit seinen Anhängern bald wie man wünschte. Man hatte den Kunstgriff gebraucht, ihm zuversichtlich zu melden, daß **Montalto** bereits der allermeisten Stimmen gewiß sey; daß er sich also vergebens widersezen würde. Das Gerücht erzählte noch, daß **San Sisto** deswegen geeilt habe, aus dem Conclave zu kommen, um nicht länger von einem geliebten Frauenzimmer getrennt zu seyn.

Nachdem die vier ansehnlichsten Partheyen mit einander einig geworden waren, den Montalto auf den Thron zu sezen, eilte San Sisto mit seinen Anhängern in die Kapelle, wo derselbe mit den übrigen Cardinälen beysammen war; sie riefen ihm zu, daß sie ihn zum Papste gemacht hätten, und bezeigten ihm darüber ihre Freude. Die andern gleichgesinnten thaten eben dieses: und der Rest der Cardinäle konnte sich nun nicht enthalten, ihnen beizutreten. Man nennt diesen Weg, einen Papst durch einen plözlichen Ausruf mit den schuldigen Ehrenbezeigungen zu wählen, die Anbetung (adorazione.) Zu Rom glaubt man seit langer Zeit, daß sich bey demselben sichere Merkmale der göttlichen Eingebung zeigten, weil sich solchergestalt unvermuthet, ohne einige vorgängige Verabredung, alle Stimmen für Einen erklärten. Allein verständige Männer unter den Römern halten diesen Weg vielmehr vor gewaltsam und gefährlich. Denn auf demselben können sehr leicht wenige, auch wohl die jüngsten Cardinäle, die sich auf einmal zu schreyenden Anführern aufwerfen, alle übrigen, die nicht wißen, wie stark die Parthey von jenen sey, mit sich fortreißen. Daher haben die Päpste selbst eine solche stürmische Wahl durch besondere Geseze verboten, und den Weg einer ruhigen, schriftlich abzufaßenden Stimmengebung und Zählung derselben (scrutinio) allein gelten laßen wollen. Farneſe war unter allen Cardinälen von der Gegenparthey am meisten über die Wahl des Montalto betroffen. Er hatte sich zu sehr auf das Versprechen des San Sisto verlaßen; er war auch sonst, im Vertrauen auf seine Größe und seinen Einfluß, in diesem Conclave zu sorglos gewesen. Jezt verlangte er zwar, vermöge des Rechts seiner Würde, daß ein ordentliches Scrutinium

nium durch laute Stimmen angestellt werden sollte; es geschah auch, der Anbetung unbeschadet; fiel aber nicht anders aus, als diese. San Sisto bat den neuen Papst, daß er ebenfalls den Nahmen Sisto oder Sixtus annehmen möchte; und dieser bewilligte es desto lieber, weil der Papst Sixtus der vierte im funfzehnten Jahrhunderte, gleich ihm, vorher General des Franciscanerordens gewesen war.

Daß diese am 24 April des Jahrs 1585 und also nach einem sehr kurzen Conclave vollzogene Papstwahl den eben beschriebenen Gang, ihren Hauptumständen nach, genommen habe; darinne kommen ältere und neuere Schriftsteller mit einander überein. Allein Leti hat auch hier eine Anzahl ihm eigener Nachrichten angebracht, die hauptsächlich dazu dienen sollen, den Montalto als einen Meister in der Verstellungskunst bis auf den Augenblick darzustellen, da er der päpstlichen Krone vollkommen versichert war. Er erzählt, daß Farnese die Absicht seiner gezwungen eingezogenen und niedrigen Lebensart gar wohl durchschauet, daher sein Freund nicht gewesen sey, und in Gesellschaften von ihm geurtheilt habe, er traue solchen Distillatoren von Heiligen und Paternoster-Freßern nicht; daß er sich auch im Conclave nicht habe enthalten können, ihm sein verstecktes Streben nach dem Thron vorzurücken. Vornemlich beschreibt Leti die feine Kunst, mit welcher Montalto, während der fortschreiten, den Papstwahl selbst, die ihm günstigen Cardinäle in der Ueberzeugung gestärkt habe, daß ein jeder von ihnen eben so sehr sich selbst, als ihn zum Papste machen werde. Unter andern soll er dem Medici die Erklärung gethan haben, da er sich zur Regierung unfähig finde, so werde er dieselbe nicht anders

annehmen, als wenn dieser Cardinal und seine Freunde ihm einen beständigen Beistand in Kirchen- und Staatsangelegenheiten versprächen: und Medici soll darauf froh geantwortet haben: Wir wollen es thun! wir wollen es thun! Als aber Montalto, sezt Leti hinzu, die Cardinäle Hauffenweise durch die Anbetung ihn als Papst erkennen sah; und Farnese dennoch erst ein Scrutinio veranstaltete; da brach zuerst die ungeduldige so lange in ihm verschloßene Begierde des Montalto aus. Er sagte dem San Sisto ins Ohr: „Dringen Sie doch darauf, Monsignore, daß das Scrutinio ohne Nachtheil des bereits geschehenen Zurufs angestellt werde!“ Indem daßelbe vorgenommen ward, fieng er an, unruhig herum zu gehen; wartete jedoch nicht das völlige Verlesen der Wahlstimmen ab; sondern richtete sich, sobald er ihrer Mehrheit gewiß war, so gerade in die Höhe, daß er einen halben Fuß länger als vorher zu seyn schien; schmiß den Stock, den er bisher als seine Stütze getragen hatte, mitten in die Kapelle; warf den Kopf empor, und spuckte an die nicht hohe Decke: alles mit einer trozigen Munterkeit, wie man sie nur von einem jungen Manne erwarten konnte. Farnese, über diesen Anblick bestürzt, und der es auch in den Gesichtern der Cardinäle Aleßandrino und San Sisto las, wie sehr es sie bereits gereue, eine solche Wahl getroffen zu haben, glaubte, es sey noch Zeit, dieselbe zu hintertreiben, und rief, ehe er noch die lezte Stimme ablas, es sey ein Irrthum im Scrutinio vorgefallen. Allein Montalto sagte eben so laut und entschloßen, mit finstern auf ihn gewandten Blicken: „Kein Irr„thum! kein Irrthum! das Scrutinio ist richtig!“ Zugleich stimmte er selbst, obgleich dieses für den Cardinal-Decanus gehörte, den Gesang: Herr Gott!

Gott! dich loben wir, mit einer so starken Stimme an, daß die ganze Capelle davon erschallte: und alle Cardinäle, erstaunt über das was sie sahen und hörten, sangen ihm nach. Unter andern darauf folgenden Cärimonien, fragte ihn der erste Cärimonienmeister knieend im Nahmen der Cardinäle, ob er die päpstliche Würde annehme? Darauf gab er zur Antwort, er habe sie bereits durch Anstimmung des Gesangs angenommen; doch sey er bereit, noch eine solche Würde anzunehmen, indem er Kräfte genug fühle, auch zwey Welten zu regieren. — Es ist wahr, daß Tempesti, der aus der Erzählung eines im Conclave gegenwärtigen Cärimonienmeisters geschöpft hat, nichts von allen diesen Umständen weiß. Man kann aber leicht erachten, daß keiner von beiden Nachrichten dieser Art aufzuzeichnen sehr beflißen gewesen seyn werde. Leti hingegen will die seinigen ebenfalls von Leuten erhalten haben, die nicht allein zur Zeit dieses Papstes zu Rom gelebt; sondern ihn auch näher gekannt hatten. Daß diese Züge mit dem übrigen Bilde des Montalto große Aehnlichkeit haben, kann wohl nicht geleugnet werden; vielleicht sind sie, wie alles was nur mündlich fortgepflanzt wird, etwas stärker ausgemahlt, oder durch kleine Zusäze verändert worden.

Es darf also auch dasjenige nicht ganz vor unzuverläßig erklärt werden, was Leti allein Sixtus den fünften in den ersten Stunden und Tagen seiner Regierung sagen läßt; wiewohl es, von einem gleichzeitigen Schriftsteller erzählt, durchgängig glaubwürdiger seyn würde, als bloß in dem Munde eines Zeitgenoßen, der auch wohl die Gerüchte des Tags gesammelt hat. Der Papst, schreibt er, erfuhr es bald, daß die Cardinäle ihre Wahl gereue; er hielt

solches

solches den ehemaligen Oberhäuptern der Partheyen vor; sagte ihnen aber auch gerade heraus, daß er die päpstliche Würde niemanden als der göttlichen Vorsehung, und seinem eigenen Betragen verdanke. Als einer von diesen Cardinälen, voll Verwunderung über die Behendigkeit, mit welcher sich Sixtus die päpstlichen Kleider anziehen ließ, zu ihm sagte, diese Würde sey eine gute Arzney, um aus alten Cardinälen junge, aus schwächlichen gesunde zu machen, gab er ihm zur Antwort: „Das brauchen Sie Uns nicht zu melden, indem Wir es sehr wohl aus eigener Erfahrung wißen.“ Einem andern, der gegen ihn die Bemerkung machte, daß Seine Heiligkeit ein ganz anderes Ansehen hätten, als da Sie noch Cardinal gewesen wären, erklärte er dieses mit den Worten: „Monsignore, als Wir noch Cardinal waren, gien„gen Wir mit gebeugtem Kopfe und Nacken, weil „Wir die Schlüßel des Himmels auf der Erde such„ten; jezt da Wir sie gefunden haben, sehen Wir „gen Himmel hin, weil Wir auf der Erde nichts „weiter nöthig haben.“ Auch das Volk erstaunte, bey seinem feyerlichen Zuge in die Peterskirche, über den majestätischen Gang eben des Montalto, den es nicht lange vorher kaum fortkriechen gesehen hatte; viele sagten zu einander: Wo ist denn der Papst? Da auch nicht wenige, wie es bey solchen Gelegenheiten oft geschieht, unter ihre lauten Wünsche für das Leben des Papstes, noch die Worte mischten: „Ueberfluß und Gerechtigkeit, Heiliger Vater! „Gerechtigkeit und Ueberfluß, Allerheiligster Vater!“ antwortete er ihnen zweymal: „Bittet euch nur den „Ueberfluß zur Gnade aus! Denn was die Gerechtig„keit betrifft: so werden Wir sie aus natürlichem „Triebe leisten; sie ist sehr in unserer Brust einge„wurzelt.“ — Seine Begierde zu regieren und zu befeh-

befehlen, war so heftig, daß er sich beinahe schon am ersten Tage hätte krönen laßen, weil man zu Rom die Meinung hatte, ein Papst könne vor seiner Krönung keine gültige Geseze von einiger Erheblichkeit geben, noch einer öffentlichen Feyerlichkeit beiwohnen. Aber einer von den Cärimonienmeistern versicherte, daß dieses falsch sey; es fanden sich auch päpstliche Bullen, durch welche nicht allein das Gegentheil behauptet, sondern auch diejenigen mit dem Banne bedroht wurden, die es leugnen würden. Sixtus litt es nicht einmal, daß vertraute Cardinäle im päpstlichen Palaste etwas zu seiner Bequemlichkeit anordneten. — Wie gewöhnlich, fragte ihn sein bisheriger Haushofmeister, was ihm des Abends zu eßen beliebte? erhielt aber darauf die Antwort: „Große Fürsten fragt man nicht, was „sie eßen wollen; bereitet eine königliche Mahlzeit „zu! und Wir wollen aussuchen, was uns am be„sten schmecken wird.“ Zu dieser Abendmahlzeit ließ er diejenigen Cardinäle einladen, denen er die päpstliche Würde hauptsächlich zu danken hatte: und er bewirthete sie auf eine ganz unerwartete Art. Er erklärte ihnen nemlich den ganzen vermeinten Nachdruck, der in den Worten Christi: **Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und ich will dir die Schlüßel des Himmelreichs geben**, zum Besten der Römischen Päpste liegen sollte; wie diesen dadurch ganz allein die Regierung der Kirche, ohne die geringste Theilung ihrer Gewalt, anvertrauet worden wäre. Er wiederholte dieses und prägte es ihnen mit so vieler Hitze ein, daß sie auch die geringste Hoffnung zur Mitregierung verlieren mußten, wenn sie dieselbe noch bey sich nährten. Da einer von ihnen es wagte, den Papst daran zu erinnern, daß er noch vor kurzem

diese

diese last ohne fremde Hülfe für sich unerträglich genannt habe, versezte er darauf, er habe es sonst allerdings geglaubt; jezt aber glaube er es nicht mehr: und wenn er hierinne aus Staatsursachen eine Lüge gesagt haben sollte, so wollte er seinem Beichtvater hinlängliche Vollmacht ertheilen, ihn von aller Schuld loßzusprechen; er sehe übrigens, daß sie ihn nur aus Eigennuzen gewählt hätten.

Solche Erzählungen wurden über die ersten Stunden, die Sixtus auf dem Throne saß, verbreitet; kein Wunder ist es, daß sie Beifall gefunden haben. Wenn dagegen ein Augenzeuge, **Graziani**, ihn mitten unter dem freudigen Zujauchzen einer unzählbaren Menge, und unter den Glückwünschungen aller Großen, in der Peterskirche auf seinen Knieen betend, allein weinen läßt, entweder weil er sich seiner vorigen Niedrigkeit erinnert, oder weil er schon die Schwere der ihm auferlegten Bürde gefühlt habe: so dürfte es leicht Leser geben, welche die Thränen eines Mannes, der nach dieser ihm wohl bekannten Würde so sehnlich, so lange und mit so vieler Kunst getrachtet hatte, vor Thränen der Freude halten möchten.

Noch an seinem Wahltage besezte **Sixtus** verschiedene ansehnliche Stellen; nicht ohne dankbare Rücksicht auf Empfelungen von Cardinälen, und auf seine ehemaligen treuen Diener. Unter denen, die sich an eben demselben Tage glückwünschend zu ihm drängten, war auch **Orsini**, der, wie man oben gelesen hat, durchgängig vor den Anstifter des an dem Schwestersohne des **Sixtus** begangenen Mordes gehalten wurde. Der Papst sah ihn mit einem halbstrengen, halb gerührtem Gesichte starr an; antwor-

wortete ihm aber kein Wort. Es war dem Orsini ungemein viel daran gelegen, die wahren Gesinnungen des Papstes gegen sich zu wißen. Denn obgleich dieser selbst es bey seinem Vorgänger dahin gebracht hatte, daß die über jenen Mord angestellten gerichtlichen Untersuchungen wieder unterdrückt wurden; so war er doch durch mehr als Eine Unbesonnenheit von neuem gereizt worden. Die Wittwe des Peretti begab sich drey Tage nach seiner Ermordung, zum Nachtheil ihrer Ehre, in den Palast des Orsini. Gregorius der dreyzehnte verbot ihnen beiden, sich mit einander zu vermählen. Allein da er bald darauf starb, glaubte es Orsini einigen Rechtsgelehrten, die er befragt hatte, daß dieses Verbot mit dem Tode des Papstes seine Gültigkeit verloren habe. Er verlobte sich also mit der Victoria an eben demselben Tage, da der Cardinal Montalto zum Papste gewählt wurde: eine Begebenheit, die er weder besorgt, noch vor so nahe bevorstehend gehalten hatte. Jezt bat er gleich am folgenden Tage um ein geheimes Gehör bey dem Papste, und erhielt es. In demselben wünschte er ihm mit ausgesuchten Worten Glück; freuete sich, einen so würdigen Landesfürsten bekommen zu haben, und bot ihm als sein Lehnsmann alle seine Dienste und Kräfte an. Sixtus hörte ihn mit außerordentlicher Ernsthaftigkeit an; endlich gab er ihm diese Antwort: „Seyn Sie versichert, Herzog! daß es „niemand mehr als Wir wünschen, Ihr Leben möchte „künftig Ihrer vornehmen Herkunft und eines wah„ren christlichen Herrn würdig seyn. Wie Sie sich „ehemals gegen das Haus und die Personen der „Peretti betragen haben, das kann Ihnen niemand „beßer wiedersagen, als Ihr Gewißen. Eines glau„ben Sie jedoch gewiß: so wie Wir Ihnen gern

„das-

„dasjenige verzeihen, was Sie wider den Franz „Peretti und wider den Cardinal Montalto be„gangen haben, so werden Wir Ihnen hingegen das „niemals verzeihen, was Sie gegen den Sixtus be„gehen sollten. Gehen Sie sogleich, und entlaßen „Sie aus Ihrem Hause und Gebiete alle Bandi„ten, denen Sie bisher Aufnahme und Schuz zu„gestanden haben! Gehen Sie, und gehorchen Sie!“ Hierauf klingelte Sixtus mit funkelnden Augen, die seine ganze Entschlossenheit anzeigten, um andere Befehle zu geben. Er hatte, sagt der gleichzeitige Ungenannte, der dieses beym Tempesti erzählt, eine bewundernswürdige Kraft in allen seinen Ausdrükken; wenn er aber vollends im Zorne sprach, und damit den ihm natürlichen Troz im Gesichte verband: so schien es, als wenn er donnerte. Orsini entfernte sich in der äußersten Bestürzung von ihm. Zwar spotteten die Schläger, die er in seinen Diensten hatte, über diese Begegnung; andere Päpste, meinten sie, hätten sich eben ein solches Ansehen gegeben, um zu zeigen, daß sie in der Welt wären; sobald aber die erste Hize des Papstthums verraucht sey, hätten sie sich genöthigt gesehen, alles seinen Weg lauffen zu laßen, und ihre Augen zu verschließen. Doch Orsini dachte anders; er, der sich dreyzehn Jahre hindurch der vorigen schwachen Regierung furchtbar gemacht hatte, war eine solche Anrede nicht gewohnt. Als er sich darüber mit seinem Anverwandten, dem Cardinal Medici, berathschlagte, rieth ihm dieser, als das Sicherste, dem Papste zu gehorchen, weil es ihm sonst, wenn er diesen aufbrächte, sehr übel bekommen dürfte. „Jedermann, fuhr er fort, sieht aus seinen Reden, und ganz Rom sagt es auch, daß die Zeiten Gregors nunmehr zu Ende sind. Sie haben ein Gebrechen

an

an Ihren Füßen; es fehlt Ihnen also nicht an einem Vorwande, in die berühmten Bäder im Paduanischen zu reisen, und Rom mit Ehren zu verlaßen. Vorher aber gehorchen Sie! sonst fürchte ich, Ihr neues Vergehen möchte Gelegenheit zur Bestrafung der ältern Fehler geben.“ Diesen Rath befolgte Orsini; er begab sich bald darauf mit seiner Gemahlinn ins Venetianische, nachdem er alle Banditen in seinen Ländereyen abgedankt hatte. Dort starb er in kurzer Zeit: und ob er gleich in seinem letzten Willen seine Gemahlinn reichlich bedacht hatte; so wurde sie doch von seinem Vetter Ludwig Orsini mit aller Härte verfolgt und beraubt. Sie wandte sich deswegen an mehrere mächtige Beschützer; unter andern auch an den Papst, den sie ohngeachtet seiner Wohlthätigkeit gegen sie, beleidigt hatte. Nunmehr bezeigte sie ihm ihre Dankbarkeit und Reue; aber auch den Wunsch, ihr Leben in einem Kloster zu beschließen: zu welchem Behuf sie ihn um ein Almosen von fünfhundert Scudi bat. Diese mit so vielem Vertrauen abgelaßene Bitte gefiel dem Sixtus ungemein. Er entschloß sich, ihr dieselbe zu bewilligen; wiewohl ihn seine Schwester davon abzuhalten suchte. Allein eben da er im Begriff war, das verlangte Geld nach Padua zu schicken, erfuhr er, daß seine unglückliche Nichte Vittoria durch Veranstaltung des Ludwig Orsini ermordet worden sey.

Dieser feste Vorsatz des Papstes, die seit langer Zeit in seinen Ländern verlorne Sicherheit, Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, äußerte sich sogleich auch bey jeder andern Veranlaßung, durch die schnellsten und würksamsten Mittel. Jene schröckliche Zerrüttung, in welcher er die öffentliche Verfaßung antraf, rührte zwar zum Theil von sehr alten

Uebeln her: von den Ueberbleibsalen der Welfen und Gibellinen, dieser zwo Partheien, der päpstlichen und kaiserlichen, die weit über dreyhundert Jahre nach einander, Italien und Deutschland in Zwietracht und Verderben gestürzt hatten. Daher wurde noch damals Bologna durch die Pepoli und Malvezzi beunruhigt, von welchen jene das Farnesische Haus, diese den Großherzog von Florenz zu Beschützern hatten. Eben deswegen war auch die zügellose Beleidigung der Gesetze, Fürsten und Obrigkeiten noch ziemlich durch ganz Italien verbreitet. Die Straßenräuber, Diebe, Entführer, Meuchelmörder und Mordbrenner, die aus Verbannten, Verschuldeten, und überhaupt aus dem Abschaum der Italiänischen Nationen aufgewachsen waren, fielen mit einer desto unwiderstehlichern Verwegenheit über die Bewohner von Städten und Dörfern, selbst über geheiligte Oerter, her, weil sie oft bey den vornehmsten Herren und Häusern Schutz fanden. Aber die schwache Regierung Gregorius des dreyzehnten hatte freylich am meisten dazu beigetragen, daß sich im Kirchenstaate alle Arten des Uebermuths frey erheben durften. Ehrerbietung gegen die Obrigkeit kannten die Mächtigen oder auch nur die Bewaffneten zu Rom fast gar nicht mehr. Man sah die Gerichtsdiener zu den Fenstern hinauswerfen und mit Füßen treten; die ansehnlichsten Diener des Fürsten mißhandeln und umbringen. Neben diesen frechen Gewaltthätigkeiten, waren unter gleicher Strafloſigkeit viele andere Unordnungen herrschend geworden, die weniger fürchterlich als jene zu seyn schienen; aber im Grunde noch trauriger heißen konnten, weil sie mit einer allgemeinen Ruchloſigkeit der Sitten drohten. Unzählige Betrügereyen und Ungerechtigkeiten wurden täglich begangen; die Befehls-

fehlshaber und Obrigkeiten trieben einen Handel mit Bedienungen, und die Mütter verkauften ihre Töchter; die aufs Höchste gestiegene Ueppigkeit und Verschwendung; Klöster, die in Sitze der Wollüste verwandelt waren, und eine ungehinderte Plünderung der öffentlichen Gelder, vollendeten das Unglück des Staats und der Nation.

Sixtus der fünfte, der in einem Alter von vier und sechszig Jahren eine Regierung übernommen hatte, der es beinahe an allen ihren Spannkräften fehlte; in der für ihn das allermeiste fremd war, und worinne außerdem (denn es war eine päpstliche Regierung, die jede zehn, zwölf oder höchstens zwanzig Jahre in eine andere Familie hinüberwankt,) so wenige Aufmunterungen und Hoffnungen zu ihrer Befestigung lagen, mußte dazu erhaben und edel, wenigstens ruhmbegierig genug denken, um noch am Abend seines Lebens den Versuch einer solchen Wiederherstellung zu machen: er mußte aber auch seinen eigenen neuen Weg gehen; und er that es. Er kündigte sich sogleich als einen Fürsten von dem zuverläßigsten Charakter an, deßen Entwurf nicht allein gemacht, sondern auch von unwiderruflicher Beharrlichkeit wäre. Da die Bedürfniße seiner Regierung und seiner Länder unzählbar waren: so unternahm er es nicht, auf einmal allen, oder nur den allermeisten abzuhelfen. Für das dringendste derselben, für die öffentliche Sicherheit und Beruhigung, sorgte er zuerst; jedoch wählte er zum allgemeinen Erstaunen Maaßregeln, von denen man gerade die entgegengesezte Würkung hätte befürchten sollen. Gregorius der dreyzehnte hatte, um das räuberische Gesindel, das allen Gesezen und Strafen trozte, zu vertilgen, zahlreiche Kriegsvölker zu Fuß

und zu Pferde in seinen Staaten vertheilt: und weil er merkte, daß dieselben den Banditen vielmehr zur Kurzweil dienten, hatte er noch achthundert Soldaten aus Corsica kommen laßen. Allein, so viel kömmt auf den Begriff an, den sich Unterthanen von dem Geiste ihres Regenten machen: alle diese Soldaten hatten bisher nicht einen einzigen Kopf eines Banditen aufweisen können. Es erfolgten nichts als lächerliche Scharmüzel zwischen beiden Theilen; die Großen und der Adel forderten sogar, daß die Soldaten eine gewiße Achtung gegen die Rauffer haben sollten, die von ihnen beschüzt wurden: sie sprachen dem Hofe zu Rom selbst bey solchen Gelegenheiten Hohn. Kaum war Sixtus Papst geworden, als er alle diese besoldeten Waffenträger sammt ihren unnüzen Befehlshabern abdankte, die Einheimischen in ihre Familien zurück schickte, und den Städten allen solchen Aufwand verbot. Es befremdete fast noch mehr, als er, um seine Verachtung gegen die tollkühnsten Störer des Friedens zu zeigen, die Anzahl der Gerichtsdiener auf die Hälfte herabsezte. Das hieß in der That, sich selbst genug seyn. Er wußte es, wie furchtbar die Majestät des Fürsten und der Geseze ist, wenn man sie nur zu gebrauchen versteht. Nicht viele Geseze zu geben; aber die vorhandenen auf das unverbrüchlichste vollziehen zu laßen, war daher sein großes Augenmerk.

Vier Tage nach seiner Wahl brachte er dieses schon zur Ausübung. Sein Vorgänger hatte zwar bey Todesstrafe die kleinen Windbüchsen mit Rädern verboten; allein niemand kehrte sich daran, und es wurden beinahe alle Tage damit zu Rom Menschen erschoßen. Jezt, da zween Brüder aus einem Städtchen im Kirchenstaate, die, um den neuen

Papst

Papst zu sehen, in die Hauptstadt gekommen waren, wieder zurück reisen wollten, wurden sie, weil man dergleichen Gewehr bey ihnen fand, angehalten und gefangen gesezt. Vergebens baten viele Cardinäle, und andere große Herren, selbst Gesandte, den Papst, ihnen das Leben zu schenken. Seine Schwester wurde gleichfalls veranlaßt, eine Fürbitte für sie zu wagen; er gab ihr aber zur Antwort, sie hätte sonst täglich über Gregors Zeiten geklagt; desto weniger werde er gestatten, daß die Gesezze immer mehr verspottet würden; ohne die Richter werde er keinen Entschluß faßen, und er erwarte ihr Urtheil. Dieses fiel auch zum Tode aus: und alles was der Papst bewilligte, bestand darinne, daß die beiden Brüder des Nachts aufgehenkt wurden; die aber noch des Tages darauf am Galgen bleiben mußten.

Erst am folgenden Tage, am ersten May des Jahrs 1585, wurde Sixtus mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten gekrönt. Unter diese gehörte es auch sonst, daß Geld unter das Volk ausgeworfen wurde; allein Sixtus veränderte diese Gewohnheit. Er überlegte, daß bey dem Aufraffen des Geldes oft Menschen das Leben einbüßten; ingleichen, daß dieses kein wahres Almosen sey, das landstreicher und Betrüger durch ihre stärkern Kräfte gewaltsam an sich rißen; während daß die würklichen Armen, Kranken und Krüpel von so vielem Gelde nichts bekämen. Er ließ es also unter diese in Häusern und Spitälern austheilen. Eben so wenig wollte er das bey der Krönung gewöhnliche prächtige Gastmahl angestellt wißen, weil ihm diese Verschwendung zu einer Zeit, da Rom Mangel an lebensmitteln hatte, sehr übel angebracht zu seyn schien.

Mit solchen Gründen ihres Papstes konnten die Römer sehr wohl zufrieden seyn; aber damit war es der große Hauffe durchaus nicht, daß Sixtus auch die seit langer Zeit eingeführte Loßlaßung aller Gefangenen, durch welche die päpstliche Krönung gleichsam gefeyert wurde, untersagte. Gleichwohl vertrug sich die Begünstigung dieses Mißbrauchs ganz und gar nicht mit seiner Hauptabsicht, durch das wiederhergestellte Ansehen der Gesezze die öffentliche Ruhe zu sichern. In der gewißen Hoffnung, zur gedachten Zeit vom Gefängniße befreyet zu werden, erlaubten sich viele die gröbsten Ausschweifungen; nicht wenige hatten sogar die Unverschämtheit, wenn jene Feyerlichkeit heranrückte, sich freywillig im Gefängniße einzustellen, um dadurch alle weitere Strafe zu vermeiden. Leti beschreibt einige Auftritte, die daraus in den ersten Tagen der Regierung des Sixtus erfolgt seyn sollen: Mehr als fünfhundert Verbrecher, schreibt er, trösteten sich ihrer nahen Freyheit; sie hatten sich, sobald das Gerücht ausgebreitet wurde, daß der gutmüthige Cardinal Montalto Papst werden sollte, Hauffenweise theils in der Engelsburg, theils in andern Gefängnißen dargestellt. Schon hatten sich auch, kurz vor seiner Krönung, der Statthalter von Rom und der Befehlshaber der Engelsburg zu ihm begeben, um zu erfahren, ob er diese Gnade allen Gefangenen erweisen, oder, wie manche Päpste gethan hatten, nur einige wenige loßlaßen wolle? und ob die Begnadigten auch keine Kosten tragen sollten? Allein Sixtus nahm diese Anfrage sehr übel auf. Sie hielten es also noch nicht vor genug, sagte er, daß die Richter dreyzehn Jahre hindurch geruht hätten? ihre Schläfrigkeit sollte wohl noch unter seiner Regierung fortdauern? Zu sehr habe die Ruchlosigkeit zu Rom über-

überhand genommen, als daß er auf Gnadenbezeigungen bedacht seyn könnte. Diese würden von Fürsten erwiesen; allein die Stadt habe Richter mit dem Schwerdte in der Hand nöthig. Er befohl ihnen daher, die Gefangenen ohne Unterschied noch strenger bewachen zu laßen, und nach der schärfsten Untersuchung ihre Sache bald zum Endurtheil zu bringen. Und damit jedermann sehe, sezte er hinzu, daß ihn Gott deswegen auf Peters Stuhl erhoben habe, daß er die Guten belohnen und die lasterhaften strafen möge: so wolle er schlechterdings, daß vier der Strafbarsten morgen ihr Urtheil empfangen, und an seinem Krönungstage selbst zween davon enthauptet, die beiden andern gehenkt werden sollten. Noch war der Statthalter nicht lange nach Hause gekommen, als ihm der Papst auch überdies melden ließ, er und seine Unterbedienten müßten für jeden Gefangenen, der sich retten würde, alle Schuld auf sich nehmen, und der Papst erwarte gewiß, daß am folgenden Tage das Urtheil der vier Mißethäter bekannt gemacht werde. Der Statthalter war über alles dieses desto mehr in Verlegenheit, da er selbst dazu beigetragen hatte, daß mehrere Verbrecher, die von seinen vornehmen Freunden beschüzt wurden, sich in den Gefängnißen stellten. Drey Cardinäle versuchten es zwar, den Papst zur Milderung seines Entschlußes zu bringen. Sie hielten ihm vor, wie wenig es sich für die dem Statthalter Christi und dem Vater aller Gläubigen natürliche Güte schicke, beym Anfange seiner Regierung, und an einem der feyerlichsten Tage der Christenheit, diejenige Barmherzigkeit zu verleugnen, welche seine Vorgänger eben an demselben auszuüben pflegten. Auch die Ketzer würden sich daran ärgern, und zur Beschimpfung des heiligen Stuhls sagen,

die Päpste wären geneigter Blut zu vergießen, als zu vergeben. Doch die Cardinäle reizten dadurch den Unwillen des Papstes noch mehr. Er gab ihnen zur Antwort, ihre Vorstellungen befremdeten ihn über alle Maaße. Als Christus die Regierung der Kirche dem Petrus aufgetragen habe, hätte er nicht die Apostel zu seinen Lehrmeistern verordnet; gleichwohl wollten sie sich ein solches Ansehen gegen ihn geben. Die Ketzer ärgerten sich nicht daran, daß Verbrechen bestraft; wohl aber, wenn sie ganz übersehen würden. Wollte Gott, daß die Päpste in den lezten hundert Jahren weniger Nachsicht darinne bewiesen hätten! so würde die Ketzerey weder entstanden noch aufgewachsen seyn, indem ihre Wurzeln in den Ausschweifungen der Geistlichkeit zu suchen wären. Die Cardinäle verlangten, daß er die Anzahl der Bösewichter zu Rom sich vergrößern lassen möchte; er aber sey gesonnen, den Kirchenstaat von denselben zu reinigen, weil er wohl wiße, daß seine Unterthanen nur ein Pfund Prachtvoller Gnade, dagegen einen Centner strenger Gerechtigkeit brauchten. Nach diesem empfangenen Verweise, eilten zwar die Cardinäle die Treppe hinab; allein Sixtus ließ sie noch einmal heraufkommen, und rief ihnen zu seiner Stubenthüre heraus entgegen, er habe vergeßen, ihnen zu sagen, daß er nicht nur fest entschloßen sey, die Verbrecher streng zu bestrafen; sondern auch die genaueste Untersuchung anstellen laßen werde, von wem sie bisher beschüzt worden wären, oder wer sie noch beschüzen wolle, um es an diesen ebenfalls mit Schärfe zu ahnden.

Groß war die Bestürzung über diese unerwartete Strenge des Papstes nicht allein unter den Gefangenen; sondern auch zu Rom überhaupt, wo so viele

viele Familien an dem Schicksal derselben Antheil nehmen mußten. Einer unter denselben, ein Edelmann, hatte eine Mordthat begangen, und sich auch im Vertrauen auf eine baldige Loßlaßung freywillig gefangen sezen laßen. Nunmehr warf sich seine Gemahlinn nebst ihren fünf Kindern dem Papste zu Füßen, und bat mit Thränen um seine Begnadigung. Allein der Papst antwortete ihr weiter nichts, als daß er sie und ihre Kinder bedaure; da er jedoch einmal der Gerechtigkeit versprochen habe, sie nach Rom zurück zu führen, so müße er es auch erfüllen. Ihr Gemahl wurde kurz darauf enthauptet. Mehr Hoffnung, eine solche Bitte gewährt zu sehen, konnte sich der Schazmeister eines Römischen Domkapitels, Cartelli, machen. Er hatte ehedem, als er in Diensten des Cardinals Carpi stand, dem jezigen Papste nicht geringe Gefälligkeiten erwiesen. Sein Brudersson entführte ein Frauenzimmer, schändete sie, und heyrathete sie endlich durch Vermittelung seines Oheims. Dieser rieth ihm unterdeßen, um die gewöhnlichen Förmlichkeiten zu beobachten, sich auch ins Gefängniß zu begeben; er zweifelte nicht, daß sein Neffe vor andern in Freyheit gesezt werden würde. Ohngeachtet der abschröckenden allgemeinen Erklärung des Papstes, sprach Cartelli doch mit ihm für seinen Neffen, deßen Vergehungen er geschickt zu mildern wußte. Sixtus erinnerte sich seiner Freundschaft mit Vergnügen; „aber Ihren Neffen, sagte er, geht dieses nichts an. Wenn Sie „für ihn einen Fürsprecher abgeben wollen: so thun „Sie es bey Gott für seine Seele; aber nicht bey „Uns für seinen Körper.“ Würklich wurde auch derselbe in kurzem vor eben dem Hause aufgehenkt, aus welchem er das Frauenzimmer entführt hatte; und da die Richter, welche diese Sache von neuem

untersuchten, ihr eine vortheilhaftete Wendung gaben, um ihm das Leben zu retten: so ließ der Papst einen derselben im Angesichte einer öffentlichen Gerichtsversammlung auspeitschen; einen andern aber jagte er aus Rom weg. Zugleich wollte er jedoch auch ein Denkmal seiner Dankbarkeit gegen den Cartelli stiften: er ertheilte ihm ein Bißthum, und die Domherrnstelle, die er gehabt hatte, seinem Schwestersohne.

In einem ähnlichen Falle, den Leti ebenfalls sehr umständlich erzählt, schien Sixtus der Dankbarkeit, mitten unter einer furchtbaren Ausübung der Gerechtigkeit, nicht zu vergeßen. Ein reicher und angesehener Prälat zu Rom, Monsignor Cesarino, war seit vielen Jahren sein Freund und Wohlthäter gewesen. Außer einer Menge anderer Geschenke und Gefälligkeiten, hatte er ihm auch ein kleines Landgut ohne die geringsten Kosten überlaßen, damit er seinen Weinberg nach seinem Gefallen erweitern könnte. Der Cardinal Montalto gestand ihm so viele Verbindlichkeit zu haben, daß man gewiß glaubte, er werde ihn mit dem Cardinalshute belohnen. Allein eben dieser Cesarino führte ein sehr üppiges und unordentliches Leben. Er hatte nahe bey Rom ein Landhaus, welches seine Nachbaren nur die Banditen-Wohnung nannten, weil er darinne stets einigen Schlägern Aufenthalt gab, die sich zum Ausprügeln, zum Abschneiden von Nasen und Ohren, zum Meuchelmorde selbst gebrauchen ließen. Drey derselben insonderheit waren um grober Verbrechen Willen aus Rom verbannt worden: und die Gerichte suchten ihrer habhaft zu werden. Diese ließ Cesarino während des erledigten päpstlichen Stuhls, heimlich nach Rom kom-

kommen, um ihnen bey Gelegenheit der Krönung des neuen Papstes, Strafloſigkeit zu verſchaffen. Sobald er vollends hörte, daß Montalto unfehlbar den Thron beſteigen werde, ließ er ſie unverzüglich ins Gefängniß gehen, und gab ihnen die Verſicherung, daß ſie zuerſt herauskommen würden. Ob er ſich gleich in dieſer Erwartung betrogen fand; ſo bat er doch den Papſt, im Vertrauen auf ihre alte Verbindungen, mit einer gewißen Dreiſtigkeit um Gnade für dieſe Mißethäter, die ihm von mächtigen Freunden empfolen worden wären. Der Papſt rühmte in ſeiner Antwort ihre ehemalige Freundſchaft; ſezte aber hinzu, er merke, daß Ceſarino ſie nicht mehr für ihn unterhalte, weil er ſich derſelben bedienen wolle, ihn zu Dingen zu verleiten, die ſeine Zufriedenheit ſtören würden, zur Begünſtigung von Böſewichtern. „Wir wißen es wohl, fuhr „er fort, daß Ihr Haus vor allen andern ein Zu„fluchtsort von Banditen iſt: und mit Widerwil„len müßen Wir Ihnen melden, daß Unſere Ge„rechtigkeit Sie wegen Ihrer für einen Geiſtlichen „ſo anſtößigen Handlungen zum Tode verurtheilen „muß. Wir ſehn Sie alſo als todt an; aber die „göttliche Vorſehung will, daß Ihre Uns geleiſteten „Dienſte, da Wir noch Montalto waren, die „Kraft haben ſollen, Ihnen ein neues Leben einzu„hauchen. — Wie groß Unſere Dankbarkeit gegen „Sie ſey, können Sie daraus ſehen, weil Wir mit „Ihnen allein nicht nach den Trieben Unſerer Ge„rechtigkeit verfahren wollen. — Wohlan! Wir „verdammen Sie zum Tode; Wir ſezen voraus, „daß dieſes Urtheil vollſtreckt worden ſey. Jener „Montalto, der den Ceſarino gekannt hat, lebt „nicht mehr! jener Ceſarino, der den Montalto „gekannt hat, iſt ſchon todt. Der jezt lebende Ce„ſarino

„sarino führt ein Leben, das ihm von dem Papste „Sixtus gegeben worden ist. Von diesem Augen„blicke also an, müßen Sie sich vornehmen, ein „ganz neues Leben zu führen, weil Sixtus, dem „Sie es zu danken haben, nicht will, daß Sie an „Ihr vormaliges denken, da Montalto noch lebte, „und Ihnen auch zu verstehen giebt, daß Ihre künf„tige Vergehungen eben so scharf, wie an andern, be„straft werden sollen.“ Auf diese Erklärung des Papstes, folgte nach seinem Befehle sogleich die gerichtliche Verurtheilung der drey Verbrecher. Allein mit dem Urtheil des Statthalters, welches ihnen schlechtweg den Galgen zusprach, war er doch nicht zufrieden. Er schrieb ihm vielmehr, seine Unerfahrenheit sey zu groß, und seine Nachsicht zu ungemeßen; sein Urtheil hätte folgendergestalt abgefaßt werden sollen: „Das Haus des Cesarino, in „welchem sich dergleichen Mißethäter so oft versam„melt haben, um ihre Schandthaten verüben zu kön„nen, soll ganz niedergerißen, und auf den Trüm„mern deßelben sollen die Galgen errichtet werden, „an welche man die drey Schuldigen henken wird.“ Dieses möchte er sich zugleich zur Vorschrift für andere Fälle dienen laßen. Cesarino ward über diesen bisher zu Rom unerhörten Ausgang einer Sache, die ihm eine Kleinigkeit gedünkt hatte, so bestürzt, daß er gar keine Nahrung genießen konnte, und immer fürchtete, er dürfte selbst noch zur Strafe gezogen werden. Seine Aengstlichkeit brachte ihn bald dahin, daß er ein Cisterciensermönch wurde. Das gab zu einer Unterredung Gelegenheit, die man an die beiden verstümmelten, einander gegen über stehenden Bildsäulen des Pasquino und Marforio anschlug, an welchen die Römer noch jezt Spöttereyen über die Regierung (Pasquinaden) zu lesen ge-

gewohnt sind. Pasquino sagte, daß er ein Cistercienser werden wolle. Warum das? frägt Marforio. Weil wir, antwortete jener, unter die Regierung eines Papstes gekommen sind, da man, um dem Galgen zu entgehen, sich in einem der unglücklichsten Klöster aufopfern muß.

Damit auch Sixtus den Cardinälen seine Gesinnungen über die Regierungsart, welche er beobachten wollte, eben so zeitig als feyerlich bekannt machen möchte, versammlete er dieselben, wie Leti meldet, noch vor seiner Krönung, in einem Consistorium; obgleich dieses nicht allein ungewöhnlich war, sondern auch unschicklich zu seyn schien. Man hatte ihm dieses auch vorgestellt; allein darauf die Antwort bekommen, er sey von dem Himmel nicht zum Papste bestimmt worden, um zu gehorchen, sondern um zu befehlen; er wiße sehr wohl, was der Kirche nüzlich und nöthig sey, und worinne der Wohlstand des Consistorium bestehe. In dieser Versammlung also hielt Sixtus eine lange Rede, die vielleicht, wie man sie jezt lieset, nicht ohne Zusäze und Veränderungen geblieben ist. Er nahm für dieselbe gleichsam zum Texte die Stelle aus der Apostelgeschichte: „Gott hat die Zeit der Unwißenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen „an allen Enden Buße zu thun.“ Zuerst erinnerte er die Cardinäle daran, wie wunderbar ihn Gott aus dem niedrigsten Stande nach und nach zu dem höchsten erhoben habe. Sie würden wohl, fuhr er fort, es nicht begreifen können, wie sich seine Kräfte und seine ganze Natur plözlich haben verändern können; viele, und wollte Gott, daß nicht auch einige unter ihnen so dächten, glaubten gar, daß die Schwächlichkeit, die man ehemals an ihm erblickt

habe,

habe, eine bloße Verstellung gewesen sey. Allein da man einen jeden, und besonders Geistliche, aus ihren Früchten erkennen müße: so frage er sie, welche Vorwürfe man ihm während seiner Cardinalswürde machen könne? und ob in seinem Betragen der geringste Grund zu einem solchen Argwohn liege? Sie müßten also vielmehr glauben, daß die mit ihm vorgegangene Verwandlung ein Werk der göttlichen Fürsorge zum Besten der Kirche sey. Diese Gesundheit nun, und diesen starken Muth, welche ihm geschenkt worden wären, wolle er zu einer gerechten und strengen Regierung anwenden. Wie nöthig diese sey, erklärte er ihnen durch einen ausführlichen Abriß des elenden Zustandes, in welchem Rom und der Kirchenstaat bisher gelegen hätten. Er versicherte zugleich, daß er damit nicht den verstorbenen Papst anklagen; sondern vielmehr den schlechten Begriff, den viele von demselben hätten, als wenn er der Stifter aller dieser Uebel wäre, zerstreuen wolle; aber es sey doch gewiß, daß diejenigen, welche in seinem Nahmen regierten, seine übertriebene Güte und Gnade auf alle Art gemißbraucht hätten. Endlich bat sich Sixtus von den Cardinälen zweyerley aus: erstlich, seinen Vorsatz zu billigen, nach welchem er auf so viele Gelindigkeit desto mehr Schärfe folgen laßen wolle; zweytens, für keinen Schuldigen eine Fürsprache bey ihm einzulegen, indem er niemals darauf achten werde, weil die Leichtigkeit, mit welcher unter der lezten Regierung Begnadigungen erhalten worden, alle Uebung der Gerechtigkeit verschlungen habe.

An eben demselben Tage, da er dieses den Cardinälen ankündigte, ließ er auch den Statthalter von Rom, nebst allen obrigkeitlichen Personen dieser Haupt-

Hauptstadt zu sich kommen, und bezeigte ihnen seinen bittersten Verdruß darüber, daß seit so langer Zeit alle Verbrechen daselbst ungestraft begangen worden wären. „Wenn Wir überzeugt wären, sagte er, daß dieses Unheil bloß von eurer Neigung herrühre: so würden Wir euch zur strengsten Rechenschaft wegen eines jeden daraus erfolgten Schadens ziehen laßen. Allein Wir wollen glauben, daß diese große Nachläßigkeit ihren Ursprung in der Güte Unsers Vorgängers habe, der den Richtern die Hände band. Um Uns noch mehr zu überzeugen, daß solches nicht von eurem Verhalten herkomme, müßet ihr künftig die Gerechtigkeit desto fertiger verwalten. Zu eurer Aufmunterung melden Wir euch, daß der Papst Gregorius gestorben ist, und daß jezt Sixtus im Vatican regiert, der eben so sehr zur strengen Gerechtigkeit geneigt ist, als es jener zur Gnade war.“ Er versprach ihnen außerdem auch Unterstüzung bey einem solchen Eifer, und entließ sie mit den Worten aus der Evangelischen Geschichte: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen; sondern das Schwerdt.“

Was der Papst den Obrigkeiten und Richtern als eine kurze warnende Erinnerung einprägte, das wurde bald in der stärksten Bedeutung, die er wünschte, zu einem gemeinen Sprüchworte der Römer. Jezt regiert Sixtus, pflegte man zu sagen, wenn man anzeigen wollte, daß die Zeit vorbey wäre, da man sich geringern und größern Ausschweifungen ohne Furcht vor Strafen überlaßen konnte. Das Ansehen seiner Regierung, die bloße Furcht seines Nahmens, würkte mit gleichem Nachdrucke auf alle Gemüther; man getrauete sich nicht einmal mehr, einen Juden zu beschimpfen: eine Nation, die

die bisher gleichsam zum Zeitvertreibe des Pöbels gedient hatte. Zween Bediente von Cardinälen geriethen einst in einen sehr heftigen Zank. Nachdem sie einander mit den gröbsten Schimpfwörtern überhäuft hatten, warf der eine den andern zu Boden, und zog einen Dolch aus dem Busen, um ihn sogleich zu ermorden. Aber in diesem Augenblicke der grausamsten Wuth, hielt er plözlich, als wenn ihm eine drohende Stimme zugerufen hätte, den Arm zurück, und sagte zu dem Ueberwältigten: „Danke es dem „Sixtus, der mich in Furcht sezt! sonst hätte ich „dich alsbald umgebracht.“ Man bemerkte jezt durchgehends, daß Schimpfen und Schlagen überall entschieden, wo es sonst bis zur Mordthat gekommen war.

Die meiste Verwunderung verdiente die Geschwindigkeit, mit welcher Sixtus diesen großen Entwurf ausführte. Innerhalb eines Jahres waren die Sicherheit und Ruhe in seinem ganzen Gebiete so sehr festgestellt, als wenn sie niemals etwas gelitten hätten. Ja Italien überhaupt verdankte ihm den Genuß eben derselben Wohlthat durch sein aufmunterndes Beispiel, und die gemeinschaftlichen Maaßregeln, die er mit andern Staaten dieses Landes darüber traf. Zwey Monathe nach seiner Thronbesteigung ließ er bereits eine Bulle ausfertigen, worinne er seinen Willen eben so streng als vollständig bekannt machte. Er bestätigte nicht nur alle Gesezze der vorhergehenden Päpste wider die Banditen und andere öffentliche Friedensstörer; sondern befohl auch allen Großen, Befehlshabern, Obrigkeiten und Gemeinheiten des Kirchenstaats bey hohen Geldstrafen, die sie noch über die gewöhnliche Strafen des Ungehorsams tragen sollten, alle

Ge-

Gegenden ihrer Gerichtsbarkeit vor dergleichen Leuten aufs sorgfältigste zu verwahren, und von denselben zu reinigen. Wenn sie durch ihr Gebiet giengen: so sollten sie dieselben, auch, wenn es nöthig wäre, mit Hülfe der benachbarten Herren, anhalten, und sie bis in ihre lezte Zuflucht verfolgen, um sie den päpstlichen Befehlshabern ausliefern zu können. Da auch diese Bösewichter bekannt genug wären: so sollten weiter keine Entschuldigungen gelten, als wenn man sich ihrer nicht bemächtigen könne. Sobald die Sturmglocke gelautet, oder andere Versammlungszeichen wider sie gegeben würden: so sollte jedermann sich sogleich bewaffnet an dem bestimmten Orte einfinden; Geldstrafen, und in gewißen Fällen sogar der Todt, werde denen gedroht, die dawider handeln. Die Großen und Gemeinheiten, welche die gedachten leute entwischen ließen, sollten nicht allein den durch sie gestifteten Schaden ersezen; sondern auch einen gleichen Geldbetrag an die päpstliche Kammer zahlen. Alle Großen, Befehlshaber, und Besizer von ländereyen, geistlichen und weltlichen Standes, welche die Banditen auf irgend eine Art begünstigen und schützen würden, sollten aus dem Kirchenstaate auf immer mit ihren Familien verbannt, ihre Häuser und Schlößer geschleift, und ihre Güter eingezogen werden. Endlich bittet und ermahnet der Papst alle Italiänische Fürsten und andere Regenten, den Banditen keinen Aufenthalt in ihren ländern zu verstatten; sie vielmehr, wenn sie aus dem Kirchenstaate gebürtig wären, oder daselbst Verbrechen begangen hätten, an seine Befehlshaber auszuliefern.

Mit dieser Bulle waren auch die Fürsten sehr wohl zufrieden. Selbst Philipp der zweyte, Kö-

nig von Spanien, befohl seinem Vice-Könige zu Neapel, dem Herzoge von Oßuna, sich in allem nach dem Willen des Papstes zu richten. Dieser Statthalter bat daher den Papst, noch eine besondere Bulle für das Königreich Neapel ergehen zu laßen, damit die dortigen Banditen sich keinen Schuß im päpstlichen Gebiete versprechen möchten. Sixtus that solches; nicht allein gab er deswegen die nöthigen Verordnungen an seine Statthalter und Befehlshaber, besonders zu Benevento im Neapolitanischen; sondern erlaubte auch dem Vicekönige, die Banditen bis zehn italiänische Meilen in den Kirchenstaat hinein, in Flecken und Dörfer verfolgen zu laßen, um sie nach Neapel führen zu laßen; ingleichen, daß er sie sowohl im Neapolitanischen, als im Kirchenstaate, sogar in den Kirchen und Klöstern, mit Beistande der geistlichen Vorsteher derselben aufsuchen laßen dürfe. Eben diese Freyheiten räumte er auch den Großherzogen von Toscana, den Herzogen von Urbino, Ferrara, Mantua und Savoyen, nicht weniger den italiänischen Freystaaten ein; und erklärte überdieß, daß die Familien der aus den übrigen Staaten verbannten Mißethäter im Kirchenstaate ebenfalls nicht aufgenommen werden sollten.

Der Herzog von Urbino, den Sixtus besonders liebte und schäzte, brachte ihm bald darauf eine Art von solchem angenehmen Opfer an dreyßig der ärgsten Räuber und Meuchelmörder. Unter dem lauten Vorwande einer Jagd, schickte er einige mit Lebensmitteln beladene Mauleselwagen voraus, auf welche sie aus ihren Schlupfwinkeln in den Gebürgen herfielen, und alles, spottend über den Herzog, ausplünderten. Allein eben dieses war der Fallstrick, der ihnen Freyheit und Leben kostete. Sie gehörten

zum

zum Theil zu der Bande des berüchtigten Guercino, eines ehemaligen Priesters und Oberhaupts von Banditen, der sich in allen seinen Ausschreiben und Briefen, König der Provinz Campagna nannte, und die Frechheit hatte, dem Bischof von Anagni die Ausübung seines Amtes zu verbieten; so daß man in dem ganzen Kirchensprengel deßelben ihn als König und Bischof erkennen mußte. Durch eben denselben wurde auch Caraffa, Bruder des Herzogs von Luceria, auf der Rückreise von Rom, mit allen den seinigen beraubt und äußerst gemißhandelt. Als er dem Papste sogleich Nachricht davon gegeben hatte, sagte derselbe: „Wohlan! dieser Mensch verdient „es nicht, daß Wir ihm so viel Ehre erweisen, und „Soldaten oder Gerichtsdiener wider ihn abschicken; „aber Unsere Bulle soll ihn erwischen!“ In der That wurde er wenige Tage darauf gefangen genommen, enthauptet, sein Kopf mit einer vergoldeten Krone auf einen Pfahl gesteckt, und nach Rom gesandt, wo man ihn auf der Engelsburg ausstellte. Seine Anhänger wurden auch hin und wieder eingezogen und hingerichtet.

Eine vorzügliche Würkung dieser Art thaten auch die Preise, welche Sixtus, gleich in den ersten Wochen seiner Regierung, durch eine öffentliche Verordnung auf die Köpfe der Banditen sezte. So sollte ein Anführer von Banditen, der einen andern solchen Anführer todt oder lebendig in die Hände der Regierung liefern würde, nicht allein für sich, sondern auch für vier andere mit ihm verbundene Banditen Vergebung erlangen. Wenn ein Bandit einen Anführer tödtete: so sollte er ebenfalls, und noch zwey andere Banditen, die er ernennen könnte, straflos seyn, auch zweyhundert Scudi zur Beloh-

nung erhalten; dreyhundert aber, wenn er ihn lebendig lieferte. Derjenige, welcher kein Bandit, noch sonst ein Verbrecher wäre, aber einen Anführer der Banditen umbrächte, sollte dreyhundert Scudi bekommen, und sechshundert, wenn er ihn lebendig überlieferte. Selbst die Soldaten, Beamten, und andere zur Vollstreckung der Gerechtigkeit bestellte Personen, sollten eben dergleichen Belohnungen fähig seyn, wenn sie auf die gedachte Art etwas zur Ausrottung der Banditen beitrügen. Es sollten auch nicht bloß die gröbsten Verbrecher, sondern sogar diejenigen, welche Sachen von geringem Werthe auf der Straße rauben würden, der Todesstrafe werth geachtet werden; und die Minderjährigkeit sollte niemanden entschuldigen, wenn er bereits das vierzehnte Jahr überschritten hätte.

Kaum war diese Verordnung des Papstes erschienen: so brachte man nach Rom den Kopf eines vormaligen Priesters, Johann Valente, auch auf einen Pfahl gesteckt, und zum Spotte mit einer vergoldeten Krone geschmückt. Er war der furchtbarste unter allen Räubern der umliegenden Gegend; nannte sich daher einen Fürsten der Seeküste und der Gebürge; herrschte würklich unumschränkt, ließ Münzen schlagen, und behandelte die Einwohner höchst grausam. Da er mit einer Menge anderer Räuber in der größten Geschwindigkeit bald hier bald dort sich blicken ließ: so schien es, daß man sich seiner unmöglich bemächtigen könne. Der Cardinal Colonna, der in dieser Landschaft Legat oder Statthalter war, und sich alle mögliche Mühe gegeben hatte, ihn zu bändigen, schrieb endlich an den Papst, es sey kein anderes Mittel dazu übrig, als eine wohl ausgerüstete Galeere, weil Valente, unaufhörlich

in

in Bewegung, vom Lande auf die See, und von dieser auf jenes eile. Der Papst ließ ihm dagegen antworten, wider diesen Böswicht sey keine Galeere nöthig; er habe Gott wider sich, der ihn, wie Seine Heiligkeit fest glaubten, in kurzem selbst anhalten würde. Er fiel auch würklich kurz darauf in die Hände eines benachbarten Fürsten, der mit seinem Kopfe dem Papste ein Geschenk machte.

Noch gab Sixtus allen diesen Anstalten einen besondern Nachdruck durch die Stiftung eines eigenen Gerichts wider die Banditen, welches Leti beschreibt. Er sezte es aus drey General-Inquisitoren zusammen, die außer ihrer Strenge und Thätigkeit, auch Erfahrung im Kriegswesen besaßen. Diesen wies er fünfhundert Soldaten oder Gerichtsdiener vom flachen Lande an, deren Anzahl sie nach ihrem Gutbefinden vermehren könnten; ertheilte ihnen eine unumschränkte Gewalt im ganzen Kirchenstaate alle zur Verfolgung der Banditen nöthige Maaßregeln zu nehmen, und befohl allen seinen Unterthanen bey Lebensstrafe, ihnen darinne zu gehorchen und beizustehen. Vermöge dieser Gewalt machten die genannten Inquisitoren bekannt, daß jeder Bandit, der sich innerhalb drey Monathen vor ihnen stellen, und aufs Künftige Beßerung versprechen würde, Verzeihung und alle Sicherheit erhalten sollte. Diejenigen aber, welche diese Frist vorbey gehen laßen würden, sollten desto ausgesuchtere Lebensstrafen leiden. Sie sezten auch Preise auf die Köpfe der Banditen, und bedrohten selbst Geistliche und Edelleute, welche dieselben schützen, beherbergen und sonst eine Gemeinschaft mit ihnen unterhalten würden, mit dem Tode.

Sixtus erreichte bald seine Absicht: allgemeine Furcht vor seiner unerbittlichen Strafgerechtigkeit zu erregen. Er verstärkte sie, nach der Erzählung des Leti, noch durch andere Eindrucksvolle Mittel. Der Statthalter von Rom mußte zwölf Scharfrichter von verschiedenen Nationen annehmen, damit jeder Verbrecher durch einen von seiner Nation hingerichtet würde: und diese zwölf mußten wöchentlich einmal insgesammt Paarweise, mit einem Stricke auf der Schulter, und einem Beil in der Hand, durch die Stadt ziehen. Einer derselben wurde einst von einem Becker mit einem Stein an die Schulter geworfen; dieser ward von acht Scharfrichtern an dem Orte, wo solches geschehen war, gegeißelt, und entgieng mit genauer Noth der Galeerenstrafe. Ferner ließ der Papst alle Köpfe von Banditen, welche nach Rom geliefert wurden, über die Thore der Stadt, und an beiden Seiten der Brücke von der Engelsburg, aufstellen; er gieng selbst hin, um sie zu sehen. Da ihrer aber so viele waren, daß der Gestank davon den Vorbeygehenden sehr beschwerlich fiel: so baten die vornehmsten obrigkeitlichen Personen den Papst um Erlaubniß, sie wegschaffen zu dürfen. „Habt ihr nicht einen zärtlichen Geruch, meine Herren! antwortete ihnen der Papst. Euch stinken die Köpfe von Todten, welche niemanden etwas Böses thun; Uns aber stinken die Köpfe der lebenden, welche die allgemeine Freyheit angreiffen.“ Einst gieng der Papst durch die Stadt, und erblickte von weitem den Anführer der Landhäscher. Dieser wollte sich zwar auf die Seite begeben; allein der Papst ließ ihn vor sich bringen, und fragte ihn, wer er wäre? Als er es zitternd gestand, fuhr ihn Sixtus mit fürchterlicher Stimme an: „O über den Lügner! hast du die

Kühn-

Kühnheit, in Gegenwart eines Papstes zu lügen? Wie kannst du Anführer der Landhäscher seyn, da du in der Stadt herumspazierst?" Sogleich ließ er ihn mit Ketten beladen ins Gefängniß werfen: und manche weißagten ihm schon den Todt. Doch des Abends ließ ihn der Papst vor sich bringen, und deutete ihm an, das Leben sollte ihm mit der Bedingung geschenkt seyn, wenn er in acht Tagen ein halbes Duzend Köpfe von Banditen einbrächte. Froh über dieses erträgliche Urtheil, durchstrich der Land-Bargello, wie er zu Rom heißt, alsbald mit seiner untergebenen Schaar die umliegende Gegend, und lieferte noch vor dem Ablauf der bestimmten Zeit vier lebendige Banditen, nebst den Köpfen von drey umgebrachten; wofür ihn der Papst mit einer goldenen Kette beschenkte.

So viele Strenge und so gehäufte Hinrichtungen schienen doch manchen Unterthanen des Papstes, bey allem fühlbaren Bedürfniße des Vaterlandes, grausame Härte zu seyn. Sie waren einer solchen Regierung niemals gewohnt gewesen; die Vornehmen besonders, welche bisher die Banditen beschüzt hatten, und nunmehr ihr Ansehen auf dieser Seite gänzlich verloren, nannten deswegen den Papst einen blutdürstigen Tyrannen. Andere ließen ihm mehr Gerechtigkeit wiederfahren. Die glücklichen Folgen seiner Härte, welche doch nur gegen Uebertreter der Gesezе und ihre Gönner gerichtet war, vertheidigten ihn genugsam. Man bemerkte auch, daß er nach dem ersten Schröcken, welches er verbreitet hatte, etwas milder in seinem Betragen gegen die Beschüzer der Verbrecher wurde, weil sie nicht weiter im Stande waren, ihm zu trozen, und zum Theil sich würklich beßerten. Nach einigen

Nachrichten, gab es Italiänische Fürsten, welche sich bey dem Papste darüber beschwerten, daß er durch die Vertreibung der Banditen aus seinem Gebiete, das ihrige mit denselben anfüllte. Darauf aber soll ihnen Sixtus geantwortet haben, sie möchten ihm entweder ihre Länder überlaßen, so wollte er sie ebenfalls reinigen; oder sie möchten seinem Beispiele nachfolgen; denn die Fürsten könnten Wunder thun, wenn sie nur wollten.

Gleichwohl hatte auch er bisweilen das gemeinschaftliche Schicksal der Fürsten, durch falsche Berichte zu Ungerechtigkeiten verleitet zu werden; oder auf einem Ausspruche, den er zu hitzig gethan hatte, starrsinnig zu beharren, um seiner Würde und der Meinung von seiner Klugheit nichts zu vergeben. Ein junger Mensch von nicht völlig siebzehn Jahren widersezte sich den Gerichtsdienern, als sie in dem Hause seines Herrn, um einer gewißen Schuld Willen, einen Esel zum Pfande wegnehmen wollten. Ob es gleich bald offenbar wurde, daß die Gerichtsdiener sich geirrt hatten; so verurtheilte ihn doch der Papst zum Tode: man glaubte durchgängig, auf eine unrichtige Vorstellung, die ihm davon gemacht worden war. Einige sagten zwar, der Papst müße der eingerißenen Zügellosigkeit durch die äußerste Schärfe Einhalt thun; aber jedermann bedauerte doch den Unglücklichen. Verschiedene Großen baten den Papst vergebens um sein Leben. Dem Statthalter von Rom, der es wagte, die Einwendung zu machen, er könne ihn nicht zum Tode verurtheilen, weil er noch nicht das Gesezmäßige Alter erreicht hätte, gab der Papst die Antwort: „Wenn „ihm weiter nichts fehlt, als Jahre, so können Sie „ihn immer hinrichten laßen; denn Wir wollen ihm „zehn

„zehn von den Unsrigen schenken.“ Ein außerordentlicher Umstand rührte die Zuschauer noch ungemein, als der arme Verurtheilte zum Galgen hingeführt wurde. Er vergoß Thränen, welche blutig zu seyn schienen: vermuthlich weil der heftige Schmerz und das anhaltende Weinen sein Gesicht so sehr entzündet hatten, daß seine Thränen eine dem Blute ähnliche Farbe bekamen.

Ein anderes, diesem etwas ähnliches Beispiel von der übertriebenen und fast unglaublichen Strenge des Papstes, hat Leti aufgezeichnet. Ein Handwerksmann zu Rom hatte seinen ohngefähr zwanzigjährigen Vetter gefangen sezen laßen, weil er seiner Mutter in einer Kleinigkeit ungehorsam gewesen war. Am folgenden Tage wollte er ihn wieder in Freyheit sezen; allein man sagte ihm, dieses könne nicht ohne Erlaubniß des Papstes geschehen, der schon einen Gegenbefehl ertheilt hätte. Als der Handwerksmann deswegen dem Papste seine Aufwartung machte, mußte er ihm das Vergehen des jungen Menschen erzählen, und bekam darauf den Bescheid: „Wenn ihr als Oheim geglaubt habt, daß „er Gefängnißstrafe verdiene, weil er seiner Mutter „ungehorsam gewesen ist: so finden Wir, als Rich„ter, daß er den Todt verdiene.“ Würklich ließ er ihn auch zum Galgen verurtheilen; doch verwandelte er diese Strafe sogleich in die noch empfindlichere der Galeere. Hier konnte Sixtus, mit gänzlicher Aufhebung alles Verhältnißes zwischen Fehlern und Strafen, wohl keine andere Absicht gehabt haben, als sich und seinen Gerechtigkeitseifer furchtbar zu machen; aber ein Fürst, der die gemeinste Billigkeit übertritt, wird eher verhaßt, als daß er der Sittlichkeit aufhelfen könnte.

Nichts aber verursachte beinahe größeres Schröcken, als die Hinrichtung des Grafen Pepoli zu Bologna. Dieser Herr, einer der reichsten und angesehensten in jener Gegend, wurde beschuldigt, daß er mit einigen Banditen in Verbindung stehe; doch konnte man nur starke Anzeichen, keine hinlängliche Beweise, wider ihn aufbringen. Gleichwohl verordnete der Papst, daß man ihn im Gefängniß behalten, und seinen Proceß fortsezen sollte. Es war natürlich, daß seine Richter ihn endlich loßlassen wollten. Da schickte der Papst ausdrücklich einen Vertrauten nach Bologna, der ihnen seinen Willen melden mußte, daß sie den Grafen zum Tode verurtheilen sollten, weil ein solches Beispiel für andere nöthig wäre. Die Richter mußten gehorchen; nur ließen sie ihm so viele Zeit übrig, daß er den Papst um Gnade bitten konnte: ein Versuch, der, wie jedermann voraussagte, ohne Erfolg war. Man glaubte freylich, daß es hauptsächlich Rachbegierde gewesen sey, welche den Papst so unerbittlich gegen ihn gemacht habe. Denn der Vater des Grafen hatte dem Sixtus, da er als Inquisitor durch Bologna gieng, mit drohendem Ungestüm begegnet. Allein es gehört mehr als bloße Muthmaßung dazu, um den Papst aus einem so niedrigen Triebe handeln zu laßen.

Ueberhaupt also waren es, auch ohngeachtet solcher Abweichungen von der geraden Bahn, nothwendige, treffende und wohlthätige Maaßregeln, deren sich Sixtus bediente, um die öffentliche Sicherheit und Ruhe in sein Gebiet zurück zu führen. Selbst sein fürstlicher Ehrgeiz wurde gereizt, sich das gebührende Ansehen wider Verwegene zu verschaffen, die ihm beym Anfange seiner Regierung so sehr trozten,

ten, daß Hauffen von nur fünf und zwanzig Banditen des Nachts sich den Thoren von Rom näherten; eingelaßen zu werden forderten, mit den päpstlichen Soldaten scharmuzierten, und in der benachbarten Gegend, immer mehr verstärkt, unter Rauben und Plündern herumzogen. Aber auch andere Unordnungen der Sittenlosigkeit entgiengen seiner Wachsamkeit nicht. Unter denselben verabscheuete er wenige so sehr, als die überaus herrschende Ausschweifung der freywilligen Hahnreye, die er schändliche Menschenfleischhändler zu nennen pflegte. Viele Cardinäle, andere Prälaten und Edelleute, fanden nicht allein Ehemänner genug, welche ihnen alle Bequemlichkeit zu einem vertrauten Umgange mit ihren Frauen einräumten; sondern verheyratheten auch öfters ihre Geliebten an solche geduldige Männer: beides gegen Unterhalt und reichliche Geschenke. Sixtus verordnete also, daß Ehemänner, welche künftig sich so niederträchtig betragen würden, am Leben gestraft werden sollten; diejenigen, welche nicht selbst im Stande wären, ihre ungetreue Frauen zur Beßerung zu nöthigen, sollten ihm davon Nachricht geben, indem sie, wenn sie solches unterließen, eben dieselbe Strafe zu befürchten hätten, als wenn sie darein willigten; auch andere sollten ihm solche Fälle anzeigen; und überhaupt sollte der Ehebruch weit schärfer als bisher bestraft werden.

Ein Neapolitanischer Edelmann, Tasca, der sich auf eine zeitlang nach Rom begeben hatte, befand sich zwar in eben diesem Falle. Er hatte seinem Hausverwalter eine seiner Beischläferinnen gegeben, und lebte mit derselben, wie vor ihrer Heyrath. Seine Nachbarn warnten ihn nunmehr, und riethen

riethen ihm, wenigstens in sein Vaterland zurück zu kehren. Allein Tasca lachte nur darüber, weil er ein Ausländer und Reisender, mithin an die päpstlichen Gesetze nicht gebunden sey. Der Statthalter von Rom, der davon Nachricht bekam, war selbst zweifelhaft, wie er mit diesem Edelmann verfahren sollte; meldete aber doch dem Papste, deßen hitzige Gemüthsart er fürchtete, diesen Vorgang. Er bekam dafür einen derben Verweis, und Sixtus setzte hinzu: „Laßen Sie den Ehemann, die Frau und „den Tasca, mit einem Stricke, der auf Neapolitanisch gemacht ist, henken, wenn Sie finden, daß „diese Leute nicht unter Ihre Gerichtsbarkeit gehören! Und wie? sollen wir denn zugeben, daß „Fremde hieher kommen, um uns ins Gesicht über „unsere Gesetze zu spotten?“ Der Ausgang der Sache war, daß Tasca zu den Galeeren verurtheilt, der Ehemann und seine Frau aufgehenkt, drey Dienstboten aber, weil sie nichts von dieser Lebensart angegeben hatten, öffentlich ausgepeitscht wurden.

Gleiches Schicksal hatte die Frau eines Neapolitanischen Advocaten, Pignaccia, die viele Jahre hindurch unter dem üppigen Frauenzimmer zu Rom, die erste gewesen war. Sie hatte sich heimlich dahin mit einem sogenannten Abbate gewandt, den sie bald zum Bettler machte. Seitdem verkaufte sie ihre Gunstbezeigungen, auf welche ausnehmende Schönheit und reizendes Betragen einen außerordentlichen Werth zu legen schienen, für einen hohen Preiß. Die Vornehmsten zu Rom, von den Cardinälen und dem ganzen Hofe an, bewarben sich um dieselben. Dadurch sammlete sie große Reichthümer, lebte so prächtig, und in so ungemeinem Ansehen, daß man sie gewöhnlich die Prinzeßinn nannte. Ihr Ehemann

mann kam zwar nach Rom, um sie wieder zu bekommen; und suchte dazu den Beistand der Obrigkeit: allein Statt deßen wurde er einst des Morgens mit vielen Dolchstichen ermordet. So starke Anzeichen auch vorhanden waren, daß dieses auf Veranstaltung seiner Frau oder ihrer Liebhaber geschehen sey; so wurde doch kaum ein Schatten von Untersuchung darüber angestellt. Die Freunde der Pignaccia, zum Theil Anverwandte des Papstes selbst, waren zu mächtig, und Mordthaten wurden damals beinahe täglich verübt. Jezt da Sixtus den erstgedachten Befehl ertheilt hatte, beschloß sie sogleich, sich und ihre Schätze nach Venedig in Sicherheit zu bringen. Doch der Papst, der sie längst in seinem Erinnerungsbuche aufgezeichnet hatte, kam ihr zuvor. Auf seinen Befehl ließ sie der Statthalter von Rom gefangen sezen, ihr sämmtliches Vermögen in Beschlag nehmen, und sowohl über den Todt ihres Mannes, als über ihr ausschweifendes Leben, die stärksten Nachforschungen anfangen. Pignaccia, die in einem Alter von dreyßig Jahren, noch nichts von ihrer Anmuth und Lebhaftigkeit verloren hatte, rechnete vielleicht in dieser verzweifelten Lage noch etwas auf dieselben, als sie um ein Gehör bey dem Papste bat, dem sie einige wichtige Dinge eröffnen wollte. Sie erhielt auch daßelbe, und versicherte ihm, indem sie sich zu seinen Füßen warf, daß sie an dem Tode ihres Mannes unschuldig sey; gestand aber zugleich, daß sie durch ihre übrige Aufführung den Todt verdient habe; nur bat sie um einen weniger schmerzhaften, und um Verzeihung ihrer Laster. Der Papst hatte ein weit erheblicheres Bekenntniß von ihr erwartet; er antwortete ihr also, für ihre Seele wolle er schon Sorge tragen durch Ertheilung von Ablaßen; er vergebe ihr auch mit

der

der Bedingung, daß sie den Richtern, welche sie befragen würden, umständlich die Wahrheit sagte. Er ließ sie noch besonders durch Ruthenstreiche dazu nöthigen, weil er hauptsächlich die ansehnlichen Geistlichen kennen lernen wollte, die mit ihr in genauer Verbindung gestanden hatten. Endlich wurde sie am Fuße des Galgens erwürgt, und zwey alte Weiber, die ihr zu Kupplerinnen gedient hatten, wurden zugleich ausgepeitscht. Manche ihrer Liebhaber mußten Geldstrafen zahlen; auch wurden zween Prälaten, die darunter gehörten, ihrer Aemter auf eine Zeitlang entsezt. Das eingezogene Vermögen der Pignaccia belief sich über sieben und zwanzig tausend Doppien oder Fünfthaler-Stücke. Davon und von den gedachten Geldstrafen, bauete Sixtus nachmals das prächtige Spital am Ponte Sisto.

Dieser Eifer des Papstes für Ordnung, Sittenzucht und Gerechtigkeit, gieng immer mehr ins Ganze; und doch drang er zu gleicher Zeit auch durch viele einzele Seiten ein. Gleich beym Antritte seiner Regierung erkundigte er sich sorgfältig nach der Gemüthsart der Statthalter und Richter in seinen Ländern: die zur Gelindigkeit und Nachsicht geneigten verloren ihre Stellen; die strengern bestätigte er in denselben. Leti, der dieses erzählt, sezt sogar hinzu, der Papst habe, wenn er durch die Stadt gehend, einen Mann von finsterm Ansehen erblickte, denselben vor sich kommen laßen, und ihm, sobald die Prüfung seiner Gaben glücklich ausgefallen, ein obrigkeitliches Amt anvertrauet, zu deßen Verwaltung er ihm, wie allen Richtern, Schärfe, als das nothwendigste, empfol.

Alle peinliche Proceße, die in den lezten zehn Jahren verhandelt worden waren, ließ er von neuem durch-

durchsehen, manche in denselben gefällte Urtheile verbeßern, oder empfindlicher vollziehen, wenn die Strafbaren durch Gönner oder Geld leicht durchgekommen waren. Die Richter aus diesem Zeitraum wurden zur Rechenschaft gezogen, und jedermann ward sowohl durch angedrohten päpstlichen Bann, als durch versprochene päpstliche Belohnungen, aufgefordert, alle von denselben begangene Mißhandlungen anzuzeigen. — Er trug drey Cardinälen auf, alle Beschwerden seiner Unterthanen, besonders das Unrecht, das Waisen, Kindern und Wittwen wiederfahren wäre, anzuhören; ihm zuerst davon Bericht abzustatten, und sodann ihren Bedürfnißen abzuhelfen; damit, wie er in seiner Verordnung sagt, andere Fürsten nach seinem Beispiele sich gewöhnen möchten, allen ihren Unterthanen Gerechtigkeit zu erweisen, und die ärmern nicht von ihrem Throne zu entfernen. — Auch verbot er allen Römischen Großen, und andern angesehenen Männern bey seiner Ungnade, für Verbrecher die geringste Empfelung anzuwenden; Lebensstrafen sollten auf diejenigen warten, welche Zeugen, Gerichtsdiener und ähnliche leute, bedrohen, oder ihnen Hinderniße verursachen würden; und Obrigkeiten, die sich von dem Wege des Rechts durch fremden Einfluß abziehen laßen würden, sollten abgesezt werden, und niemals wieder ein Amt bekleiden können. — Der Papst verlangte überdieß von erfahrnen Männern in obrigkeitlichen Stellen, unter Bedrohung körperlicher Bestrafungen, ein genaues Verzeichniß aller Müßiggänger, Schläger und anderer Taugenichte, die sich in ihrer Gerichtsbarkeit befänden. Viele von diesen leuten flüchteten sich aus seinen Ländern weg; andere fiengen an, arbeitsam zu werden; noch andere traten in die Dienste eines Klosters; oder ließen sich

in

in einen Mönchsorden einkleiden. — Es war ihm viel daran gelegen, daß man sich von diesen seinen Gesinnungen richtige Vorstellungen machte. Als daher in der Zuschrift eines ihm gewidmeten Buchs, seine Gnade und Güte gerühmt wurden, sagte er sogleich: „Diese Lobsprüche schicken sich für einen Cardinal, wie Wir ehemals gewesen sind; nicht für einen Papst, wie Wir jezt sind." — Wenn das gedachte Verzeichniß, das wöchentlich gerade an ihn eingeschickt werden mußte, recht stark war, freuete er sich darüber, und rief aus: „O glückliche Galeeren, die ich werde bauen lassen müßen! Wie glücklich bin ich, wenn ich eher Menschen für die Galeeren, als Galeeren für die Menschen finde!" Seine Statthalter ermahnte er dringend, alle Proceße, besonders die peinlichen, sorgfältigst abzufertigen, indem er lieber die Galgen und Galeeren, als die Gefängniße angefüllt sähe. Den geringern obrigkeitlichen Personen aber befohl er, unter Androhung seines Unwillens, keinen Verbrecher länger als zwey Monathe gefangen zu halten; sondern ihn binnen dieser Frist entweder loßzusprechen, oder zu verurtheilen; im Fall aber, daß dieses nicht möglich wäre, ihm selbst den Proceß zur Entscheidung vorzulegen. Auch die bürgerlichen Streithändel wollte er auf das schleunigste abgethan wißen. — Er verbot die weißagende Sterndeuterey, die sich zu Rom stark ausbreitete: und als einige, ohngeachtet seines Verbots, sich gleichwohl auf dieselbe legten, schickte er sie auf die Galeeren; wenn sie gleich artige Leute waren, und von Cardinälen unterstüzt wurden. — Sonst pflegten, wenn die Päpste sich auf den Straßen von Rom sehen ließen, alle vorübergehenden auszurufen: Es lebe der Papst! Sixtus konnte dieses Geschrey desto weniger vertragen, da er oft auszugehen

gehen entschloßen war, um ganz unerwartet zu untersuchen, wie es in den Gerichtssälen, in Klöstern und an andern öffentlichen Oertern zuginge; ein solches Zurufen aber hinderte ihn daran. Er untersagte es also durchaus, und ließ zween gefangen sezen, die, ohne von diesem Verbote etwas zu wissen, dergestalt geschrieen hatten. An Statt also daß ehemals, wenn die Päpste öffentlich erschienen, sich alles zu ihnen hindrängte, verbarg sich nun jedermann vor dem strengen Blicke des Sixtus; nur einige arme alte Weiber knieeten stillschweigend auf den Straßen. Die Furcht, welche er gleich in den ersten Monaten erregte, war so groß, daß die Mütter ihre schreyenden Kinder nicht beßer zum Schweigen bringen konnten, als durch die Worte: Schweig, bis Sixtus vorbeygeht! Die Kinder zitterten stets, wenn sie seinen schröcklichen Nahmen hörten, und dieser Eindruck dauerte noch einige Zeit nach seinem Tode fort. — Wenn es wahr ist, was ebenfals Leti von den geheimen Quellen meldet, aus welchen Sixtus die Nachrichten schöpfte, die seinen Gerechtigkeitseifer leiteten: so darf man sich nicht wundern, daß dieser so furchtsam geworden ist. Als er noch Montalto war, und Beichte saß, bekannten ihm sehr vieleleute ihre gröbsten Vergehungen. Es schien, daß man sich einem Manne, der ein solches Ansehen von Rechtschaffenheit hatte, so wenig Spizfindigkeit verrieth, so eingezogen lebte, und dem Tode so nahe war, ohne alle Besorgniße anvertrauen könne. Er aber schrieb sich alle diese geheime Anzeigen in einem besondern Buche umständlich auf, und nüzte sie, nachdem er Papst geworden war, zur allgemeinen Bestürzung. So gab er dem Statthalter von Rom Befehl, verschiedene Personen gefangen sezen zu laßen, deren Verbrechen er allein

aus ihrer Beichte kannte; sie gestanden dieselben, und wurden hingerichtet. Daher ließ er auch von Zeit zu Zeit die alten und des größten Zulaufs genießenden Beichtväter zu sich kommen, um ihnen zu erklären, daß sie ihm ohne Verlezung ihres Gewißens, die schweren Mißethaten, welche sie im Beichtstuhl erfahren hätten, offenbaren könnten. Er sprach sie zugleich im voraus von der Strafe des zu brechenden Stillschweigens loß: und nicht wenige von ihnen ließen sich bereden, Geheimniße zu entdecken, die für manche Einwohner der Hauptstadt sehr traurige Folgen hatten. Dazu kamen noch die Kundschafter, welche Sixtus in so großer Menge gehalten haben soll, daß sie ein kleines Heer ausmachten. Er billigte, sagt man, gar sehr den Grundsaz des Macchiavello, „daß ein guter Fürst nicht anders gut regie„ren könne, als wenn er sich seinem Volke recht „furchtbar mache; und dieses werde durch eine strenge „Ausübung der Gerechtigkeit bewürkt: denn daraus „entstehe der Gehorsam des Volks, aber auch eine „nicht geringe Besorgniß des Fürsten, die ihn vor„sichtig zu handeln nöthige: und deswegen brauche „er Kundschafter, um zu wißen, was das Volk sage „und thue.“ Nichts hindert zu glauben, daß Sixtus ohngefähr so gedacht habe; daß er auch, wie man hinzusezt, seinen Gesandten eingeprägt habe, kein Geld zu sparen, um durch Kundschafter die Staatsgeheimniße der Höfe, (nicht das Gerede auf öffentlichen Plätzen,) zu erfahren. Eben so ist die Nachricht sehr wahrscheinlich, daß der Papst besonders im Kirchenstaate und zu Rom viele Kundschafter, geschickt zu dieser Bestimmung, unter Kaufleuten, Sachwaltern und Geistlichen gewählt, auch reichlich besoldet habe, die das Betragen der Großen, der Statthalter, der Obrigkeiten und der Fremden

den ausforschen, die Gesinnungen und Reden des gemeinen Haufens, selbst seiner Hofbedienten, aufsammeln mußten; daß er auf gleiche Art auch die Mönche in ihren Klöstern, und sogar die Aufführung seiner eigenen Gesandten habe beobachten laßen. Wenn aber Leti die Anzahl dieser Kundschafter zum Theil bestimmt angeben will, ihrer funfzig für das päpstliche Gebiet, eben so viele für Rom, und eine gleich starke Anzahl für das übrige Italien und auswärtige Länder rechnet: so scheint er mehr behauptet zu haben, als er genau wißen konnte. Weniger kann man an seiner Erzählung zweifeln, daß Sixtus, wie andere weise Fürsten, die Kundschafter im Grunde gar nicht geschäzt, sie weder der Vertraulichkeit, noch ansehnlicher Aemter würdig gehalten habe.

Doch dieser Papst, der vor allem andern durch seine strenge Gerechtigkeitsliebe bekannt seyn wollte, zeigte sich auch gar bald wohlthätig. Da in verschiedenen Gegenden des Kirchenstaats der Mangel an Getreide so groß war, daß man eine grausame Hungersnoth befürchten mußte: so ließ er es aus den öffentlichen Kornböden verkauffen; aber mit dem schärfsten Befehl, den Preis des Mehls für die Armen noch mehr herabzusezen, als er bisher gestanden hatte. Die Einwohner der päpstlichen Stadt Benevento im Neapolitanischen beschwerten sich bey ihm über den dortigen spanischen Vicekönig, den Herzog von Oßuna, der ihnen die Zufuhr von Korn und andern Bedürfnißen durch eine einschränkende Verordnung sehr erschwert hatte. Sogleich ließ der Papst diesem Statthalter melden, er sollte sein Verbot alsbald feyerlich zurücknehmen; sonst werde er ihn mit dem Banne belegen, und vor sei-

nen besondern Feind erklären. Anfänglich glaubte Oßuna nicht, daß er einer so gebietrischen Aufforderung nachgeben dürfe; er ließ sich vielmehr das gemeine Sprüchwort entfallen: Viel Geschwätz und wenig That! Als ihm aber sein Geschäftträger zu Rom berichtet hatte, der Papst verlange schlechterdings Gehorsam: hob er seine Verordnung wieder auf.

Durch manche Aufmunterungen des Fleißes seiner Unterthanen, machte sich Sixtus um sie weit verdienter, als wenn er täglich unter sie die reichlichsten Geschenke ausgetheilt hätte. Er sah, daß zu Rom eine Menge Müßiggänger herumschweifte; daß nicht wenige unbeschäftigte und dürftige Weibspersonen sehr leicht gereizt wurden, ihre Ehre zu verkauffen. Um diesen allen ein ehrliches Mittel des Unterhalts zu verschaffen, stellte er die Wollarbeiten wieder her, die ehemals schon in der Hauptstadt geblüht hatten; aber beinahe gänzlich untergegangen waren. Er schoß zu diesem Ende, wie er in einer Bulle gegen den Ausgang des Jahrs 1585 bekannt machte, zween Kaufleuten eine ansehnliche Geldsumme auf zehn Jahre vor, und schenkte ihnen noch eine kleinere, um alle Einrichtungen treffen zu können, damit in ihrer anzulegenden Tuchfabrik jeder Arme, der sich melden würde, zu arbeiten bekäme. Zugleich ertheilte er ihnen gewiße Freyheiten und Rechte; schrieb ihnen aber auch die Anzahl und den Gehalt von Tüchern vor, welche sie jährlich fertigen sollten, und gab einem Cardinal die Oberaufsicht über diese Anstalt. Eben so bemühte er sich drey Jahre darauf, die Seidenmanufakturen in seinen Ländern empor zu bringen; bestellte einen Aufseher darüber; befohl die häuffige Anpflanzung der

Maul-

Maulbeerbäume, und bediente sich noch anderer Beförderungsmittel. Er befreyte auch gar bald die zu Ancona eingehenden Waaren von dem Zolle, mit welchem sie sein Vorgänger beschwert hatte, und wodurch die Schiffahrt und Handlung in diese Stadt so sehr gestört worden waren.

Unter allen diesen Regierungsangelegenheiten vergaß Sixtus nicht, für seine Familie zu sorgen; aber hier strauchelte er, der in öffentlichen Geschäften so unveränderlich auf Recht und Anstand hielt, desto leichter, je mehr er seine Neigung zu befriedigen eilte. Schon in den ersten Wochen ernannte er seinen vierzehnjährigen Brudersohn, Aleßandro Damasceno Peretti, zum Cardinal. Daß es lächerlich und sogar beschimpfend für die Gesellschaft der Cardinäle, diesen ehrwürdigen Geheimen Rath der Päpste, gewesen sey, einen Knaben unter sie aufzunehmen, braucht kaum bemerkt zu werden. In der That bezeigten auch einige Cardinäle ihr Mißvergnügen darüber. Man hat zu seiner Entschuldigung vergebens angemerkt, daß auch andere Päpste einen solchen Schritt gethan hätten; imgleichen, daß er von mehrern Cardinälen darum gebeten worden sey. Es war doch nichts weiter, als ein Beweis, daß er zum Besten seiner Anverwandten bloß seine Macht handeln laßen könne. Indeßen stellte er wenigstens dem zu jungen Cardinal einen sehr klugen Aufseher und Rathgeber, den Flavio Biondo, unter dem Nahmen eines Sekretärs, an die Seite, um durch diesen seine Gaben glücklich ausbilden zu laßen. Man erzählte auch in der Folge so viele edle und sehr geschickte Handlungen von dem Cardinal Montalto, wie er sich nannte, daß seine frühzeitige Wahl dadurch einigermaaßen gerechtfertigt

wurde. Nicht lange darauf ernannte der Papst seinen andern Neffen, Don Michele Peretti, zum Befehlshaber von Borgo di S. Pietro zu Rom, und Oberhauptmann der Leibwache. Die Republik Venedig ertheilte auch diesen beiden Herren die Senatorenwürde: ein Merkmal ihrer Dankbarkeit gegen den Papst, der, ob er gleich ehemals zu Venedig mißvergnügt gelebt hatte, sich doch jezt dieser Regierung ausnehmend gefällig bewies. Sie war die erste von allen katholischen, die nach ihrer Gewohnheit, Höflichkeitsbezeigungen gegen die Päpste weit weniger zu sparen als Gehorsam, ihm durch eine außerordentliche Gesandschaft zu seiner Thronbesteigung ehrerbietigst Glück wünschen ließ: und er erlaubte ihr dafür, den dritten Theil aller kirchlichen Einkünfte ihres Gebiets zu einer Flotte wider die Türken und Seeräuber anzuwenden; auch bewilligte er ihr das Recht, daß unter den Auditoren oder Beisitzern der Rota, (so heißt das päpstliche Oberappellationsgericht) immer ein gebohrner Venetianer seyn sollte.

Auf der andern Seite war doch Sixtus mit solchen Ehrenbezeigungen nicht zufrieden, die seiner Familie wider seinen Willen und seine Denkungsart erwiesen wurden. Hieher gehört der sonderbare Auftritt mit seiner Schwester Camilla, den Leti so umständlich erzählt, und den man, wie es scheint, auf seinen Glauben nacherzählen kann. Er hatte bald seine Anstalten getroffen, sie nach Rom kommen zu laßen. Sie war aber kaum in der Nähe der Stadt angelangt, als die Cardinäle Medici, Este und Aleßandrino ihr entgegen kamen, und sie in einem dortigen Palaste wie eine Prinzeßinn ankleiden ließen, weil sie dadurch dem Papste, der

dieſe

dieſe ſeine Schweſter ſehr liebte, ihre Ergebenheit zu beweiſen glaubten. So geſchmückt führten ſie ſelbſt die Donna Camilla zu ihm hinein. Allein er ſtellte ſich, als wenn er ſie nicht ſähe, und fragte immer: wo denn ſeine Schweſter wäre? Als ihm Aleßandrino, der ſie an der Hand hielt, antwortete: Hier iſt ſie, Heiligſter Vater! verſetzte er gleichſam unwillig: „Wir haben nur Eine Schweſter, die eine landmannsfrau zu Grotte iſt: und dieſe, welche Sie mir darſtellen, iſt eine Prinzeßinn zu Rom; Wir können ſie alſo nicht vor unſere Schweſter erkennen, wenn Wir ſie nicht ſo ſehen, als Wir ſie zu Grotte verlaßen haben.“ Mit dieſen Worten begab er ſich in ein anderes Zimmer, und gab Befehl, daß alle Anweſende zurückkehren ſollten. Auch die beiden päpſtlichen Neffen hatte der Cardinal Eſte gleich Prinzen anputzen laßen; es kam ihnen aber, auf Befehl des Papſtes, eben ſo wenig als ſeiner Schweſter, beym Eintritte in den Palaſt, jemand entgegen; die Wachen durften ihnen keine Ehre erweiſen: und die Cardinäle, die nun ihr Verſehen merkten, ließen die ganze Familie zu ihrer Betrübniß in einem Wirthshauſe abſezen. Unterdeßen hatte Sixtus durch den Sekretär, welcher ſie vom lande nach Rom begleiten mußte, ihre gewöhnliche Kleidungen in dieſe Stadt bringen laßen. Dieſe mußte ſeine Schweſter und ſeine Neffen anziehen; ſo fuhren ſie am folgenden Tage in zwo gemeinen Kutſchen, worinne noch einige Hofbedienten ſaßen, unter dem Gelächter der ganzen Stadt, zum Papſte. Nachdem ihm Camilla den Fuß geküßt hatte, umarmte er ſie mit vieler Zärtlichkeit, und ſagte: „Jezt erken„nen Wir dich vor Unſere rechte Schweſter, und „Wir, aber kein anderer, wollen dich zur päpſtlichen „Prinzeßinn machen.“ Er unterredete ſich darauf

mit ihr über ihre bisherigen Schicksale, prüfte die Fähigkeiten seiner jungen Neffen: ließ alle mit sich speisen, und eröfnete endlich seiner Schwester die Absicht, welche er hätte, für sie und die ihrigen reichlich zu sorgen; allein ohne daß sie an Regierungsangelegenheiten den geringsten Antheil haben sollte. Er wies ihr also zwar seinen Palast und Weinberg Peretti, den er als Cardinal bewohnt hatte, zum beständigen Aufenthalte als ein Geschenk an; errichtete für sie einen kleinen Hofstaat; sezte zu ihren gesammten Ausgaben monathlich tausend Scudi oder Römische Thaler aus; wollte aber übrigens, daß sie sich mit der Ehre, die ihr als Schwester des Papstes erzeigt würde, begnügen, von eigentlicher Größe hingegen und Ansehen nichts genießen sollte. Er warnte sie vielmehr vor denen, die nach Römischer Art ihre Freundschaft zu erschleichen suchen würden, um durch sie etwas bey dem Papste auszuwürken; indem er nicht allein jeden weiblichen Einfluß bey seiner Regierung vor schimpflich halte; sondern auch entschloßen sey, ihr nichts, nicht einmal Kleinigkeiten, zu bewilligen. Würklich bestanden auch ihre vornehmsten Beschäftigungen in Andachten, welche sie in den Kirchen verrichtete. Ein einziges mahl wagte sie es, ihren Bruder in einem besondern Gehör um einen Ablaß für die Kirche einer gewißen Brüderschaft zu Neapel zu bitten, welche sie zu ihrer Beschützerinn gewählt hatte. Man sagt, daß der Papst, den man während seiner Regierung noch nicht lachen gesehen hatte, damals habe lächeln müssen, als er seine Schwester mit so furchtsamer Sprache, vor ihm niedergeworfen, um einen Ablaß bitten hörte. Er gestand ihr denselben zu, weil es, sagte er, eine Wohlthat, kein Schade für das Volk sey; allein es möchte, fuhr er fort, ihre erste und letzte

Bitte

Bitte seyn. Als ihm der Großherzog von Florenz für seine Schwester den Titel einer Marquisinn anbieten ließ, bedankte sich der Papst dafür, und sagte: „Ein solches Frauenzimmer darf auf keinen rühmlichern Titel Anspruch machen, als auf diesen, Schwester des Papstes zu heißen.“ Eben so bot ihm der Spanische Gesandte, im Nahmen seines Königs, eine Grafschaft nebst dem gräflichen Titel für die Donna Camilla in seinem Königreiche Neapel, wie er sich ausdrückte, an. „In unserm Königreiche, „versetzte der Papst verdrießlich, wollen Sie ohne „Zweifel sagen, Herr Gesandter!“ und nahm solches eben so wenig an.

Das Betragen, welches er gleich anfänglich als Papst gegen seine ehemaligen Wohlthäter, Freunde oder Bekannten beobachtete, entsprach auch dem Geiste, der in ihm die Bewegungen des Herzens regierte. Es fehlte ihm so wenig an Dankbarkeit, als an der Bereitwilligkeit, dieselbe an den Tag zu legen. Den Cardinal Aleßandrino, dem er seit vielen Jahren so ungemein viel schuldig zu seyn bekannte, ließ er in seinem Palaste wohnen, und ertheilte ihm die Würde eines Cardinal-Padrone, wie man es zu Rom nennt, das heißt, desjenigen Cardinals, der als der erste Gehülfe des Papstes bey der Regierung angesehen wird. Aber Aleßandrino, der nun wieder eben der Vorzüge genoß, wie unter seinem Oheim Pius dem fünften, und sich zum voraus gerühmt hatte, daß er mehr als Sixtus selbst regieren werde, wußte sich in diesem Posten nicht zu behaupten. Theils zu stolz, und gewohnt, dem Papste seine Verdienste um ihn öfters vorzuwerfen, theils zu nachläßig, und durch grobe Mißbräuche, über welche bereits die Römer durch den Pasquino und

Marforio zu klagen anfiengen, nöthigte er den Papst, das ihm eingeräumte Ansehen wieder einzuschränken. In seinem frühern Leben hatte Sixtus sehr wenig Freunde gehabt; seine Gemüthsart trug dazu vielleicht das meiste bey. Jezt, da er Papst geworden war, fand sich eine große Menge von Menschen, die alle seine Freunde seyn wollten. Mehrere darunter hatten sonst mit ihm einige Geschäfte gehabt, oder eine vorübergehende Bekanntschaft unterhalten. Eine ziemliche Anzahl derselben stellte sich eilfertig und in der gewißen Erwartung zu Rom ein, von dem Papste mit Wohlthaten überhäuft zu werden. Doch dieser ließ zuerst durch seine Pförtner von jedem, der sich meldete, Erkundigung einziehen, worauf sich seine Ansprüche gründeten. Darauf mußten zugleich gegen vierzig dieser ihm größtentheils wenig bekannten Freunde vor ihn kommen. Zu diesen sagte er, Montalto sey zwar in der Welt gestorben; gleichwohl sey darum die Freundschaft derer, welche ihn geliebt hätten, nicht gestorben; nur müße er, um seine Schuld abzutragen, erst Untersuchung anstellen, indem nicht alle, die mit dem Montalto gesprochen hätten, auch seine Freunde gewesen wären. Für diese genauere Nachforschungen aber habe er jezt noch keine Zeit; der Dienst Gottes und des gemeinen Wesens müße ihn vor allen Dingen beschäftigen: und wenn er zuvörderst die Gerechtigkeit wieder hergestellt hätte, könne er alsdenn auch seine Dankbarkeit an den Tag legen. Mit dieser Erklärung fertigte er noch einen andern Hauffen solcher an ihn sich drängenden Leute ab.

Zu seiner Ehre kann man leicht bemerken, daß die öffentlichen Angelegenheiten, die ihn als das Oberhaupt seiner Kirche, als einen ansehnlichen

Fürsten,

Fürsten, ja in jener Würde zugleich als einen Anführer, Friedensmittler und Gesezgeber vieler anderer Fürsten beschäftigen mußten, mehr als bloßer Vorwand, ein sehr dringender Grund waren, die Anforderungen eigennüziger Schmeichler zu ihrer Beschämung abzulehnen. Da er in jenen Verhältnißen ungemein zu thun fand: so nahm er zwar dasjenige, was keinen Aufschub litt, zuerst, aber gewißermaßen alles zu gleicher Zeit vor. Die Begierde sehr viel, und sehr viel Großes in wenigen Jahren zu seinem Ruhm zu Stande zu bringen; die Größe und Mannichfaltigkeit seiner Entwürfe; auch die wahrscheinliche Aussicht auf eine nur kurze Regierung, alles dieses machte, daß er selbst sichtbarlich eilte, und von andern den pünktlichsten, schnellsten Gehorsam verlangte. Langsamkeit war ihm unausstehlich; er gab dieses so nachdrücklich zu verstehen, daß man glaubt, ein Baumeister, zu dem er sagte, er sey kein Arbeiter für ihn, wäre, geängstigt über diesen Vorwurf, wenige Tage darauf gestorben. Die Wahrheit zu sagen, ist jeder Mann, der seine Kräfte fühlt, und sich in einen gewißen weitern Würkungskreis versezt sieht, sich und der Welt eine weise Eilfertigkeit schuldig; er hat auch in dem munterſten Alter alle Ursache, seine Zeit wohl wahrzunehmen, wenn er nicht mit der niederschlagenden Ueberzeugung von ihr Abschied nehmen will, nur einen geringen Theil deßen, was man für sie thun konnte und sollte, ausgeführt zu haben. Ein Regent wie Sixtus, hatte also am allerwenigſten Zeit zu verlieren.

Religionsangelegenheiten schienen die erſten und würdigſten zu seyn, mit denen sich das Haupt und der vor unfehlbar gehaltene Lehrer so vieler Millionen Christen, zumal in einem Zeitalter beschäftigen

gen konnte, da sein ehemaliges Ansehen in dieser Rücksicht so sehr wankte, zum Theil schon gänzlich gesunken war. Allein eben diese ungünstigen Zeiten; Neigungen, die sich auf ganz andere Seiten wandten, und Bedürfnisse, die ihn auch dahin zogen, machten es, daß er gleich vom Anfange seiner Regierung als Fürst und Staatsmann weit mehr geglänzt hat, als auf dem eigentlichen kirchlichen Schauplatze. Nicht, als wenn er seine erhabene Stelle auf demselben nicht zu behaupten verstanden hätte; nur rechnete er dabey unendlich mehr auf Staatsklugheit, als auf Religionskenntnisse, Entscheidungen und Eifer. Mehrere seiner ersten Verordnungen haben zwar einen Hauptanstrich von Frömmigkeit. Aber es ist im Grunde fast bloßes Religionscärimoniel, sogar von der kleinlichen Art, das er darinne vorschreibt: Nur derjenige kann ihn deswegen verachten, der ihn nicht in seiner Lage als Papst zu denken weiß. Ein Geist, der über solches Flitterwerk weit erhaben, doch zugleich mit einer Würde bekleidet ist, die ihm die Erhaltung desselben nothwendig macht, bestätigt, erweitert, übt es wohl gar mit eben den Gesinnungen aus, mit welchen ein Fürst an Hoffeyerlichkeiten, die er verlacht, Antheil nimmt; oder wenigstens ihre Fortdauer anbefiehlt.

Selbst das Jubeljahr, welches er in den ersten Wochen seiner Regierung ausschrieb, war nichts als ein andächtiges, mit jedem neuen Papste wiederkommendes Gepränge; deßen Beibehaltung aber den Begriff von seiner Hoheit nachdrücklich unterhielt. Sixtus meldete in der darüber ausgefertigten Bulle den Gläubigen seiner Kirche, daß er, um sein schweres Amt würdig zu verwalten, ihre Fürbitte bey Gott nöthig habe. Er ermahnte sie also, daß sie

ihren

ihren Beichtvätern alle ihre Sünden bekennen, an drey Tagen fasten, beten und Almosen geben, am Sonntage darauf aber das heilige Abendmahl genießen möchten. Auch er, sezte er hinzu, werde, um sich die erforderlichen Kräfte von Gott zu erbitten, mit den Cardinälen von einer Römischen Hauptkirche zur andern einen feyerlichen Umgang anstellen. Damit jedoch die Gläubigen zu diesen gottseligen Handlungen desto tüchtiger gemacht würden: so wolle er vermöge der ihm verliehenen göttlichen Vollmacht, die Schätze der Kirche, deren Vertheilung ihm Gott anvertrauet habe, reichlich und gnädig öffnen, mithin den Gläubigen erlauben, sich Geistliche zu ihrer Beichte zu wählen, die sie von allen ihren Sünden und Vergehungen, sogar von den gröbsten, und solchen, die sich sonst die Päpste vorbehalten haben, in Ansehung ihres Gewißens, und der durch sie verwürkten kirchlichen Strafen, gegen eine gewiße auferlegte Buße, lossprechen könnten. Denn er ertheile hiemit allen denen, welche die vorgeschriebene Andachtsübungen vollziehen würden, die vollkommenste Vergebung ihrer Sünden auf eben dieselbe Art, wie sie in einem Jubeljahre denen ertheilt werde, welche in gewißen Kirchen fromme Gebräuche ausübten; solche aber, die wegen Krankheit, oder anderer Hinderniße, jene Vorschriften nicht beobachten könnten, sollten doch, wenn sie an Statt derselben, nach der Bestimmung ihrer Beichtväter, andere gute Werke verrichteten, der gedachten Wohlthat gleichfalls theilhaftig werden. — Es braucht also auch nur berührt zu werden, daß Sixtus ebenfals frühzeitig verordnet habe, daß und wie das Fest der sogenannten Opferung der Jungfrau Maria, die Feste der heiligen Franciscus von Paula, Nicolaus von Tolentino, Antonius von Padua und Januarius,

nuarius feyerlich begangen werden sollten; ingleichen, wie er eine Erzbrüderschaft von Strickträgern des heiligen Franz von Aßißi, die den gewöhnlichen Strick der Franciscaner recht andächtig tragen würden, mit zugetheilten Abläßen, gestiftet, auch alle die von andern Päpsten, auf den durch Eingebung des heiligen Geistes von dem heiligen Dominicus ersonnenen Rosenkranz der Jungfrau Maria gelegten, und den zu Ehren deßelben errichteten Brüderschaften bewilligten Abläße bestätigt und erweitert habe. So sehr der zuversichtliche und pomphafte Ton, in welchem der Papst von diesen Armseligkeiten spricht, zum Lächeln reizt; so wenig darf man doch daraus schließen, daß er eben so abergläubisch oder leichtgläubig darüber gedacht habe, als die Gläubigen, welche er damit begnadigte. Sein ungemeiner Eifer in der Beobachtung des öffentlichen Gottesdienstes kann daneben doch immer ganz unverstellt gewesen seyn. So erneuerte er nicht nur die päpstlichen Kapellen, oder die zu gewißen Zeiten in den Römischen Hauptkirchen von den Päpsten selbst vorgenommenen Andachtsübungen, die beinahe gänzlich außer Gewohnheit gekommen waren; sondern ließ sich auch weder durch strenge Kälte, noch durch brennende Hitze und Platzregen abhalten, zu Fuß von einer Menge Volks begleitet, in jene Kirchen zu gehen, um daran Theil zu nehmen.

Was er in seinem ersten Regierungsjahre über die Geistlichkeit anordnete, zielte auch weniger auf Hauptverbeßerungen derselben, als auf ihre Erhaltung in einem gesetzmäßigen Gange, und doch zugleich in dem verstärkten Besitze von Vorzügen, Freyheiten und Rechten. Er, der Regent eines so gro-

ßen

ßen kirchlichen Reichs, in dem man nicht überall gleich gern gehorchte, brauchte die Geistlichkeit als sein zahlreiches stehendes Heer, um die Widerspenstigen in demselben im Zaum zu halten; aber eben deswegen sollte dieses Heer immer wohlgerüstet, ihm ganz ergeben und gutes Muths seyn. Die Verfügungen, welche er bey mehrern geistlichen Gesellschaften und Orden traf; die Wiederherstellung der Universität zu Fermo im Kirchenstaate, und die Einrichtungen, welche er der spanischen Universität zu Valentia vorschrieb, sind für die Nachwelt lange so wißenswürdig nicht, als ein Befehl, den er gegen das Ende des Jahrs 1585. an alle Bischöfe und andere hohe Geistliche seiner Kirche ergehen ließ. Im Eingange desselben versichert er, die Päpste hätten immer, um sich die last ihres, beinahe Englischen Schultern furchtbaren, Amtes zu erleichtern, die Bischöfe ihrer Kirche zu Gehülfen gebraucht, und daher verordnet, daß dieselben insgesammt eidlich versprechen sollten, sie wollten zu gewißen Zeiten entweder selbst, oder durch ihre Bevollmächtigte, zu Rom erscheinen, um durch die Umarmungen der heiligen Römischen Kirche, als ihrer Mutter, erquickt, und durch die Unterredungen mit ihrem gemeinschaftlichen Vater gestärkt, desto munterer zur Regierung ihrer Gemeinen zurück zu kehren. Aber diese so heilsame und nothwendige Anordnung, fährt Sixtus fort, ist theils durch Nachläßigkeit der Menschen, theils durch die list des bösen Geistes, und manche unglückliche Vorfälle sehr erkaltet: und daraus sind die schlimmsten Folgen für die Seelen der Bischöfe, und für ihre Gemeinen entstanden. Die höchst schädlichen Ketzereyen, welche seit mehrern Jahren, weil es die Sünden der Menschen verdienen, die Kirche beunruhigen, sind daraus zum Theil

erwach-

erwachsen, oder haben wenigstens dadurch sehr stark zugenommen, weil die Bischöfe nicht sogleich den Ursprung dieser Uebel an den Papst berichtet haben, der sie in ihrem Aufkommen selbst hätte ausrotten können. Weil er sich nun vor der schweren Verantwortung fürchte, die er dereinst abzulegen habe: so befehle er, daß alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe, die er künftig bestellen würde, wenn sie gleich die Cardinalswürde schon gehabt hätten, ehe sie geweiht worden wären, oder nach ihrer Weihung das Pallium, das heißt, das Mäntelchen, welches von dem Grabe des Apostels Petrus zu Rom genommen worden, bekämen, in die Hände entweder des ersten Cardinal-Diakonus, oder ihres vorgesezten Bischofs einen Eid ablegen sollten, daß sie zu der von ihm bestimmten Zeit sich zu Rom einfinden wollten, um ihm und seinen Nachfolgern von der Verwaltung ihres Amtes, und allem was den Zustand ihrer Gemeinen betreffe, Rechenschaft zu geben. Wer durch rechtmäßige Hinderniße davon zurückgehalten wird, soll einen Geistlichen an seiner Statt abschicken. Die in Italien, auf den Inseln um Italien, in Dalmatien und Griechenland wohnende Bischöfe sollen dieses im dritten Jahre nach dem Antritte ihres Amtes, die übrigen Europäischen, dießeits der Nordsee im vierten; die entferntern in Europa, im nördlichen Africa und auf den Inseln, im fünften; endlich die entferntesten in andern Welttheilen, im zehnten Jahre bewerkstelligen, und damit in jedem dritten, vierten und mehrern Jahren, nach dem gedachten Verhältniße, fortfahren. Die aber bereits geweihten Bischöfe sollen damit gleich den Anfang machen. Den ungehorsamen droht er, sie eine Zeitlang ihres Amts zu entsezen. Zugleich ermahnt er die weltlichen

chen Fürsten, sich der Bischöfe oder der von ihnen abgeordneten Geistlichen zu bedienen, wenn sie ihrer Ergebenheit gegen den Papst gemäß, demselben einiges über das Wohl ihrer Länder, und den damit verbundenen Religionszustand melden oder von ihm verlangen wollten. — Alles dieses floß ohne Zweifel bey dem Papste aus der ernstlichen Ueberzeugung, daß es seine theure Pflicht sey, solche Anstalten zu treffen. Darneben aber war es auch eine der schlauesten Regierungsregeln, die er wählen konnte. Die Bischöfe, gleichsam die Unterbefehlshaber des großen geistlichen Kriegsheeres, das ihm zu Gebote stand, wankten damals hin und wieder in der Treue, welche der päpstliche Stuhl von ihnen forderte. Es konnte leicht geschehen, daß nach dem Beispiel, welches ihnen viele ihrer Mitbrüder im sechszehnten Jahrhunderte gegeben hatten, noch mehrere nach der Unabhängigkeit trachteten, deren sie in den ersten Jahrhunderten alle genoßen; daß sie wenigstens einen Theil derselben wieder erlangten, und den Freyheitsgeist in ihrer Kirche weiter ausbreiteten. Um dieses zu verhüten, wollte er sie insgesammt seinem Throne nähern, und in eine solche Verbindung mit ihrem Oberhaupte sezen, daß sie sich gleichsam schämen müßten, demselben untreu zu werden, nachdem sie schmeichelhaft von ihm empfangen, und lebhaft an ihr Verhältniß, oder vielmehr an ihre Bestimmung erinnert worden wären, mit ihm gemeinschaftlich über die Christen zu herrschen. Zwar ist es nicht glaublich, daß diese seine Verordnung jemals in ihrem ganzen Umfange habe erfüllt werden können; aber überhaupt hat sie doch ihre Würkung nicht verfehlt.

Es fanden sich bereits, da Sixtus zur Regierung kam, gewiße außerordentliche Abgeordnete zu

Rom, die nicht allein für die Bischöfe, sondern für alle seine geistliche Unterthanen, ein reizendes Beispiel der Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl abgeben konnten: und er wußte daßelbe sehr wohl zu nutzen. Kurz vor dem Tode Gregors des dreyzehnten, waren im Jahr 1585. zween Japanische Gesandte angelangt, um dem Papste im Nahmen einiger Fürsten ihres Vaterlandes, die tiefste Ehrerbietung und allen Gehorsam zu bezeigen. Nach Japan, in dieses große Insel-Reich, das noch über China hinaus, in dem äußersten Osten liegt, war schon vor der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, durch den berühmten Jesuiten, Franz Xaverius, die christliche Religion gebracht, und daselbst glücklich ausgebreitet worden. Andere Mitglieder seines Ordens fuhren auf diesem Wege mit nicht geringerm Erfolge fort; sie konnten endlich dem Papste, ihrem großen Gönner, die Freude machen, und zugleich zur Ehre ihrer Kirche, wie zu ihrer eignen, diese in Europa unerhörte Gesandschaft veranstalten: ohngefähr wie unter Clemens dem siebenten Abgeordnete des abyßinischen christlichen Reichs in Africa dem Papste ihre Unterthänigkeit bezeigt hatten. Don Manzio Jso, und Don Michele Gingivo, junge Herren von achtzehn bis zwanzig Jahren, und Anverwandte von zwey Japanischen Königen, die noch von zween Vettern begleitet wurden, machten dieselbe aus; der Jesuit Valignano führte die Aufsicht über ihre Reise, die eigentlich sein Werk war. Als sie zu Rom angekommen waren, wurden sie mit ungemeinen Ehrenbezeigungen empfangen. Die Schreiben von drey Königen, welche sie mit brachten, erfüllten so sehr die Erwartung des Papstes, (denn er wurde darinne der anbetenswürdige Stellvertreter Got-

Gottes auf der Welt genannt, zu deßen heiligsten Füßen sich die Könige niederwürfen,) und er ward so sehr gerührt, da ihm die Gesandten beym öffentlichen Gehöre die Füße küßten, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte; er brach sogar in die Worte aus: Herr! nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren! Allem Ansehen nach betrachtete er diese Unterwerfung so entfernter Asiatischer Fürsten als die Vorbedeutung einer Erweiterung seines Reichs, die alle seine Wünsche übertraf.

Sixtus, für den eigentlich nichts mehr übrig geblieben war, als diesen Gesandten ihren Abschied zu ertheilen, zeigte doch auch der ganzen Europäischen Christenheit, wie schäzbar ihm diese seltene und für seinen Stuhl so rühmliche Erscheinung sey. Er überhäufte die Gesandten mit allen Arten von Höflichkeit, Ehre und Bequemlichkeit; hielt sie mit fürstlichen Kosten frey, so daß sie von seinem Gelde noch viele Geschenke austheilen konnten; gab ihnen auch artige Geschenke für die Fürsten mit, in deren Nahmen sie gekommen waren, und schlug sie selbst zu Rittern des goldenen Sporns. Unter andern Vorzügen, reichte er ihnen auch selbst das heilige Abendmahl; er versah sie mit einem Schatze von heiligen Ueberbleibsalen und beträchtlichem Gelde; durch sein ganzes Gebiet wurden sie Ehrenvoll auf seine Kosten zurückgeführt: und er vergaß nicht, ihnen noch beym Abschiede Standhaftigkeit im christlichen Glauben einzuprägen. Sie hatten ihm das Japanesische Seminarium, welches von den Jesuiten errichtet worden war, empfolen; sogleich vermehrte er die Einkünfte deßelben, die sein Vorgänger angewiesen hatte, mit zwey tausend jährlichen Scudi.

Allein so sehr auch Sixtus überzeugt war, oder doch zu seyn schien, daß diese Gesandten würklich aus Japan abgeschickt worden wären; so fehlte es doch nicht an Ungläubigen in seiner eigenen Kirche, welche behaupteten, dieser ganze Auftritt sey ein Schauspiel gewesen, das die Jesuiten allein aufgeführt hätten. Nach ihrer Meinung hatten diese Geistlichen es bloß deßwegen veranstaltet, um in Europa den vortheilhaftesten Begriff von ihren Mißionen zu verbreiten, durch welche in kurzer Zeit, weit glücklicher als durch die übrigen in gleicher Absicht herumreisenden Mönche, ganze Nationen und ihre Fürsten zum christlichen Glauben gebracht würden. Sie wählten daher, sagte man, unter ihren Schülern in Japan, einige junge Leute vom feinsten Ansehen, die völlig unter ihrer Leitung standen. Diese schmückten sie als Abgesandten aus, und dienten ihnen, weil dieselben keine Europäische Sprache verstanden, zu Dollmetschern, die alles im Nahmen derselben sagen konnten, was sie wollten. Würklich hielt der Jesuit Gonsalvo für sie die Anrede an den Papst Gregorius, worinne er theils die Japanischen Könige, die sich vor ihm so tief demüthigten, theils seine Wohlthätigkeit und seinen durch alle Welttheile glänzenden Ruhm, mit Lobsprüchen überschüttete; das Andenken der Arbeiten des Xaverius erneuerte; ihm die Gesellschaft Jesu ferner empfol, und wenn er dieselbe unterstüzen würde, versprach, daß noch eine Menge Indianischer Königreiche seine Oberherrschaft erkennen würde. Daß die Gesandten hauptsächlich dem Japanischen Seminarium der Jesuiten neue Einkünfte erbaten, bestärkte auch die Zweifler in ihrem Argwohn. Dazu kam aber auch dieses, daß einige Spanische und andere Kaufleute, die damals eben aus Indien zurück

gekehrt

gekehrt waren, versicherten, man wiße in Japan von dieser Gesandtschaft eben so wenig, als von der Bekehrung der Könige, welche sie abgeschickt haben sollten. Man erzählt, daß Sixtus diese wahre Beschaffenheit der Sache erfahren; aber gleichwohl im Scherze gesagt habe, wenn solches auch wahr wäre, so verdienten doch die Jesuiten Lob, indem sie nur die Thoren hintergangen, den Klugen aber eine Wohlthat erwiesen hätten. Es läßt sich in der That diesem Papste zutrauen, daß er öffentlich aus diesem Schauspiel allen Vortheil werde gezogen haben; wenn er gleich geargwohnt haben sollte, daß man in Japan selbst nichts davon wiße. In der Folge kamen keine weitere Nachrichten von jenen bekehrten Japanischen Fürsten nach Europa; es wurde sogar in den ersten Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts nicht allein die ganze Römischkatholische Gemeine in Japan ausgerottet; sondern auch allen Europäern, die einzigen Holländer ausgenommen, der Eingang in dieses Kaiserthum auf immer untersagt.

Weit erheblichere Gegenstände der eifrigsten Sorgfalt fand Sixtus in einigen der vornehmsten Europäischen Reiche, wo sein Ansehen und die Vortheile seiner Kirche eine sichtbare große Gefahr liefen. Unter diesen Ländern erregte ihm vermuthlich Frankreich die unruhigsten Besorgniße. Zwar hatten daselbst schon seit mehrern Jahren viele Große und Städte ein sogenanntes heiliges Bündniß zur Aufrechthaltung der Römischkatholischen Religion, nicht nur wider die zahlreiche Parthey der Reformirten oder Hugonotten, sondern mit aufrührischen Gesinnungen selbst wider ihren König Heinrich den dritten errichtet, weil sein Eifer für ihre Religion

nicht so hitzig und verfolgend war, als sie wünschten, und weil er sich ihnen überhaupt verächtlich gemacht hatte. Diese Ligue, wie sie die Franzosen nannten, behauptete auch würklich mehr Macht im Reiche, als der König selbst; obgleich dieser, in der Einbildung, Herr über dieselbe zu werden, sich zu ihrem Oberhaupte erklärt hatte. Auf der andern Seite aber stand Heinrich, König von Navarra, und Anführer der Reformirten in Frankreich, den Absichten jener Verbundenen durchaus im Wege. Sein großer Geist, sein unbezwinglicher Muth, seine Klugheit, Kriegserfahrung und Tapferkeit, mit andern Eigenschaften, in welchen allen er das Widerspiel von dem Könige von Frankreich war, machten ihn schon an sich sehr furchtbar. Noch mehr haßte ihn die Ligue deswegen, weil er, als ein Prinz aus dem Hause Bourbon, der rechtmäßige Nachfolger Heinrichs des dritten, deßen Geschlecht mit ihm auszusterben im Begriff war, auf dem französischen Throne war. Ihn von demselben, unter dem Vorwande der Ketzerey, auszuschließen, schien ihr eben so leicht als wünschenswerth zu seyn. Der Spanische Hof unterstützte diesen Entwurf und nährte die Unruhen in Frankreich: weniger aus Religionseifer, als um ein Reich zu schwächen, aus welchem die Niederländer, die schon lange mit ihm für ihre Freyheit Krieg führten, vielen Beistand erwarten konnten. Auf den Papst hingegen hatte die Ligue mit noch mehrerm Vertrauen ihre Augen gerichtet, weil es recht eigentlich seine Sache war, solche Maaßregeln kräftig zu befördern.

Bald nach seiner Thronbesteigung also bat ihn sowohl die Ligue, als Philipp der zweyte von Spanien, daß er gegen die beiden Häupter der Hugonot-

gonotten, den König von Navarra, und den Prinzen von Conde, mit aller der Schärfe verfahren möchte, die bey den Verehrern des päpstlichen Stuhls in Frankreich den größten Eindruck machen mußte, und jenen Herren selbst in Ansehung ihrer Rechte höchst nachtheilig seyn sollte. Sixtus willigte nicht sogleich in ihr Begehren. Ohne Zweifel wollte er sich erst den damaligen Zustand von Frankreich genauer bekannt machen; auch konnte er leicht, wenn er ganz die Parthey des heiligen Bundes, einer im Grunde widerrechtlichen, bis zur äußersten Wuth und muthwilligen Zerrüttung des Vaterlandes getriebenen Verbindung, nahm, zu manchen seiner unwürdigen Schritten, zu Geldbeiträgen und andern beschwerlichen Kosten fortgerissen werden; nicht zu gedenken, daß er anfänglich in seinem eigenen Gebiete für die öffentliche Sicherheit genug zu thun hatte, als daß er sich auf den ersten Wink in die französischen Verwirrungen hätte stürzen sollen. Sein Vorgänger Gregorius hatte die Ligue niemals bestätigen wollen. Er, der es nöthig fand, an ihren Angelegenheiten Theil zu nehmen, bediente sich doch des Vorwandes, der Proceß, welcher unter dem vorigen Papste wider den König von Navarra angefangen worden sey, müße erst schärfer untersucht werden, um den fernern Gang der französischen Händel abzuwarten.

Sie bekamen auch noch im Jahr 1585. eine neue Wendung. Durch die unentschloßene und elende Regierung Heinrichs des dritten aufgemuntert, bemächtigten sich die Anführer der Ligue verschiedener wichtiger Städte, und er wurde nach und nach mit dem völligen Verluste seiner Macht und Herrschaft bedroht. Seine Mutter, Catha-

rina von Medices, die eben so herrschsüchtig als gleichgültig gegen alle, auch die strafbarsten, Mittel war, welche diese ihre Leidenschaft befriedigen konnten, suchte nunmehr einen Vergleich zwischen ihrem Sohne und der Ligue zu stiften. Nicht eben um den erstern wieder in die Höhe zu bringen, auf welcher er sich ohnedies zu erhalten nicht im Stande war; sondern vielmehr, um die letztere nicht allgewaltig werden zu laßen. Sixtus hatte überdies an sie geschrieben; ihr für ihre Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl gedankt, und sie ermahnt, daß sie ihren Sohn mit allem Nachdrucke dazu bewegen möchte, die Ketzerey in seinem Reiche auszurotten, weil alsdann die Ligue von selbst fallen müße. Catharina, deren Hauptabsicht immer gewesen war, ihrem schwachsinnigen Sohn in der Abhängigkeit von sich zu erhalten, stellte ihm die Ligue noch weit furchtbarer vor, als sie würklich war. Sie nannte ihm den Kaiser, den König von Spanien, die Herzoge von Savoyen und von Lothringen, und die katholischen Schweizercantons, außer den vornehmsten Städten Frankreichs, als lauter sichere Stützen jenes Bundes; mit einem halben Seufzer sezte sie noch hinzu: „Was mir am meisten leid thut, ist dieses, daß sie auch von dem Papste beschüzt wird.“ Der furchtsame Heinrich ließ sich dadurch zu einem Vergleiche mit der Ligue bringen, wie ihn diese selbst nur hätte vorschreiben mögen. Im Julius des Jahrs 1585. gab er die Verordnung, daß künftig bey Lebensstrafe und Einziehung der Güter, keine andere als die Römischkatholische Religion in seinem Reiche geübt werden, und alle, die sich darnach nicht richten würden, aus demselben weichen sollten. Zugleich versprach er nicht nur, alles zu vergeßen, was die wider ihn Verbundenen in und außer-

außerhalb Frankreich vorgenommen hätten; sondern räumte ihnen auch eine Anzahl fester Plätze ein, in welchen sie zu ihrer Sicherheit, wie es hieß, auf seine Kosten Besazungen unterhalten könnten.

Nach diesem demüthigenden Frieden, den Heinrich der dritte mit einem Theil seiner übermüthigen Unterthanen zur Unterdrückung der Reformirten seines Reichs geschloßen hatte, glaubte Sixtus mit glücklicherm Erfolge einige Schritte zu gleichem Endzwecke thun zu können. Erstlich schrieb er an den Kaiser Rudolph den zweyten, ingleichen an die zween Erzherzoge Karl und Ferdinand, die er alle bat, nicht zuzugeben, daß die französischen Ketzer von den deutschen Reichsfürsten Schutz und Beistand erhalten möchten, nachdem sie von ihrem Könige vertrieben worden wären. Allem Ansehen nach kannte er Deutschlands Verfaßung zu wenig, um einzusehen, wie vergeblich diese Anstalt sey. Mehr konnte er von der Bulle erwarten, die er nunmehr wider den König von Navarra ausfertigen ließ; es schien gar nicht zweifelhaft zu seyn, daß Heinrich der dritte, unter den damaligen Umständen ihr die vollkommenste Gültigkeit ertheilen werde. Im August des Jahrs 1585. erschien also diese Verordnung, um welche die Ligue so oft vergebens bey dem Papste Gregor dem dreyzehnten angehalten hatte. Sixtus, der bereits auf Befehl Pius des fünften, wie man oben gelesen hat, eine Excommunications-Bulle wider die Königinn Elisabeth von England aufgesezt hatte, verdoppelte jezt, da er ein gleiches Urtheil in seinem eigenen Nahmen fällte, die Härte der Vorwürfe und Drohungen. Er fieng, nach der eingeführten Schreibart der päpstlichen Kanzley, damit an, daß er die unge-

meine Macht rühmte, welche Gott dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern ertheilt hätte: eine Macht, welche weit über alle Fürsten der Welt hervorragte, und auf einen unbeweglichen Felsen gegründet, weder durch Unglück noch durch Glück vom Rechte abgezogen werden könne: sondern feste Urtheile gegen jedermann fälle; besonders aber diejenigen, welche die göttlichen Gesetze überträten, aufs schärfste strafe, und, wenn sie auch die mächtigsten wären, sie gleichwohl als Diener des stolzen Lucifer, vom Throne tief zur Erde herab stürze. Sein Amt, fuhr er fort, lege ihm die Nothwendigkeit auf, die beiden Söhne des Zorns, Heinrich von Bourbon, ehemals König von Navarra, und Heinrich von Bourbon, Prinz von Conde, mit den ihm eigenen Waffen anzugreifen. Der erstere habe, nachdem er von Jugend auf Calvins Irrthümer angenommen, endlich durch des Königs Carl, seiner Mutter Catharina, einiger Cardinäle und gelehrten Theologen Ermahnungen und Unterricht eines Bessern belehrt, jene Irrthümer in der Hauptkirche zu Paris öffentlich abgeschworen, und, damit der Papst Gregorius der dreyzehnte dieses bestätigen möchte, eine feyerliche Gesandschaft an ihn, als das Oberhaupt der katholischen Kirche, geschickt; der auch nach der Versicherung der vorher genannten, weil er ihn vor bußfertig und aufrichtig hielt, ihn losgesprochen, in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen, und ihm überdieß in Absicht der Verwandtschaft, die seine Vermählung mit der Schwester des Königs Margaretha hindern konnte, Nachsicht bezeigt habe. Nachher aber habe er entweder aus Leichtsinn oder angebohrner Bosheit, den Hof verlaßen, sey in seine ersten Irrthümer zurück, vom katholischen Glauben und von dem

dem schuldigen Gehorsam gegen den heiligen Stuhl abgefallen; habe auf einer öffentlichen Versammlung der schlimmsten von seiner ketzerischen Parthey, das zu Paris abgelegte Glaubensbekenntniß widerrufen; sey wieder ein Anhänger Calvins und Anführer dieser Parthey geworden; habe fremde Kriegsheere wider den König, seiner Gemahlinn Bruder, ins Reich geführt, die alte Religion überall unterdrückt, alles mit Feuer und Schwerdt verwüstet. (Freylich wußte es Sixtus sehr wohl, daß der König von Navarra, gleich nach der Bartholomäus-Mordnacht durch Furcht vor dem Tode gezwungen worden war, sich zur Römischkatholischen Religion zu bekennen, und daß er, sobald er vom französischem Hofe, an dem er in einer Art von Gefangenschaft lebte, entwischen konnte, zu seiner alten Religion zurück gekehrt sey, die man ihm und seinen Glaubensgenoßen auszuüben nicht erlauben wollte: genöthigt, sich und sie mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Allein in einer päpstlichen Bulle konnte dieser Fürst nur in der Gestalt eines Ketzers und Abtrünnigen vorkommen.) Nachdem der Papst ohngefähr eben diese Vorstellung von dem Prinzen von Conde gemacht hat, (der sich doch beinahe in eben dem Falle, wie sein Vetter, der König von Navarra, befand,) schreitet er zu seinem Urtheil über beide. Da dieses alles, sagt er, allgemein bekannt sey: so ziehe er das Schwerdt der Rache wider diese abscheuliche und unehliche Abkömmlinge des erlauchten Hauses Bourbon; und erkläre sie als Ketzer, in den Irrthum zurückgefallene, öffentliche Beschützer der Ketzer, Beleidiger Gottes, und Feinde des katholischen Glaubens, aller Strafen werth; insonderheit aber, daß der König von Navarra alles Recht, das er auf dieses

König-

Königreich und das Fürstenthum Bearn sich anmaaße, gänzlich verloren habe; und daß er, der Prinz von Conde, und ihre Nachkommen unwürdig seyn sollten, jemals in irgend einem Fürstenthum, besonders aber auf dem französischen Throne, nachzufolgen. Zugleich entbindet er ihre Unterthanen von dem ihnen geleisteten Eide der Treue, und ermahnt den König von Frankreich, er möchte eingedenk, was er bey seiner Einweihung zum Könige geschworen habe, alle Ketzereyen völlig auszurotten, dieses Urtheil vollstrecken laßen. Der Papst befiehlt nächstdem allen französischen Erzbischöfen und Bischöfen, diese Bulle, sobald sie ihnen in die Hände käme, im ganzen Reiche bekannt zu machen.

Diese Bulle war, um nicht mehr zu sagen, nichts weniger als eine Urkunde, die sich für das Ende des sechszehnten Jahrhunderts geschickt hätte. Den Europäischen Nationen, und auch vorzüglich der französischen, waren damals schon die Augen über die ungegründeten Ansprüche der Päpste, und über die äußerst beleidigenden Freyheiten, die sie sich gegen Fürsten zu nehmen gewohnt waren, so sehr geöffnet, daß ein neuer Versuch dieser Art nur Unwillen und Abscheu erregen konnte. Gleichwohl wagte ihn ein Mann, der nicht bloß Herrschbegierde und Hitze in der Verfechtung der alten Grundsäze seines Stuhls vereinigte; sondern dem es auch gar nicht an der Kenntniß seines Zeitalters fehlte. Er fand auch viel in dem Zustande deßelben, das einen solchen Versuch begünstigen konnte. Der spanische Hof hatte eifrigst in den Papst gedrungen, eine Bulle dieses Inhalts herauszugeben; es giebt sogar Schriftsteller, welche behaupten oder vermuthen, Sixtus habe durch diese Willfahrung den Spaniern ihren

Arg-

Argwohn benehmen wollen, als wenn er gefährliche Absichten gegen sie hegte. Daß er die eifrigsten Wünsche der Ligue dadurch erfüllte, braucht zwar kaum berührt zu werden; allein man muß noch hinzu sezen, daß die Lehre, welche man gewöhnlich nur den Jesuiten zuschreibt, es sey erlaubt, und selbst nothwendig, einen ketzerischen, oder gegen die wahre Kirche feindselig gefundenen Fürsten abzusezen, auch wohl aus dem Wege zu räumen, daß diese Lehre damals den Geistlichen, die der Ligue zugethan waren, und auf ihren Kanzeln keine Seltenheit gewesen ist. Sie bereitete also der päpstlichen Bulle die beste Aufnahme vor; so wie sie hinwiederum durch dieselbe einen neuen Schwung von Dreistigkeit bekam. Die Schwäche, zu der Heinrich der dritte um diese Zeit unter den Willen der Ligue herabgesunken war, und die Ungeschicklichkeit seiner Räthe, kamen dem Papste ebenfals zu Statten. So kühn der Inhalt seiner Bulle war; so schien er doch jezt oder niemals durchgesezt werden zu können. Zwar ließen selbst einige Cardinäle ihre Unzufriedenheit mit dieser Bulle merken; sie blieben aus dem Consistorium weg, in welchem sie vorgetragen wurde, und unterschrieben sie nicht. Es waren Herren, die von fürstlichen Häusern abstammten, und also einen Angriff auf die gemeinschaftlichen Rechte aller Fürsten nicht genehmigen konnten. Man wunderte sich, daß der Cardinal von Medices, Bruder des regierenden Großherzogs von Florenz, sich nicht eben so betrug; obgleich sein Haus den Päpsten einiges zu danken hatte. Unterdeßen kam alles darauf an, wie die Bulle am französischen Hofe aufgenommen wurde.

So viel Empfindung für die Würde ihres Königs und seines Reichs hatten wohl Heinrichs des dritten

dritten Staatsbediente noch übrig, daß sie einsahen, wie nachtheilig für dieselbe die päpstliche Verordnung sey. Sie konnten auch ein Vorbild des Verhaltens, zu dem sie verpflichtet waren, aus demjenigen nehmen, was der französische Hof, drey und zwanzig Jahre vorher, bey einer gleichen Gelegenheit, gegen den päpstlichen gethan hatte. Damals unterfieng sich der Papst Pius der vierte, die Königinn Johanna von Navarra, Mutter des nunmehrigen Königs von diesem Reiche, wegen ihrer vermeinten Ketzerey, vor sein Gericht zu Rom vorzuladen, und im Fall daß sie daselbst innerhalb sechs Monathe nicht erscheinen würde, sie mit dem Verluste ihrer königlichen Würde und ihrer Länder, ihre Kinder aber mit der Herabwürdigung zu unehelichen und der Thronfolge unfähigen, zu bedrohen. Allein die Räthe des noch unmündigen Königs Karls des neunten, unter welchen der vortreffliche Kanzler von Hopital war, ließen dem Papste so nachdrückliche und zum Theil drohende Vorstellungen dagegen thun, daß er genöthigt wurde, seine Vorladung zurück zu nehmen. Jezt beschloß man zwar am französischen Hofe, die Bulle des Sixtus im Reiche nicht bekannt machen zu laßen. Auch das Parlement von Paris weigerte sich, dieselbe anzunehmen: und es scheint beinahe durch seine nachdrücklichen Vorstellungen den Hof dazu aufgemuntert zu haben. Hingegen schüzte der Hof so wenig die Rechte des Königs von Navarra, dieses Fürsten, der seine gewißeste Stüze wider die Ligue hätte abgeben können, und den er gleichwohl mit aller Unbesonnenheit zu bekriegen fortfuhr, daß er vielmehr ruhig zusah, wie seit dieser Zeit die Anhänger des gedachten Bündnißes die Vorrechte deßelben noch unverschämter bestürmten. Der Hof begnügte sich daran, mit dem

päpst-

päpstlichen Gesandten in Frankreich, dem Bischof Ragazzoni, einige Unterhandlung zu pflegen: und dieser schien auch ziemlich glimpfliche Gesinnungen merken zu laßen.

Eben dieses schwankende halbschüchterne Betragen aber des französischen Hofs feuerte vermuthlich die gebieterische Heftigkeit des Papstes noch mehr an. Er nahm es dem Könige sehr übel, daß er seine Bulle nicht vollstrecken laßen wollte, und glaubte desto leichter, was die Anhänger der Ligue so unwahrscheinlich vorgaben, daß derselbe sich heimlich mit dem Könige von Navarra verstünde. Besonders zürnte er über seinen Nuncius in Frankreich, der, seiner Meinung nach, diese Angelegenheiten viel zu kaltsinnig behandelte. Er rief also diesen sogleich zurück; und ernannte den Fabio Mirto Frangipani, einen Neapolitaner, Titular-Erzbischof von Nazareth, zu seinem Nachfolger. Dem französischen Gesandten zu Rom, Marquis von Pisani, meldete er solches selbst, bekam jedoch von diesem in dem ersten Erstaunen, das ihn darüber befiel, keine andere Antwort, als eine Danksagung für die Sorgfalt des Papstes. Der König, sezte Sixtus hinzu, hätte zwar schon ehemals den Mirto, als einen spanischen Unterthan, verbeten; er habe aber doch, nach reifer Ueberlegung, beschloßen, denselben nach Frankreich zu schicken, weil er daselbst bereits unter der vorigen Regierung, die päpstlichen Geschäfte mit vieler Klugheit betrieben habe, und sich auch jezt nicht für die Feinde des Königs erklären werde. Pisani nahm bald darauf ein neues Gehör bey dem Papste, in welchem er demselben frey heraus sagte, daß er den Mirto, als einen Anhänger der Ligue, im Nahmen seines Königs verbitten müße.

müße. Hier versichert Tempesti aus der Erzählung eines ungenannten Schriftstellers jener Zeiten, die dem Mirto vorgeworfene Partheylichkeit sey nur ein Vorwand gewesen; er habe vielmehr, als er Gesandter am französischen Hofe war, das großherzogliche Florentinische Haus beleidigt, und dieses habe daher jezt durch seine Anverwandte und Freunde zu Rom, es hintertrieben, daß er nicht angenommen wurde. Diese Umstände können gar wohl gegründet seyn; dennoch scheint es, daß die Franzosen auch ihre guten Ursachen gehabt haben, den neuen Gesandten vor partheiisch zu halten. Thuanus, ein Zeitgenoße, der alle andere überwiegt, bestätigt dieses; und Heinrich der dritte würde sonst schwerlich auf seiner Weigerung so fest bestanden haben. Genug, Sixtus entrüstete sich über den Vortrag des französischen Gesandten; er wähle seine Gesandten, sagte er, nicht nach anderer Willen; Mirto sollte schlechterdings nach Paris gehen; würde er daselbst nicht angenommen werden: so werde er, der Papst, und kein anderer, ihn nach Rom zurück rufen, und alsdenn wißen, was er vor einen Entschluß zu faßen habe.

Mirto trat also die Reise nach Frankreich mit dem Befehl an, wenn er Widerstand fände, es sogleich dem Papste zu melden, und umzukehren. Als er zu Lyon angekommen war, empfieng er ein Schreiben Heinrichs des dritten, worinne er ersucht wurde, an dem Orte, wo er wäre, so lange zu bleiben, bis er neue Verhaltungsbefehle von dem Papste bekommen hätte. An seinen Gesandten zu Rom schrieb der König zugleich, er sollte ihn bey dem Papste entschuldigen; es sey nicht Mangel an Ehrerbietung gegen Seine Heiligkeit, daß er diesen

Ge-

Gesandten nicht annehmen wolle; die Nothwendigkeit bringe ihn dazu, weil er, nach dem Vergleiche mit dem päpstlichen Stuhle, keinen Unterthan des Königs von Spanien in dieser Würde zu erkennen schuldig sey. Sixtus, der unterdeßen von seinem Gesandten Nachricht erhalten hatte, versagte dem Marquis von Pisani das verlangte Gehör, und ließ ihm gleich darauf ankündigen, er sollte innerhalb vier und zwanzig Stunden Rom, in drey Tagen aber das ganze päpstliche Gebiet verlaßen. Pisani, ein Mann von standhaftem Eifer für die Ehre seines Königs, antwortete auf diesen Antrag, daß ihm derselbe sonderbar vorkomme; indeßen bekümmere er sich nicht darum, was vor Ursachen der Papst dazu haben möchte; er aber werde die ihm eingeräumte Zeit abkürzen, indem das päpstliche Gebiet nicht so weitläuftig sey, daß man nicht in Einem Tage leicht aus demselben herauskommen könnte. So sehr jedoch Sixtus gegen den König aufgebracht war; so reuete ihn gleichwohl seine Hitze bald. Nur wollte er nicht das Ansehen haben, als wenn er zuerst nachgäbe. Es wurde zum Unterhändler ein gewißer Rucellai zu Rom gebraucht, der in Frankreich viele Reichthümer gesammelt hatte: endlich kam es so weit, daß der Papst den französischen Gesandten mit einer höflichen Erklärung wieder annahm, und der König weiter keine Einwendungen gegen den Mirto machte, der sich auch wider die Erwartung in seiner Gesandtschaft glimpflich bezeigte.

Eigentlich behielt doch Sixtus in diesen Händeln die Oberhand. Nicht nur drang er mit seinem neuen Gesandten durch; er wurde auch nicht genöthigt, seine berüchtigte Bulle zurück zu nehmen; sein ungebührlicher Angriff auf die Ehre und die

Rechte des Königs von Navarra wurde von dem französischen Könige, seinem Anverwandten, und deßen vermuthlicher Thronfolger er war, weiter nicht geahndet. Unterdeßen verschaffte sich jener Fürst mit seinen Freunden gewißermaaßen selbst die Gerechtigkeit, welche ihm der französische Fürst kaum halb und gezwungen wiederfahren ließ. Einige französische Gelehrte gaben theils Widerlegungen, theils bittere Spottschriften gegen die päpstliche Bulle heraus. Der Papst ward in seiner eigenen Hauptstadt wegen derselben beschimpft. An den verstümmelten Bildsäulen des Marforio und Pasquino, und an andern volkreichen Plätzen Roms, schlugen die Anhänger des Königs von Navarra eine Schrift an, worinne dieser die Bulle des Sixtus, der sich Römischer Papst nenne, vor falsch erklärte, und von derselben, als von einem groben Mißbrauch, an den Gerichtshof der französischen Pairs, unter welchen er der vornehmste sey, appellirte. Was die ihm vorgeworfene Ketzerey betreffe: so versicherte der König, daß Sixtus, seiner Heiligkeit unbeschadet, hierinne boshaft lüge; der Papst sey vielmehr selbst ein Ketzer, und er sey bereit, dieses auf einer freyen und rechtmäßigen Kirchenversammlung zu erweisen. Wollte der Papst auf derselben nicht erscheinen: so halte er ihn vor den Antichrist und vor einen Ketzer, und kündige ihm deswegen einen beständigen und unversöhnlichen Krieg an. Er protestirte ferner, mit Vorbehalt seines Rechts, wegen dieser Beleidigungen, wider ihn und seine Nachfolger. Wenn seine Vorfahren, sagte der König ferner in diesem Aufsaze, die Verwegenheit solcher Schelme, wie dieser Sixtus wäre, so oft sie die Schranken ihres Amts überschritten, und menschliche Rechte mit göttlichen vermengten, gehörig gezüch-

züchtigt hätten: so hoffe er, der nicht geringer als seine Vorfahren sey, mit Gottes Hülfe, das dem Könige von Frankreich, deßen Hause und seinem Geschlechte, auch den französischen Gerichtshöfen zugefügte Unrecht eben sowohl rächen zu können. Er ersuchte dazu alle Könige, Fürsten und Staaten, deren gemeinschaftliche Sache dieses sey, um ihren Beistand, und bat insonderheit die Freunde der Krone Frankreich, sich mit ihm wider die Tyranney und Anmaaßung des Papstes und der Ligue, als Feinde Gottes, des Königreichs und der öffentlichen Ruhe, zu vereinigen. Von eben dieser Schrift wurden auch Abschriften im Nahmen des Prinzen von Conde zu Rom angeschlagen.

Während daß man daselbst über die Dreistigkeit dieses Unternehmens erstaunte, und nicht wenige es heimlich bewunderten, ließ der Papst vergebliche Nachforschungen gegen die Urheber deßelben anstellen. Aber als ein guter Menschenkenner, urtheilte er schon damals, daß der König von Navarra, der einen auf ihn aus der Ferne hergeführten Angriff unter den Augen des Papstes selbst zu ahnden wußte, und so treue Diener dazu hätte, gewiß zu einem höhern Glücke bestimmt wäre. Er sagte nachher oft, daß ihm in der ganzen Welt nur Ein Mann und Eine Frau bekannt wären, die er, wenn sie nicht die Ketzerey angesteckt hätte, vor würdig hielte, daß sie regierten, und daß er mit ihnen über seine großen Entwürfe berathschlage: den König Heinrich von Navarra, und die Königinn von England Elisabeth. Wenn er mit dem Gesandten Pisani über die französischen Angelegenheiten sprach: lobte er häuffig den erhabnen Geist und die unerschrockene Standhaftigkeit des gedachten Für-

sten; er wünschte nur, daß der König von Frankreich ihm ähnlich seyn möchte. Daher ließ er sich auch niemals bewegen, zur Bekriegung des Königs von Navarra Geld herzugeben. Alles dieses, das de Thou aus dem Munde des Pisani selbst gehört hat, kann deutlich zeigen, wie sehr sich Sixtus noch über seinen Stand, der ihn zu einer solchen Bulle genöthigt hatte, durch freyere Denkungsart erhoben, wie offenherzig er auch in seinem Gegner den großen Mann geehrt habe. Glaubt man dem Tempesti, (der, im Vorbeygehen gesagt, in der päpstlichen Bulle nichts als eine gerechte Nachahmung deßen findet, was andere Vorgänger des Papstes, was besonders Zacharias in der Absezung des fränkischen Königs Childerich, gethan hatten:) so erniedrigte sich der König von Navarra, nachdem seine erste Wuth besänftigt war, in kurzem bis zum kriechenden Heuchler vor dem Papste, und rechtfertigte also den edeln Begriff nicht, den sich dieser von ihm gemacht hatte. Der Herzog von Montmorency, schreibt dieser Franciscaner, ein Freund des Königs, dem er bey dem Papste gute Dienste leisten wollte, überschickte an den neuen Gesandten deßelben zu Paris, eine Darstellung der Gesinnungen des Königs, die er nur von demselben und andern Franzosen gehört haben wollte; deren Eröfnung ihm aber der König in der That aufgetragen hatte. Zuerst beklagte sich dieser über das harte Urtheil des Papstes, ohne von ihm vorher benachrichtigt oder erinnert worden zu seyn. Er erklärte sich zweytens willig, Unterricht in der Römischkatholischen Religion anzunehmen; eine Neigung, die er schon längst in ganz Frankreich bekannt gemacht hätte. Weiter leugnete er, daß er von der genannten Religion abgefallen sey, indem er stets in der Reformirten gelebt

lebt habe, und nur durch die fürchterlichsten Drohungen genöthigt worden sey, sie auf eine Zeitlang zu verlaßen. Endlich bat er den Papst, gelehrte und würdige Männer zu ernennen, mit welchen er sich darüber besprechen könnte. Als der Nuncius dieses alles dem Papste gemeldet hatte, fährt Tempesti fort, ließ derselbe durch den Cardinal Montalto folgende Antwort schreiben. Die Denkungsart und die Handlungen des Königs wären so allgemein bekannt, daß es unnöthig gewesen sey, ihn darüber erst zu hören. Von seiner Bereitwilligkeit, im Römischkatholischen Glauben unterwiesen zu werden, habe der Papst nie etwas gehört; wohl aber von seinem hartnäckigen Beharren in den alten Irrthümern. Allerdings sey er zur Ketzerey zurück gekehrt, weil er sie öffentlich abgeschworen habe: und der Papst könne es nicht glauben, daß er durch Drohungen zur wahren Kirche gebracht worden sey. Sein Begehren aber, daß man ihm gelehrte Männer zuschicken möchte, sey für den heiligen Stuhl unanständig; der König müße sich vielmehr an denselben, wie ein guter Sohn an seine Mutter, wenden; wenn er seine Irrthümer erkennen und um Verzeihung bitten werde: so wolle ihn der Papst gern anhören. — Diese Antworten würden noch demüthigender ausgefallen seyn, als der Antrag des Königs selbst; allein es ist gar nicht wahrscheinlich, daß er denselben habe thun laßen. Seine feste Anhänglichkeit an die Reformirte Religion um diese Zeit, und noch mehrere Jahre darauf, ist, so wie seine Entfernung von aller Verstellung in Religionssachen, so sicher ausgemacht, und das Stillschweigen seiner glaubwürdigsten Zeitgenoßen von einer so unwürdigen Handlung, ist so allgemein, daß sich Tempesti vergebens auf das Schreiben des Cardinals

Montalto beruft, welches sich unter den Barberinischen Handschriften befinden soll. Diese Urkunde beweiset nichts mehr, als daß Montmorency sich einiger Reden des Königs von Navarra bedient habe, um einen Versuch zur Aussöhnung deßelben mit dem Papste zu machen. Der eifrige Freund, der ein so furchtbares Hinderniß auf dem Wege zum Throne, als der Widerstand des Papstes für den König war, wegräumen wollte, drückte sich vermuthlich in seinem Nahmen dringender, gelehriger und ehrerbietiger aus, als derselbe wünschen mochte.

Daß Sixtus zwischen Heinrich von Navarra und Heinrich von Frankreich einen richtigen Unterschied gemacht habe, das sieht man auch aus seinem Urtheil über den letztern. Der Cardinal von Santa Severina zeigte ihm um diese Zeit einen Brief von dem Provincial der Capuziner zu Paris, worinne erzählt wurde, wie sehr sich Heinrich der dritte durch Fasten, Wallfahrten, Geißeln, feyerliche Umgänge, und andere sogenannte fromme Handlungen, als einen außerordentlich gottseeligen Christen, in Gesellschaft der Capuziner und der vornehmsten Herren des Hofs, hervorzuthun suchte. (Es wird freylich nicht hinzugesezt, daß eben dieser König sich dafür durch die üppigsten nächtlichen, und andern Ausschweifungen mit seinen Lieblingen, gleichsam schadlos zu halten gewohnt war.) Dem Papste schien zwar dieses zu gefallen; allein er sagte, der König würde beßer thun, wenn er auf die Regierung seines Reichs und der ihm von Gott gegebenen Unterthanen bedacht wäre; besonders auf die Ausrottung der Ketzereyen in demselben, und Reinigung von so vielem Unkraut; es zu seinem alten

Glanze

Glanze zurück zu bringen, gehöre recht eigentlich für einen so mächtigen König, der von den rechtgläubigsten Vorfahren abstamme.

Ungleich thätiger als dieser Fürst, oder vielmehr unter nie aufhörenden unruhigen Bewegungen der Herrschbegierde und Vergrößerungssucht, regierte damals Philipp der zweyte, König von Spanien. Kein Europäischer Regent kam ihm an Macht und Umfang von Ländern gleich. Die Päpste insonderheit fühlten seine Nähe in Italien, indem er auf der einen Seite ihres Gebiets, das Königreich beyder Sicilien, auf der andern das Herzogthum Meyland, besaß; zwar eifrig für den Glauben seiner Kirche bis zum grausamsten Verfolgungsgeiste, und den Päpsten mit aller äußerlichen Ehrerbietung ergeben; aber durchaus nicht geneigt war, seine weltliche Gewalt von ihnen im geringsten einschränken zu laßen. Er glaubte vielmehr, daß sie ihm für die Dienste, welche er ihnen wider die vermeinten Ketzer leistete, alle Unterstüzung, die sie nur in ihren Händen hätten, schuldig wären. Sie hatte ihm auch von Seiten der nächst vorhergehenden Päpste nicht gefehlt, weil diese alles gewonnen zu haben glaubten, wenn ihr Ansehen und die Römischkatholische Religion in ganzen Ländern wieder hergestellt, oder die Protestanten auf jede Art geschwächt und unterdrückt würden. Allein Sixtus dachte hierüber etwas anders; er scheint einen Entwurf gemacht zu haben, deßen Ausführung allerdings nur von einem Papste, wie er war, versucht werden konnte. Die großen Herren seiner Kirche möglichst zu seinen Absichten zu nützen, und wenn sie sich willig dazu bezeigten, sie mit allen Kräften zu begünstigen, das hatte er mit allen Päpsten gemein; sie hingegen

übermächtig werden zu lassen, verbot ihm seine Staatsklugheit so sehr, daß er ihnen vielmehr bey einer solchen Ahndung entgegen arbeitete, um nicht endlich von ihnen abhängig zu werden. Hülfsmittel dazu gaben ihm sein Geist und die Begebenheiten seiner Zeit genug an die Hand. Doch ist es mehr als Vermuthung, daß er sich besonders eines Zuwachses an fürstlichem Gebiete, und sogar Protestantischer Fürsten zu diesem Endzwecke habe bedienen wollen. Niemand erregte bey ihm diese Besorgniß stärker als Philipp. Das an sich sehr große spanische Reich in vier Welttheilen hatte er vor kurzem mit allen portugiesischen Staaten in und außerhalb Europa vermehrt. Er bedrohte England mit ungemeiner Uebermacht; Frankreich, deßen Zerrüttung er fleißig unterhielt, machte ihm nicht geringe Hoffnungen. Seine neue Verbindung mit dem deutschen oder kaiserlichem österreichischen Hause; die Schätze der neuen Welt, die ihm so reichlich zuflossen, und viele geheime Unterhandlungen, sezten ihn gleichfalls in den Stand, eine immer höhere Ueberlegenheit in Europa zu erlangen.

Beide Fürsten, der König und der Papst beobachteten einander mit einem gewißen Mißtrauen, das wechselseitige Höflichkeiten und Gefälligkeiten gar nicht ausschloß, vielmehr durch dieselben vor den Augen der Welt bedeckt wurde; von Zeit zu Zeit aber dennoch ausbrach. Philipp glaubte, daß Sixtus bey den französischen Angelegenheiten ganz anders, schneller und nachdrücklicher verfahren könnte, wenn er sein aufrichtiger Freund wäre; er schöpfte auch wegen seines Königreichs Neapel einigen Verdacht gegen ihn. Sixtus hingegen war mit Theilnehmender Wachsamkeit aufmerksam auf alles, was

in

in diesem benachbarten Reiche vorgieng, auf welches er die alten päpstlichen Ansprüche vollkommener als einer seiner Vorgänger zu behaupten suchte; aus welchem sogar vor nicht langen Jahren ein gefährlicher Angriff auf das Gebiet der Päpste vorgenommen worden war. Nicht weniger scharf verfolgte Sixtus den König mit seinen Blicken bey so vielen Unternehmungen, wo derselbe seine weitumfaßenden Staatsabsichten in angeblichen Religionseifer einkleidete. Wenn also Philipp im Jahr 1585. bey Gelegenheit jener Gesandschaftsstreitigkeit zwischen dem Papste und dem Könige von Frankreich, mit eigener Hand an den erstern schrieb, er habe allen seinen Statthaltern und andern Befehlshabern in Italien aufgetragen, den Anordnungen des Papstes eben so genau, als den seinigen, nachzukommen: so begreift jedermann, daß dieses nur ein Merkmal der Zufriedenheit des Königs mit dem damaligen Verhalten des Papstes gewesen sey; der übrigens in den italiänischen ländern Spaniens Versuche des Befehlens machen konnte, so viel er wollte.

Sixtus war freylich geneigt, sich diese Erlaubniß selbst zu nehmen. Man hat bereits gesehen, wie gebieterisch er dem Vicekönig von Neapel begegnet habe; allein bey einer wichtigern Veranlassung, erzählt man, und gar nicht unwahrscheinlich, erklärte er sich über dieses Reich auf eine Art, die dem Könige selbst Besorgniße erwecken mußte. Die Besitzer des Königreiches beider Sicilien hatten dasselbe seit Jahrhunderten als ein lehn des päpstlichen Stuhls erkennen, und solches durch ein öffentlich übergebenes Geschenk an denselben bekräftigen müssen. Dieses bestand bald in einem weißen Pferde, von der Gattung, welche man Zelter nennt; bald

wurden noch einige tausend Scudi hinzugefügt. Philipp war darüber schon in Händel mit Paul dem vierten verwickelt worden, weil er das Geld nicht zahlen ließ: und dieser Papst behauptete deswegen, der König sey des Lehns verlustig geworden. Man verglich sich aber wiederum so gut, daß Sixtus im Sommer des Jahrs 1585. die gedachte Lehnserkenntlichkeit im Nahmen des Königs durch seinen Gesandten auf die feyerlichste Art empfieng. Er bezeigte über das Geschenk wenig Wohlgefallen; ja als er von seinem Throne herabstieg, sagte er gar zu dem Gesandten: „Eine schöne Ehrenbezeigung, die „Sie Uns heute erwiesen haben! Sie haben Uns „genöthigt, ein Königreich gegen ein Thier zu ver„tauschen. Doch, sezte er hinzu; Wir glauben, „daß dieses nicht lange mehr so fortgehen kann.“ Dieser bittere Scherz mit der angehängten Drohung könnte vielleicht der Klugheit wenig gemäß scheinen, weil die Spanier dadurch gewarnet wurden, gegen den Papst auf ihrer Hut zu seyn. Allein es war die unwahrscheinlichste Sache von der Welt, daß Sixtus es wagen sollte, wider das oft genannte Königreich etwas mit offenbarer Gewalt zu versuchen; der spanische Hof konnte jene Worte nur als Zeichen des ohnmächtigen Unwillens einer sehr gesunkenen, obgleich noch immer habsüchtigen Macht betrachten. Sixtus hingegen wollte durch dieselben eine fürstliche Seele hervor schimmern laßen, und sich das Ansehen eines Mannes geben, dem auch wohl unbekannte Hülfsmittel zu Gebote stünden. In der That fieng das spanische Reich, bey aller scheinbaren Größe und Stärke, schon seit einiger Zeit an, durch lange, kostbare und unglückliche Kriege, in einen innern Verfall zu gerathen: und dieser entgieng den Augen des Sixtus nicht. Er beobachtete

die

die Merkmale desselben nirgends aufmerksamer, als eben in dem benachbarten Neapolitanischen, wo der Geist des Aufruhrs so leicht ausbrach, und jezt durch die unaufhörlichen außerordentlichen Geldsteuern, auch andere Ausführungen und Beiträge, welche Philipp forderte, immer mehr gereizt wurde. Gerade um diese Zeit ermordete der Pöbel zu Neapel einen ansehnlichen Mann, Starace, dem er es zuschrieb, daß man bey einer neuen Lieferung von Getreide nach Spanien, in jener Hauptstadt selbst daran Mangel hatte. Da der Vicekönig diesen Frevel nicht sogleich bestrafte, weil dabey viele Vorsichtigkeit nöthig war: so gestand der Papst gegen den französischen Gesandten, daß er anfange, ihn deswegen weniger zu schätzen; „Brodt und Schwerdt, sezte er hinzu, und wiederholte diese Worte mehrmals, sind dem Volke gleich nothwendig.“ Doch bald darauf ertheilte er dem Vicekönige desto mehr Lobsprüche, als dieser die gedachte Mordthat mit einer furchtbaren Schärfe und Ausdähnung ahndete, wie es der Papst selbst gethan haben würde. Die Spanier argwohnten sogar, er habe diese dem Volke offenbar mißfällige Schärfe dem Herzoge von Ossuna in der Absicht angerathen, um neue Unruhen in jenem Reiche zu erregen. Man erzählte außerdem, daß er vom Starace zu einem Cardinal gesagt habe: „Dieser Mensch hätte mir einen Dienst erwiesen, „wenn er wenigstens noch ein Jahr gelebt hätte:“ und man schloß hieraus, daß er jenen Aufstand zu benüzen gesucht haben würde, wenn derselbe nicht gleich nach seinem Regierungsantritte vorgefallen wäre.

Da Sixtus solche Gesinnungen gegen Spanien hegte, und, wie man bereits gesehen hat, die Köni-

Königinn Elisabeth von England, welche Philipp haßte und bekriegte, desto mehr bewunderte: so kann die Nachricht nicht befremden, daß sich beide einander genähert haben sollen. Tempesti schweigt davon gänzlich; er glaubte vermuthlich nicht, daß der Papst in die geringste Verbindung mit einer sogenannten ketzerischen Fürstinn habe treten dürfen. Leti hingegen meldet darüber eine Menge von Umständen, worunter einige verdächtig, alle freylich aus einer ungenannten Quelle geflossen sind. Für die Hauptumstände dieser Erzählung spricht doch so viele Wahrscheinlichkeit, daß sie hier nicht übergangen werden können. Man weiß, daß Elisabeth, diese wegen ihrer Klugheit berühmte Fürstinn, als sie im Jahr 1558. den Thron bestieg, sehr geneigt gewesen ist, ein gutes Vernehmen mit dem päpstlichen Hofe zu unterhalten, so weit es ihre Liebe zur Reformation verstattete. Sie hatte so viele tausend Römischkatholische Unterthanen: und ob sie gleich entschloßen war, in Religionsangelegenheiten alle Mäßigung zu beobachten; so konnte doch niemand mehr zum Nachtheil ihrer Regierung auf jene würken, als die Päpste. Sie trug also dem Englischen Gesandten zu Rom, den ihre Schwester, die Königinn Maria, eine eifrige Verehrerinn dieses Hofs, dahin geschickt hatte, auf, dem Papste ihre Gelangung auf den Thron anzuzeigen. Allein Paul der vierte, der damals regierte, gab dem Gesandten die Antwort, England sey ein Lehn des heiligen Stuhls, und Elisabeth wäre sehr verwegen, daß sie, ohne seine Einwilligung, den Titel und das Ansehen einer Königinn angenommen hätte; als eine unächte Tochter könne sie das Reich nicht erben; dieser bereits von andern Päpsten ergangene Ausspruch sey noch immer gültig; wenn er also nach der Strenge verfah-

fahren wollte, so müßte er diesen Eingriff in seine Rechte durch Verwerfung aller ihrer Vorstellungen bestrafen; doch, wenn sie ihren Ansprüchen auf den Thron entsagen, und sich ganz seinem Willen unterwerfen wollte: so sollte sie alle Gelindigkeit, die nur mit der Würde des Apostolischen Stuhls bestehen könnte, erfahren. Die Königinn, erstaunt und erbittert zugleich über eine solche Begegnung für ihre Gefälligkeit, bestärkte sich desto mehr in dem Vorsaze, alle kirchliche Gemeinschaft mit dem päpstlichen Stuhl aufzuheben. In der Folge wies sie den Antrag Pius des vierten, an der tridentinischen Kirchenversammlung Theil zu nehmen, ab: und als Pius der fünfte, welches schon in dieser Geschichte des Sixtus gemeldet worden ist, die Königinn durch die Feder deßelben im Jahr 1569. auf die übermächtigste Art in den Bann that, schien vollends der Weg zur Aussöhnung zwischen beiden Höfen verschloßen zu seyn. Indeßen empfand doch Elisabeth die Wirkungen der päpstlichen Feindschaft an vielen aufrührischen Bewegungen und Verschwörungen der Römischkatholischen in England und Irland; auch an dem wachsenden und unterstüztem Muthe, mit welchem Philipp der zweyte seine Waffen wider sie schärfte.

Vielleicht machten es eben so sehr die Rücksichten, als der vortheilhafte Begriff, der sich bald von Sixtus dem fünften ausgebreitet hatte, daß Elisabeth einen Zugang zu diesem neuen Papste suchte. Vor kurzem war ein Englischer Ritter, Carre, nach einem sechsjährigen Aufenthalte zu Rom, in sein Vaterland zurück gekommen. Obgleich Römischkatholisch, hatte er doch gegen den Günstling der Königinn, den Grafen von Eßex, wegen einer ungemei-

meinen von ihm empfangenen Wohlthat, eine so treue Ergebenheit, daß ihn dieser mit vollem Vertrauen seiner Fürstinn zu ihren Absichten empfelen konnte. Carre war mit dem ehemaligen Cardinal Montalto oft umgegangen; hatte bey ihm gebeichtet, und sich mit ihm über den Zustand von England unterredet; konnte aber nicht begreifen, wie ein Mann, an welchem er nur die Eigenschaften eines Mönchs gekannt hatte, plözlich zum weisen Regenten umgeschaffen worden sey. Gleich also in den ersten Monathen der neuen Regierung wurde Carre nach Rom geschickt, um auf diesem schon gebahnten Wege die Gesinnungen des Papstes gegen England und Frankreich genauer auszuforschen. Er brachte auch das mit Edelsteinen besezte Bild der Königinn für den Neffen des Papstes mit, den er auch sehr wohl gekannt hatte, und der eben damals Cardinal unter dem Nahmen Montalto wurde. Sixtus nahm ihn sehr wohl auf; er ließ ihn auch nicht in Zweifel über seine Denkungsart; ob er ihm gleich dieselbe nicht ganz deutlich erklärte. Nachdem er ihn über vielerley Dinge befragt hatte, welche die Königinn betrafen, kam er auch auf die Spanier, die er die Vögel des Himmels der ganzen Welt nannte, weil sie über alle andere wegzufliegen suchten, und sezte hinzu: „Ich glaube, daß „Ihre Königinn in ihren Gedanken sehr verlegen ist. „Die Staatsabsichten ihres Reichs und ihrer Krone „verlangen es, daß sie den Holländern geschwind „und mit großer Macht zu Hülfe komme. Auf der „andern Seite aber bilde ich mir ein, daß sie, beym „Anblicke der furchtbaren Macht des Königs Phi„lipp, ihren Entschluß zurück hält. Doch, wenn „sie ihn jezt fürchtet: so wird sie ihn ohne Zwei„fel weit mehr fürchten, wenn er die Niederländer

wird

„wird bezwungen, und dadurch seiner Monarchie „eine neue Stärke ertheilt haben wird. Ganz ge„wiß müßen auch diese länder wieder unter das erste „spanische Joch fallen, indem sie der bloße Schutz „von England nicht retten kann. Sie werden den„selben nicht einmal erhalten: denn die Königinn, „so mächtig sie auch ist, wird aus Furcht vor Phi„lippen, die Augen zu ihren Staatsabsichten ver„schließen; und wenn sich Philipp erst zum Herrn „über die gesammten Niederlande gemacht haben „wird, alsdenn werden Wir über England das Re„quiescat in pace! (oder, den Leichengesang) singen.“ Verständlich genug für einen Staatsunterhändler war es mit diesen Worten gesagt, was der Papst wünschte; die Ehrbegierde der Königinn konnte auch nicht leicht nachdrücklicher gereizt werden, als durch ihre vorausgesezte Furcht vor Spanien. Carre meldete ihr dieses sogleich, und überschickte ihr auch das Bild des Papstes, welches er nebst zwölf goldenen Schaumünzen, auf welchen eben daßelbe zu sehen war, für sie erhalten hatte. — In dieser Erzählung findet sich nichts, wodurch Sixtus oder Elisabeth ihren Geist, soweit man ihn kennte, verleugnet hätten. Wenn aber Leti den Neffen des Papstes, (man erinnert sich, daß derselbe erst ein Alter von vierzehn Jahren hatte,) dem Ritter Carre noch freyere und nachdrücklichere Versicherungen geben läßt, wie sehr sein Oheim wünsche, daß die Königinn sich der Niederländer kräftig annehmen möchte; wenn er diese Königinn als halb verliebt in den Papst vorstellt, und ihre geheimsten Reden darüber ans licht zieht: so muß man glauben, daß er diese Verzierungen vor nöthig gehalten habe, um unterhaltend zu schreiben.

Wie

Wie sehr Sixtus, vom Anfange seiner Regierung, die versteckten Absichten des Königs von Spanien durchdrungen, und ihnen, wenn gleich eben nicht gerade zu, entgegen gearbeitet habe, zeigt auch sein Entwurf zur Eroberung von Genf, im Jahr 1586. Zwar hätte er diese schweizerische Stadt an den Gränzen von Frankreich, und von dem Gebiete des Herzogs von Savoyen schon darum diesem Fürsten überaus gerne zugewandt, weil sie lange schon ein Hauptsiz und Zufluchtsort der Reformirten war, aus welchem sich ihre Lehre, zum Nachtheil der päpstlichen Kirche, glücklich verbreitete. Allein dieser Vorschlag war, wie Tempesti bemerkte, (und man kann ihm hierinne desto mehr trauen, weil er, wider seine Gewohnheit, dem Papste bey einer Unternehmung, die nur Religionseifer zu verrathen schien, vielmehr Staatsabsichten beilegt,) zugleich eine sehr feine Kunst des Sixtus, um den gedachten Herzog und den König von Spanien nach seinen Vortheilen zu leiten. Der König, der die bürgerlichen Kriege in Frankreich unterhielt, hatte daher von dieser Seite gar nichts zu besorgen. Das untere Italien besaß er ganz; im obern ein ansehnliches Herzogthum; man hatte ihn in Verdacht, daß er nach dem Kirchenstaate trachte, um Meyland mit Neapel zu vereinigen. Gesezt, man habe ihm darinne Unrecht gethan, so war er länderbegierig und mächtig genug zu einem Versuche auf die Oberherrschaft von dem gesammmten Italien. Auch hatte er sich bereits mit dem Herzoge von Savoyen durch die Vermählung seiner Tochter mit demselben, dergestalt verbunden, daß er durch deßen Hülfe den Eingang in Italien verschließen konnte. Sixtus ließ dem Herzoge die Gefahr der Ansteckung vorstellen, in welcher sich seine Länder wegen der Nähe des

ketze-

ketzerischen Genf befänden; er ließ ein Verlangen merken, daß diese Stadt von dem Könige von Frankreich, oder von einem andern Fürsten eingenommen werden möchte; und gab dem Herzoge zu verstehen, wie viel Ruhm er sich dadurch erwerben könnte, wenn er den König von Spanien zu einem solchen Angriffe, oder zur Unterstützung desselben, bewegte. Der päpstliche Gesandte wußte den Herzog für diesen Entwurf dergestalt einzunehmen, daß er nicht allein an den König schrieb, der Papst stimme vortrefflich mit ihren geheimen Angelegenheiten überein; sondern auch den Papst selbst um Rath und Beistand zu einer ihm sehr angenehmen Unternehmung, zu der Belagerung von Genf, bat, wo er ein Verständniß zu haben versicherte, das seinen Soldaten ein Thor öffnen würde. Sixtus lobte zwar in seiner Antwort diesen Einfall; empfol aber dabey große Vorsichtigkeit; er versprach auch, wenn er einen guten Erfolg davon voraussehen könnte, Geld und Soldaten zur Ausführung deßelben; doch mit wechselseitiger Berathschlagung. Zugleich trug er seinem Gesandten bey dem Herzoge auf, genaue Kundschaft über alles einzuziehen, was derselbe dabey zu thun Willens sey, und erwarte. Die günstigen Nachrichten, welche ihm der Gesandte mittheilte, bewogen den Papst, zur Beschleunigung des Angriffs vier und zwanzig tausend Scudi zu versprechen. Allein er verlangte auch von dem Herzoge, bekannt zu machen, daß er dieses im Nahmen des heiligen Stuhls vornehme; eine solche Erklärung werde seiner Frömmigkeit viele Ehre machen; übrigens werde die Stadt ihm verbleiben, die der Papst ohnedem wegen ihrer Entlegenheit nicht behaupten könnte. Der Herzog war damit zufrieden; nur gestand er nicht zu wißen, wie er diese Unternehmung bey dem Könige

von Frankreich rechtfertigen sollte; er äußerte auch sein Besorgniß in Ansehung der Bewegungen, welche darüber unter den Ketzern in Deutschland und Frankreich entstehen würden, und begehrte einen geübten Feldherrn mit ausländischen Soldaten. Doch überhaupt kamen endlich beide Fürsten überein, daß der Versuch auf Genf in kurzem gemacht werden sollte.

Schon rüstete sich der Herzog dazu, als der König von Frankreich, der von der Theilnehmung des Papstes benachrichtigt worden war, diesem durch seinen Gesandten vorstellen ließ, er könne nicht zugeben, daß ein neues Feuer auf diese Art in Frankreich angezündet werde. Denn die Hugonotten und die ketzerischen Schweizer würden es nicht leiden, daß diese mit ihnen verbundene Stadt von irgend einem Fürsten angefallen werde; sie würden sie erstlich vertheidigen, alsdann in das Gebiet des Herzogs einbrechen; und zuletzt würde sich der Krieg auch nach Frankreich verbreiten. Ohngeachtet dieser Erklärung, blieben der Papst und der Herzog entschloßen, ihren einmal gewählten Weg fort zu gehen. Der Papst bestimmte zur Anführung der Kriegsvölker den Herzog von Urbino, den er noch auf einer andern Seite gebrauchen wollte. Sein Gesandter in Frankreich hatte ihm gezeigt, wie nöthig es sey, diesem Reiche mit Gelde und Soldaten beizustehen. Sixtus war auch anfänglich geneigt dazu; als er aber bedachte, daß Heinrich der dritte das ihm zu übermachende Geld verschwenden, auch wohl gar zur Schließung eines Vergleichs mit den Hugonotten anwenden dürfte: änderte er seinen Vorsaz. Als Papst konnte er mit Anstand nur alsdann Kriegsvölker zu Hülfe schicken, wenn sogenannte

nannte Ketzer zu bekriegen waren: und zu dieser Absicht mußte der König mit den Anhängern der Ligue einig seyn. Er fragte also beide, ob sie den Fürsten, welchen er mit einem Kriegsheer nach Frankreich zu senden Willens sey, zu ihrem allgemeinen Feldherrn annehmen wollten? Der König antwortete nicht sobald; allein die Ligue errieth die Meinung des Papstes, und erbot sich, den Herzog von Urbino folgsam anzunehmen. Nur darinne entfernte sich der Papst sehr von ihr, daß er ihr zum Kriege wider ihren König gar nicht behülflich seyn wollte. In der Erwartung, daß der Angriff auf Genf durch das gedachte Verständniß bald entschieden seyn werde, betrieb er vors erste diesen mit allem Eifer. Zweytausend Mann Fußvolk, und vierhundert Reiter wollte er selbst dazu hergeben; auch für eine gute Anzahl Bombardierer sorgen.

Doch der französische Hof suchte noch einmal und nachdrücklicher, diese Anstalten zu hintertreiben. Er drohte nicht allein dem Herzoge von Savoyen; sondern ließ auch den Papst bitten, zu überlegen, daß diese Rüstungen wider Genf, ihm und Italien einen Krieg von den Feinden der Römischen Kirche zuziehen könne; so daß er der erste seyn würde, den die ganze Sache gereuete. „Wenn aber, so fuhr der französische Gesandte fort, Eure Heiligkeit durch die augenscheinliche Gefahr von Frankreich, Savoyen und Italien nicht gerührt werden: so erklärt Ihnen mein Herr, daß er als König von Frankreich niemals verstatten werde, daß eine Stadt, die sich unter seinen Schutz begeben hat, die auch sonst für seine Krone wegen des Bündnißes, das sie seit langer Zeit mit den Schweizern unterhält, deren Waffen ihnen auch große Hülfe geleistet haben, von ei-

niger Wichtigkeit ist, gedrückt, beleidigt und unterjocht werde.“ Diese ziemlich hohe Sprache schien gleichwohl beym Sixtus keinen Eindruck zu machen. „Wir haben es Ihnen doch, antwortete er, schon zu verstehen gegeben, daß die Angelegenheiten Ihres Königs und seines Reichs sich immer verschlimmern werden, so lange nicht der Weg zu jenem Zufluchtsorte aller Abscheulichkeiten, aus welchem das Verderben der katholischen Religion in seinem Reiche erwachsen ist, abgeschnitten wird. Seine Majestät beklagen sich alle Augenblicke über die Fürsten der Ligue, und über den Verfall ihres königlichen Ansehens. Aber alles dieses Uebel ist aus Genf entsprungen. Nur diese Stadt, die Zuflucht der Ketzereyen, aus dem Wege geräumt! nur die Hugonotten aufrichtig verfolgt! so wird auch die Ligue zerstört werden. Das ist der Hauptzweck, den Wir bey der Begünstigung der Unternehmung des Herzogs von Savoyen haben: die Ketzer auszurotten, und dem Reiche Frieden zu verschaffen. Nimmt der König dieses nicht an: so mag er sich mit dem Herzoge darüber verstehen! Was Uns betrifft, so sind Wir entschloßen, entweder bald oder spät, bey einer bequemen Gelegenheit die Sache ausführen zu laßen: und Wir hoffen, Ihre Majestät werden sich bey einer Angelegenheit, die auf ihr und ihres Reichs Bestes, auch auf die Ehre Gottes gerichtet ist, gefällig bezeigen.“ Genug, der Papst mußte es auch dem Herzoge von Savoyen melden laßen, daß ihr gemeinschaftlicher Entwurf so lange aufgeschoben bleibe, bis er es dem Könige von Frankreich begreiflich gemacht hätte, wie nüzlich derselbe sey.

Heinrichs des dritten Macht war damals in seinem Reiche so sehr gesunken, daß man sich wun-

wundern konnte, so vielen Muth zu sehen, mit welchem er, (oder vielleicht noch mehr sein Gesandter Pisani,) dem Papste widerstand; aber auch die Beharrlichkeit des letztern nicht außerordentlich nennen durfte. Würklich bewarb sich der König gleich darauf bey dem Papste um Hülfe an Geld und Soldaten. Damit aber dieses Bedürfniß nicht sein einziges und wichtigstes heißen möchte: ersuchte er zugleich den Papst, ihm die Besezung eines Bißthums und einer Abtey in seinem Reiche zu erlauben; ihm gewiße Abläße zu bewilligen; es zu verhindern, daß nicht deutsche Reiter den Hugonotten zum Beistande geschickt würden; und ihm die Veräußerung einiger kirchlichen Güter zu verstatten. Sixtus antwortete ihm darauf, das Bißthum und die Abtey möchte zwar der König nach seinem Gefallen vergeben; allein zur Gewohnheit dürfe dieses nicht werden, indem die Ertheilung derselben eigentlich dem Papste zugehörte, weil die Besitzer dieser Pfründen an seinem Hofe verstorben wären. Die verlangten Abläße und geistlichen Gnadenbezeigungen bewilligte er dem Könige sehr gern. Was den Zug der deutschen Reiterey anlangte, so habe er bereits dafür gesorgt, daß sich die Spanier in den Niederlanden demselben widersezten. Aber in Absicht auf die zu veräußernden Kirchengüter, könne er dem Könige nicht dienen, weil er an dem Beispiel seines Vorgängers, Pius des fünften, der dieses zugestanden habe, gesehen hätte, wie unnüz solches für den König gewesen sey. Endlich die Unterstüzung durch Geld und Kriegsvölker betreffend, so fehle es zwar jezt dem heiligen Stuhl eben nicht an Gelde, und der Papst sey gesonnen, es zu vermehren, damit er der Christenheit überhaupt beistehen könnte. Doch, um es frey heraus zu sagen, fügte er hinzu, könne

er nach der Erfahrung voriger Zeiten nicht daran denken, dem Könige Geld zu schicken; weil, wenn es auch einige gute Würkung zu thun anfienge, die Königinn, seine Mutter, an einem Vergleiche arbeitete, wodurch aller Beistand vergeblich werde. Wäre aber der König gesonnen, den Krieg würklich zu führen: so wollte ihm der Papst einen Fürsten mit hinlänglichen Kriegsvölkern zur Hülfe senden.

Deutschland konnte um diese Zeit, oder vielmehr in diesem ganzen Jahrhunderte, unter den Ländern, welche die Päpste als Oberhäupter und Herren der Römischen Kirche, am wachsamsten beobachten mußten, das wichtigste heißen. Aus demselben waren die gefährlichsten Streiche wider ihre Regierung geführt worden; es hatte schon Zeiten gegeben, welche ihnen mit dem gänzlichen Verluste deßelben drohten. Die Niederländischen und die Französischen Protestanten, beide damals im Kriege zu ihrer Vertheidigung begriffen, erwarteten aus diesem Reiche immer die sicherste und anhaltendeste Unterstüzung. Nach und nach waren zwar die Angelegenheiten der Päpste in den Zustand durch ihre Würksamkeit auf manche Höfe, besonders auf den Kaiserlichen und herzoglichen Bairischen, durch den Eifer, mit welchem einige geistliche Reichsfürsten für sie, und zugleich für sich, arbeiteten; durch neugetroffene Anstalten, und vorzüglich auch durch den Dienst der Jesuiten, ziemlich wieder empor gekommen. Allein der einmal rege gewordene Freyheitssinn der Deutschen, und ihr Religionsfriede, der so musterhaft für andere Nationen war, konnte viele Rom nachtheilige Früchte tragen. Unterdessen war der damalige Kaiser Rudolf der zweyte nichts weniger als ein Fürst, von dem der Papst einen

nen Abbruch seiner geistlichen Hoheit besorgen durfte. Mit den weisen Religionsgesinnungen, und überhaupt mit der Geistesstärke seines vortrefflichen Vaters, Maximilians des zweyten, unbekannt, ließ er sich desto leichter von dem spanischen und päpstlichen Hofe, auch von seinen Hofgeistlichen, leiten. Wie gefällig er sich gegen den Papst, nicht eben stets mit Rücksicht auf die Rechte des deutschen Reichs und seiner Stände, zu bezeigen geneigt sey, hatte man vor kurzem bey der Einführung des verbeßerten päpstlichen Kalenders, und bey der mit dem Banne des Papstes begleiteten Abſezung des Kurfürsten und Erzbischofs von Cölln, Gebhard Truchseß, gesehen. Eigentlich war das Schicksal dieses Fürsten im Jahr 1585. schon völlig entschieden, indem der Herzog Ernst von Baiern, Bischof von Lüttich, den das Cölner Domkapitel im Jahr 1583. an seine Stelle zum Erzbischof gewählt hatte, sowohl in dem Erzstifte, als großentheils in dem deutschen Reiche, die Oberhand behauptete. Doch Truchseß hatte noch einige unternehmende Kriegsbefehlshaber zu Freunden, die seiner Sache durch ein Wagestück aufzuhelfen suchten. Einer derselben, der Graf von Nuenar, überfiel im May des Jahrs 1585. die feste Stadt Neuß im Cöllnischen: und seitdem streifte die hineingelegte Besazung zu unsäglichem Schaden der Einwohner, im Erzstifte herum.

Sixtus sah sich zeitig um, was bey dieser großen Veränderung, in der es seinem Vorgänger gelungen war, einem Kurfürsten seiner Würde zu berauben, für ihn noch zu thun übrig seyn möchte. Er lobte in einem Schreiben an den Herzog Wilhelm von Baiern die tapfere Hülfe, welche dieser seinem Bruder Ernst, dem neuen Kurfürsten von

Cölln, geleistet hatte; rühmte überhaupt das Baierische Haus, weil es, gleich einer Rose unter den Dornen, sich von aller Kezerey, obgleich mit Kezern umgeben, unangesteckt erhalten habe, und erklärte sich bereit, ihn bey der Fortsezung dieses Kriegs zu unterstüzen. Mit desto mehr Vertrauen wandte sich nun Ernst an den Papst, um von ihm zur Wiedereroberung von Neuß Beistand zu erhalten. Nachdem Sixtus diese Angelegenheit einer Versammlung von Cardinälen zu erörtern übergeben hatte, faßten diese das Gutachten ab, es sey nöthig, dem Kurfürsten bald möglichst eine Summe Geldes zu übermachen, um Soldaten davon unterhalten zu können. Es wurde ihm auch dieses gemeldet; aber gleichwohl bekam er kein Geld. Sixtus, schreibt Tempesti, verstand dieses beßer als Ernst; er zauderte etwas mit seiner Hülfe, damit die Fürsten, indem sie darnach seufzeten, dieselbe gehörig schäzen möchten. Vorher also ermahnte er den Kurfürsten von Maynz, daß er dem Kurfürsten Ernst zur Eroberung von Neuß behülflich seyn möchte. Dem leztern aber und seinem Bruder ertheilte er die Nachricht, er habe den Kaiser dahin gebracht, den Grafen Nuenar und seine Mutter in die Reichsacht zu erklären, und alle katholische Fürsten in Deutschland zu ihrem Beistande in Bewegung zu sezen; auch werde er deswegen einen außerordentlichen Gesandten an den Kaiser schicken. Ernst, der die versprochene Hülfe auf solche Anstalten herabsinken sah, hielt sich von dem Papste hintergangen, und wurde unwillig. Sein Bruder schrieb daher an den päpstlichen Hof, die gedachten Maaßregeln würden nicht allein unnüz, sondern zum Theil auch schädlich seyn. Der außerordentliche Gesandte werde nur den Argwohn erregen, es sey auf einen gemeinschaftlichen Angriff der Katholi-

tholischen auf die Protestanten abgesehen; so wie bereits die Französische Ligue, und die Bulle des Papstes wider den König von Navarra, sehr beunruhigend gewesen wären; und wie man den Papst durch zu Rom angeschlagene Schriften beschimpft hätte, so könnte auch sein Gesandter in Deutschland beleidigt werden. Auf diese Vorstellungen lobte zwar Sixtus den Eifer und die Klugheit des Herzogs; blieb aber doch, in Ansehung des Gesandten, bey seinem Entschluße, indem er, wie er versicherte, denselben schon vortheilhaft zu leiten wißen würde. Eben so antwortete er auch dem kaiserlichen Gesandten, der die Abschickung des päpstlichen gleichfalls verbat: „Wir können nach Unserm Gefallen Ge„sandte absenden, und auch zurückrufen; es ist un„billig, daß man aus Unsern Berathschlagungen ei„nen Verdacht schöpft.“ Und da dieser Gesandte um Erlaubniß bat, im Nahmen des Kaisers zu erinnern, daß die Protestantischen Fürsten bloß mit Ungestüm und ohne Gründe, besonders wider das zu Rom Beschloßene handelten; daß also der Papst, bey dem jezigen verworrenen und unruhigen Zustande Deutschlands, mit dem Bedrängniße des Kaisers Mitleiden tragen, ihn nicht noch näher an den Abgrund stoßen möchte: so bekam er die folgende Antwort vom Sixtus: „Geben Sie dem Kaiser und „allen deutschen Fürsten die Versicherung, daß Wir „Unsere Gesandten nicht wegen einer gefährlichen „Sache, auch nicht um Unterhandlungen Willen; „sondern bloß darum abschicken, weil es Uns so ge„fällt. Er soll auf seinem Wege gerade fortreisen, „ohne mit jemanden zu sprechen, außer wenn es die „Höflichkeit fordert, und alles meiden, was Verdacht „hervorbringen könnte. Der Kaiser mag sich auf „Uns verlaßen; Wir, als allgemeiner Vater, nehmen

„an der baldigen Beruhigung von Cölln den aller„größten Antheil.“

Gleichwohl schien dem Kurfürsten Ernst die versprochene päpstliche Hülfe so ungewiß und langsam zu seyn; sein Aufenthalt selbst wurde durch die Besazung von Neuß so unsicher gemacht, daß er schon damit umgieng, das Cöllnische Erzbißthum zu verlaßen, und sich wieder in sein Bißthum Lüttich zu begeben. Als Sixtus dieses durch den Bruder deßelben erfuhr: glaubte er, daß nun erst die Zeit gekommen sey, seinen Beistand würklich zu leisten. Allein er sparte sein Geld, und half mit fremden Kosten. Er konnte leicht wißen, daß der König von Spanien Neuß, wegen der Nachbarschaft seiner Niederlande, nicht gern in den Händen einer Parthey sah, die mit den vereinigten Niederländern in Verbindung stand; daher bat er denselben schriftlich, zur Ehre des heiligen Glaubens, um des Vortheils seiner eigenen Staaten Willen, und als eine Gefälligkeit, über die er keine wichtigere kenne, den Herzog von Parma, Alexander Farneſe, auf das schleunigste dem Kurfürsten von Cölln mit einem Kriegsheere zur Hülfe zu schicken. Zugleich ersuchte er auch in einem andern Schreiben, den eben genannten großen Feldherrn, diese Unternehmung mit aller Sorgfalt auszuführen; wofür er ihm seinen Schuz in einer gewißen Angelegenheit des Herzogs zusagte. Philipp bewilligte dem Papste seine Bitte; Farneſe rückte im Sommer des Jahrs 1586. mit einem Heere vor Neuß, und eroberte die Stadt bald mit Sturm; die aber, durch Feuer und Schwerdt verwüstet, beinahe zu einem unbewohnten Steinhaufen wurde. Unterdeßen hatte Sixtus seinen geheimen Kämmerer mit einem geweihten

Hut

Hut und Degen an den Farneſe abgeſchickt: einem Geſchenke, welches Fürſten zu bekommen pflegten, die ſich als Vertheidiger der Römiſchen Kirche hervorthaten. Farneſe wollte es nicht in ſeinem Lager, ſondern erſt nachdem er den Willen des Papſtes vollbracht hatte, nach der Eroberung von Neuß, annehmen: und der päpſtliche Kämmerer hielt bey der Uebergabe deßelben eine Rede, in welcher er den Herzog mit Judas dem Maccabäer, den Papſt aber mit einem Engel verglich, der ihm den goldenen Degen zur Ausrottung der Ketzer überreicht habe. Sixtus empfieng die Nachricht, daß Neuß erobert ſey, mit ungemeinem Vergnügen; er ſtellte darüber öffentliche Feyerlichkeiten an, und man ſah ihn dabey vor Freuden weinen. Nach der bisher gebrauchten Erzählung des Tempeſti aus glaubwürdig ſcheinenden handſchriftlichen Nachrichten, hatte er freylich den Hauptantheil an dieſer Befeſtigung des Kurfürſten Ernſt im Beſitze ſeines Erzſtiftes. Allein wenn ihm dabey alles, und dem Kurfürſten nichts als Klagen und Bitten um Hülfe beigelegt werden: ſo wird einiges vergeßen, um den Ruhm des Papſtes zu vergrößern. Ernſt war ſelbſt zu dem Herzoge von Parma nach Brüßel gereiſet; hatte ihm ſeinen hülfloſen Zuſtand, und die Nothwendigkeit vorgeſtellt, lieber freywillig zu weichen, als vertrieben zu werden; aber auch hinzugeſezt, wenn ihm Spanien nicht beiſtünde, ſo könnte das Erzbißthum leicht an ein Haus kommen, das dieſer Krone nicht ſo zugethan wäre, als das Baieriſche. Man erfuhr auch bald in Deutſchland, daß der Kurfürſt in Brüſſel einen nicht geringen Eindruck gemacht habe.

Gleiche Urſachen der Zufriedenheit, an dem merklichen Abbruch, der den Proteſtanten mit Gewalt

walt zugefügt wurde, hatte Sixtus auch in andern Gegenden von Deutschland: und nirgends gab er einen bloßen Zuschauer ab. Den Erzherzog Karl von Oesterreich, der die Herzogthümer Steyermark, Kärnthen und Krain, nebst andern angränzenden landesstrichen besaß, munterte er nachdrücklich auf, keine Ketzer in seinen Staaten zu dulden. Es sey, schrieb er an denselben, unerträglich und unanständig, daß nicht allein das um den heiligen Stuhl so verdiente Haus Oesterreich, sondern auch sogar die geistlichen Fürsten des deutschen Reichs, die Wölfe in den Schaafstall Christi hineinließen; da doch die Protestantischen Fürsten die Uebung der katholischen Religion in ihren ländern nicht erlaubten. Karl folgte diesen Ermahnungen des Papstes und anderer Geistlichen so eifrig, daß seine sehr zahlreichen Evangelischen Unterthanen über viele Bedrükkungen in Absicht auf ihre Religionsübung und andere Rechte zu klagen hatten. Sixtus überhäufte ihn deswegen mit lobsprüchen. Von manchen geistlichen Fürsten, an die er in gleicher Absicht geschrieben hatte, erhielt er zwar nur Entschuldigungen, daß sie nicht mächtig genug wären, seinen Willen zu erfüllen; allein Julius, Bischof von Würzburg, leistete dieses seit dem Jahr 1586. desto vollkommener, auch ohne noch von dem Papste dazu aufgefordert worden zu seyn. Viele Evangelische jagte er aus seinem Gebiete, nachdem sie ihre Güter mit Verlust hatten verkauffen müßen; schickte Missionarien herum, welche die übrigen, von weltlichen Beamten unterstüzt, halbgezwungen, zum Römisch-katholischen Glauben brachten, und wandte noch persönlich mancherley Mittel an, um die Evangelische Religion in seinem Bißthum zu unterdrücken. Diese meistentheils verfolgende Maaßregeln erwarben ihm

den

den Ruhm in seiner Kirche, viele tausend Ketzer bekehrt zu haben. Sixtus pries ihn dafür in einem an ihm gerichteten Breve als einen Nachahmer des Weltheylandes, und empfol ihm, in einer so sehr zur Verherrlichung Gottes gereichenden Unternehmung, ohngeachtet des Widerstandes der Gottlosen, fortzufahren.

So viel Vergnügen unterdeßen dergleichen einzele Erwerbungen für sein Reich dem Papste verursachten; so waren doch seine Entwürfe, wie man von einem so weit umhersehenden Geiste erwarten kann, noch mehr auf das Große und Ganze gerichtet. Dieses zeigte sich bey Gelegenheit eines kleinen Handels, den er mit dem Kaiser Rudolf dem zweyten hatte. Schon seit einiger Zeit hatte man den Herzogen von Parma und Piacenza, den in ihrem Gebiete liegenden landesstrich Val di Taro, als ein kaiserliches Lehn, streitig gemacht; da hingegen die Päpste es vor ein Lehn des heiligen Stuhls ausgaben, und dem Farnesischen Hause günstig waren. Sixtus wußte beym Anfange seiner Regierung beide Theile gewißermaßen zu befriedigen. Allein der Kaiser drang darauf, daß sein Recht hierinne von dem Papste anerkannt würde, und gab darüber den außerordentlichen Gesandten, die er zum Zeichen seines Gehorsams im Jahr 1586. nach Rom schickte, seine Aufträge. Der Papst war vorher durch seinen Gesandten am kaiserlichen Hofe gewarnt worden, diese Angelegenheit, an der dem Kaiser überaus viel gelegen war, mit aller möglichen Schonung zu behandeln; zugleich hatte er ihm den Kaiser, seinen Hof, und die Verfaßung von ganz Deutschland, genau abgeschildert. Als daher die Gesandten den Papst mit angeführten Gründen ersuchten,

dem

dem Herzoge Octavio von Parma zu befehlen, daß er Val di Taro sogleich kaiserlichen Bevollmächtigten übergeben möchte, antwortete er ihnen kurz: „Wir wundern Uns über diesen Ihren Antrag, „indem Val di Taro stets dem Apostolischen Stuhl „zugehört hat, und so lange Wir Athem holen wer„den, werden Wir nicht zugeben, daß es in an„dere Hände komme. In dieser und jeder andern „Sache werden Wir nichts zugeben, als was Unsere „Pflicht und Würde fordern. Doch Wir wollen „dem Kaiser antworten.“ Darauf brach er ab; fragte verschiedenes den Kaiser Betreffende, und fuhr weiter fort: „Wir haben das deutsche Reich „oft in dem Zustande betrachtet, in welchen es jezt „die Ketzerey versezt hat, und sehen, daß es einem „majestätischen Gebäude ähnlich ist, welches aber auf „allen Seiten, mit größter Gefahr der benachbarten „Reiche, einzustürzen droht. Wir sind versichert, „daß es keine stärkere Stüze für daßelbe gebe, wenn „es nicht ganz zu Grunde gehen soll, als ein gutes „Vernehmen mit diesem heiligen Stuhl; dem es „mehr als irgend einer andern Macht am Herzen „liegt, zu verhindern, daß die Ketzer und andere, „welche nach der völligen Zerstörung deßelben trach„ten, nicht mehr Stärke erlangen. Wahrhaftig, „dieses ist Unser großer Gedanke, der Uns bey Tage „und bey Nacht beschäftigt; alle Unsere Wünsche „drehen sich in diesem um, daß das deutsche Reich „immer mit dem heiligen Stuhl vereinigt bleibe.“ Der Kaiser, fuhr Sixtus fort, mache ihm hierüber keine Besorgniße; ihn müße er vielmehr, da derselbe in der Mitte zwischen Türken und Ketzern sich befinde, wegen seines Betragens gegen beide, und wegen seines treuen Gehorsams gegen den heiligen Stuhl, höchstens loben. Aber seine väterliche Liebe

zu

zu dem Kaiser treibe ihn auch an zu wünschen, daß derselbe darauf bedacht seyn möchte, die Thronfolge im Reiche entweder durch seine Vermählung, oder auf andere Art, die ihm anständig wäre, zu einer festen Bestimmung zu bringen, weil sonst blutige Unruhen über die Wahl entstehen dürften, wenn das Reich eine Zeitlang in den Händen der zwey Protestantischen Vicarien, der Kurfürsten von Pfalz und von Sachsen, bliebe. „Im Fall nun, sagte Sixtus weiter, — und hier erklärte sich das vorgeschlagene Rettungsmittel des deutschen Reichs etwas mehr auf; es sollte hauptsächlich in der wieder herzustellenden festern Abhängigkeit deßelben, und seiner Kaiser von dem Papste bestehen; — „im „Fall, daß der Kaiser sich zur Vermählung entschlöse, dünkt Uns, daß er hierinne Friedrich dem dritten nachahmen könnte, der bey der günstigen Veranlaßung seiner Eheverbindung mit Eleonoren „von Portugall, nach Italien kam, und sich von „Unserm Vorgänger, Nicolaus dem fünften, krönen ließ. Eben so könnte auch der Kaiser, „wenn er die spanische Prinzeßinn zur Gemahlinn „nähme, aus Deutschland ihr hieher entgegen reisen, „sich von dem Statthalter Christi krönen laßen, und dadurch die Behauptung der ketzerischen Fürsten Lügen strafen, daß weiter kein „Kaiser von den Päpsten gekrönt werden sollte." Der Papst gestand, daß er hiermit einen kizlichen Punkt berührt habe; allein er habe wenigstens gesagt, was der Kaiser thun müße, um die Ketzer zu demüthigen, die das deutsche Reich dadurch, daß sie es nach und nach von dem heiligen Stuhl abwendig machten, seiner Zierde zu berauben suchten. Er wiße gewiß, daß sogar die Türken jene Vermischung katholischer und ketzerischer Kirchendiener tadelten;

es

es sey bekannt, daß, nachdem zween ketzerische Gesandte zu Constantinopel gestorben wären, nicht einmal die schismatischen Griechen, unter dem Gespötte der Türken und Renegaten, ihnen einen Ort zum Begräbniß hätten einräumen wollen. — Jezt schwieg Sixtus etwas; sezte aber bald mit veränderter Gebehrde und Stimme hinzu, er sey überzeugt, daß nicht durch einen Fehler des Kaisers, oder andrer lebender Fürsten von Oesterreich, sondern ihrer Vorfahren, die verschiedene Religionsübung eingeführt worden; doch beflecke es die Ehre eines so frommen Monarchen sehr, daß er die Irrthümer seiner Vorfahren gleichsam erbe und nachahme. Kein noch so kleiner Staat gestatte öffentlich mehr als Eine Religionsübung; das einzige Haus Oesterreich, der Glanz und das Vergnügen des Apostolischen Stuhls, ertheile einen so schädlichen Aufenthalt. Allein das Hülfsmittel dawider sey auch leicht, und in den Regeln der Billigkeit gegründet. Denn da die Ketzer die ihnen zugestandnen Gränzen überschritten; so verdienten sie gezüchtigt zu werden, und der Kaiser sollte sie entweder aus dem Reiche vertreiben, oder nöthigen, ihre Irrthümer fahren zu laßen. Es ist durchaus nöthig, daß er den Calvinismus hemme: eine in Deutschland durch die schlechtesten Leute eingeführte, und durch das ganze Pfalzgräfliche Haus am Rhein unterhaltene Pest. Der Kaiser weiß es wohl, daß vermöge des öffentlichen Friedens, nur die einzige Sekte der Lutheraner oder Confeßionisten erlaubt ist; aber Wir wißen auch, daß jezt alle Sekten öffentlich geduldet werden, weil eine jede unter den Mantel der Augsburgischen Confeßion ihre Zuflucht nimmt. Dieses aber beklagen Wir unendlich: denn Wir sehen aus der Erfahrung, daß der Lutherische Geist sich in seinem ursprünglichen

lager

ſager behauptet; aber der boshafte Geiſt der Calviniſten kennt keine Gränzen, ſchwärmt überall wütend herum; zerſtört jeden Frieden; ſchüttelt alle Unterwerfung und alle Geſeze ab. Frankreich und die Niederlande beſtätigen die Wahrheit deßen, was ich ſage: und die Gefahr, welche dem Hauſe Oeſterreich droht, ängſtigt Uns gewaltig, weil Wir vorherſehen, daß alle Aufrührer gegen Gott, die Vernichtung deßelben bewürken wollen. Auch iſt es unumgänglich nothwendig, daß der Kaiſer den Herzog von Sachſen, und den Markgrafen von Brandenburg in der Niedrigkeit zurückhalte, indem beide zu einem ſolchen Anſehen empor geſtiegen ſind, daß ſie ſich vor die Schiedsrichter von Deutſchland halten, und in Staatsangelegenheiten kaum den Kaiſer vor ihren Oberherrn erkennen. Iſt es vielleicht nicht wahr, daß man auf dem Reichstage zu Augsburg ſehr angelegentlich beſchloßen hat, es ſollten keine Geſandſchaften von fremden Fürſten angenommen werden, damit die öffentliche Ruhe erhalten werde? Gleichwohl haben ſie mehr als einmal dieſe Verordnung übertreten; ſie haben vierzehn von dem Navarra abgeſchickte Leute angenommen, welche über Dinge unterhandelten, die dem Reiche und der katholiſchen Religion nachtheilig waren. Als ſich der Kaiſer darüber beſchwerte, gaben ſie eine gegen den Statthalter Chriſti ſo läſternde Antwort, daß ſie, wenn der Kaiſer noch weniger von dem höchſtverächtlichen Calvin oder Luther geſagt hätte, ganz Deutſchland umgekehrt haben würden. Als aber der Kaiſer einem einzigen Edelmann des Herzogs von Guiſe nur einmal Gehör gab, um mit ihm über die Angelegenheiten der Ligue zu ſprechen: ſo erregten ſie einen ſolchen Lärmen, und drohten ſo viel, daß der Kaiſer genöthigt wurde, an alle Pro-

testantische Fürsten höfliche Briefe zu schreiben, um ihnen allen übeln Verdacht zu benehmen. (Hier erinnerte sich der Papst nicht; oder wollte es vielmehr nicht glauben, daß der König von Navarra ein rechtmäßiger, aber sehr bedrängter Fürst; der Herzog von Guise hingegen der Anführer einer aufrührischen Parthey wider seinen Landesherrn gewesen ist.) — Die kaiserlichen Gesandten, erstaunt darüber, daß Sixtus so umständliche Nachrichten hatte, wollten den Kaiser entschuldigen, daß er sich den gedachten Fürsten, aus Mangel an Macht, nicht widersezte; allein der Papst versezte geschwind darauf, er entschuldige den Kaiser auch, und wiße wohl, daß nicht alles in Deutschland ketzerisch sey. Doch habe der Kaiser kräftige Mittel in den Händen, die Protestanten niederzudrücken; ein Bündniß mit den katholischen Reichsfürsten, und mit dem Könige von Spanien, sey insonderheit dazu dienlich. — Uebrigens verlangte auch noch der Papst von dem Kaiser, er möchte die neugewählten Prälaten in Deutschland nicht eher mit den Regalien, oder mit allen landesherrlichen Rechten belehnen, bis sie nicht von dem päpstlichen Stuhl bestätigt worden wären, damit sich desto weniger geheime Ketzer in solche geistliche Würden eindrängen könnten: und dieses hat Rudolf genau beobachtet. — Endlich ermahnte ihn der Papst auch väterlich, sich Frankreich und deßen armen König empfolen seyn zu lassen; nicht zuzugeben, daß für den Navarra Soldaten in Deutschland geworben würden; und den neuen Kurfürsten von Sachsen eben so von der Theilnehmung an unruhigen Händeln, besonders von den französischen zurück zu halten, wie es mit deßen Vater, August, zu großem Vortheil der katholischen Religion geschehen wäre. — Nach so vielem, was

der

der Papst von dem Kaiser erwartete, oder forderte, hätte auch dieser hoffen können, seine Ansprüche auf Val di Taro befriedigt zu sehen. Allein Sixtus schlug ihm solches in einem eigenhändigen höflichen Briefe ab, weil er solches der Gerechtigkeit nicht gemäß finde, und ein Papst nicht ein fremdes Urtheil zu vollstrecken pflegte. Zugleich ersuchte er den Kaiser, hierüber mit dem Könige von Spanien, als einem klugen und frommen, mit ihm verwandten Fürsten, zu berathschlagen: und in der That hatte Philipp dem Papste das Farnesische Haus empfolen. Viel kam eben auf das Mißvergnügen dieses Kaisers nicht an; doch schickte ihm Sixtus nach einiger Zeit einen kostbaren geweihten Hut und Degen, über welchen Rudolf vermuthlich Val di Taro vergeßen hat.

Große Absichten also hatte Sixtus auf Deutschland gefaßt, die er zwar in seine bekümmerte Sorgfalt für das Ansehen und die Festigkeit des deutschen Reichs einkleidete; die aber doch sichtbarlich auf die Wiederbezwingung aller von der päpstlichen Herrschaft abgefallenen deutschen Fürsten und länder hinausliefen. So wenig ihm die damaligen Zeiten bey einem solchen Entwurf günstig waren; so würde doch ein Kaiser, der bey gleicher Ergebenheit gegen Rom, unternehmender und thätiger als Rudolf der zweyte gewesen wäre, für gewiße wichtige Vortheile, die er dabey gewinnen konnte, allem Ansehen nach einen lebhaften Antheil daran genommen haben; obgleich im Grunde die Religionstrennung in Deutschland von den Kaisern sehr wohl, wo nicht immer zur Vergrößerung ihrer Macht, doch zur Ehre der Deutschen und ihres Reichs benuzt werden konnte. In der benachbar-

ten Schweiß hatte Sixtus auch keine mehr versprechenden Aussichten; allein wenigstens suchte er die ihm daselbst noch unterworfene Parthey fester mit seinem Stuhl zu vereinigen. Die mächtigsten und andere Cantonen dieses Freystaats hatten schon längst die Reformation angenommen; zu den übrigen, welche eifrig katholisch blieben, wagten es die Päpste seit einiger Zeit kaum mehr, wegen ihrer Verbindung mit jenen, Gesandte zu schicken. Sixtus fand dieses für das päpstliche Ansehen nachtheilig; er ernannte im Jahr 1586. den Santorio, den er kurz vorher zum Bischof von Tricarico erklärt hatte, zu seinem Nuncius an die katholischen Cantonen, eigentlich an Lucern, den vornehmsten darunter, und vier andere. „Man hatte damals, schreibt Tempesti, an den Europäischen Höfen so hohe Begriffe von den weitaussehenden Anschlägen des Papstes, daß diese Gesandschaft außerordentlichen Argwohn an denselben erregte, als wenn er feindseelige Anstalten gegen die dem heiligen Stuhl abgeneigten Nationen träfe: daher entstanden unbeschreibliche Bewegungen, neue Bündniße und Kriegsrüstungen der Ketzer und Protestanten in Deutschland, Frankreich, in den Niederlanden und in der Schweiz. Allein diese Vorstellung ist sehr unwahrscheinlich und beinahe lächerlich. So sehr man überall auf die Schritte des Papstes aufmerksam war; so konnte doch dieser unmöglich, nicht einmal bey den protestantischen Cantonen, so furchtbar scheinen. Der eben gedachte Schriftsteller nennt es auch ein Geschwätze, daß man damals vorgegeben habe, der König von Spanien und die Ligue hätten den Papst bewogen, die ketzerische Nation der Schweizer zur Vertheidigung des französischen Bundes zu reizen. Unterdeßen ist es doch ein Geschichtschreiber vom ersten

ſten Range, und der damals lebte, Thuanus, welcher verſichert, die häuffigen Vorwürfe der Ligue und der Spanier hätten den Papſt, damit es nicht ſcheinen möchte, als wenn er ſich um den franzöſiſchen Krieg gar nicht bekümmere, ſo weit gebracht, durch ſeinen Geſandten an die fünf Cantonen, ſie mit einer neuen eidlichen Verbindung, von den übrigen meiſt proteſtantiſchen, und von dem kürzlich erneuerten Bündniße mit dem Könige von Frankreich, abwendig zu machen. Damit ſtreitet es nicht, daß Sixtus, acht Tage nach der Abreiſe ſeines Geſandten, den verſammleten Cardinälen bekannt machte, er habe denſelben nicht dazu beſtimmt, um mit den katholiſchen Cantonen einen Bund wider die Ketzer zu ſchließen; ſondern nur, die alte Verbindung derſelben mit dem heiligen Stuhl wieder zu beleben; die Reinigkeit des Glaubens unter ihnen beßer zu erhalten, und die übrigen Schweizer, mit Gottes Hülfe, auf den Weg der Seeligkeit zurück zu führen. Von ſolchen öffentlichen Erklärungen Staatskluger Fürſten glaubt jeder, ſo viel ihm gefällt; auch iſt es ohnedem glaublich, daß die von dem Papſte nahmentlich angegebenen Abſichten in ſeinen Entwurf mitgehört haben. Die Schweizer waren in den erſten Zeiten ſeines Jahrhunderts, unter dem Nahmen von Soldaten der heiligen Kirche, den Päpſten zu Tauſenden in den Italiäniſchen Kriegen zu Hülfe gezogen. Es war des Papſtes würdig, diejenigen unter ihnen, bey welchem noch eine ſolche Neigung vorausgeſezt werden konnte, darinne kräftigſt zu ſtärken. Sein Geſandter alſo meldete den Cantonen, daß er, aus Liebe zu ihnen, und um ihnen eben die Ehre, wie großen Fürſten, zu erweiſen, entſchloßen ſey, beſtändig einen Nuncius bey ihnen anzuſtellen; ob ihm gleich dieſes nicht wenig koſten werde. Darauf

folgten viele Versprechungen, an denen es auch der spanische Hof nicht fehlen ließ. Endlich schworen die Schweizerischen Abgeordneten, daß sie zur Vertheidigung der katholischen Religion und Kirche, alles, auch selbst ihr Leben hergeben wollten. Der Nuncius, und durch ihn der Papst, fanden bald noch mehr in der katholischen Schweiz zu thun. Es waren daselbst viele ihnen unangenehme Freyheiten eingerißen. Weltliche Herren bemächtigten sich mancher Kirchenämter; die Pfarren giengen von Vätern auf ihre Söhne über: in den Klöstern sah man wenig Mönche; aber desto mehr schweiften sie anderwärts herum, und führten ein lasterhaftes Leben. Mit einer Mischung von Ernst und Gelindigkeit, selbst kirchlichen Gnadenbezeigungen, die Sixtus daselbst anwandte, wußte er bald eine beßere Ordnung herzustellen. Daß er aber auch in diesen Gegenden, wie Tempesti auf den Glauben eines andern Italiäners meldet, eine Menge von Ketzern bekehrt haben sollte, wird dadurch sehr verdächtig, weil sie als Beispiele davon die ansehnliche Grafschaft Badeßella, und den Markgrafen von Baaden anführen, mithin sich in der Erdbeschreibung gewaltig verirren.

Kurz vorher ehe Sixtus diese Sorgfalt auf die katholischen Schweizer zu wenden angefangen hatte, soll der Fürst oder Hospodar der Walachey, Peter, ihn um Hülfe gebeten haben. Dieser Herr, sagt Tempesti, war nicht allein katholisch; sondern breitete auch diese Religion mit dem besten Erfolge bey seinen Unterthanen aus. Die Türken, unzufrieden mit dieser seiner Frömmigkeit, verklagten ihn bey dem Baßa von Ofen, wegen Neuerungen in Staatssachen: und dieser brachte es bey dem Sultan,

tan, Schuzherrn des Fürsten, so weit, daß der Befehl zu seiner Gefangennehmung ertheilt wurde. Allein Peter wurde davon früh genug benachrichtigt, um sich in das angränzende Siebenbürgen retten zu können. Hier regierten die Woywoden oder Fürsten ebenfalls halb unter türkischer, halb unter kaiserlichdeutscher Hoheit. Der damalige Siegmund, war noch minderjährig; auf seine Vormünder und Staatsbedienten kam daher alles an. Diese warfen den Flüchtling, theils aus Groll gegen ihn, theils aus Furcht vor dem Sultan, heimlich in ein Gefängniß, in welchem er, nach ihrer Absicht, vor Ungemach das Leben verlieren sollte. Doch Peter fand Mittel, einem seiner Getreuen in der Walachey, und selbst dem Papste, sein Unglück in Schreiben bekannt zu machen. Den leztern flehte er an, seine Befreyung durch den König von Pohlen, Stephan, Oheim des Fürsten von Siebenbürgen, auszuwürken: nicht, um wieder zur Regierung zu gelangen; sondern um sein übriges Leben in der Stille und zum Vortheil der Religion zubringen zu können. Walachische Abgeordnete warfen sich um gleiche Zeit vor dem Papste nieder, dem sie die Freyheit ihres geliebten Fürsten wehmüthig empfolen. Sixtus erfüllte diese Bitten gar bald durch Vermittelung des Königs von Pohlen: und der befreyte Fürst wurde in seinem lande mit Freuden wieder als Regent angenommen. Daselbst bauete er Kirchen, berief mehrere Geistliche zum Dienste der Religion, und übte andere Handlungen der gewöhnlichen Gottseeligkeit aus; er verdiente es, daß der Papst noch im Jahr 1588. seinetwegen an den Fürsten von Siebenbürgen schrieb, um ihm zu Gütern, die er eingebüßt hatte, zu verhelfen. — Einiges ist zwar in dieser Erzählung, was mit der Walachischen Geschichte und Verfa-

ßung, auch mit der Zeitrechnung, nicht völlig überein zu kommen scheint; allein zu Untersuchungen darüber möchte sie nicht wichtig genug seyn.

Während daß Sixtus in den ersten anderthalb Jahren seiner Regierung an den Angelegenheiten fremder Länder einen Antheil nahm, wie man zum Theil aus eigenen Ansprüchen an dieselben, erwarten konnte, gieng die Geschäftigkeit, die er gleich anfänglich in der Regierung seiner eigenen bewiesen hatte, immer ihren Weg fort. Oeffentliche Sicherheit und Ruhe hatte er zeitig darinne hergestellt; doch waren noch bisweilen Beispiele der strengen Gerechtigkeit wider die Uebertreter derselben nöthig. Ein gewißer Blaschi hatte bereits vor sechs und dreyßig Jahren, zu Bologna eine ganze Familie naher Anverwandten ermordet, und sich darauf nach Florenz begeben, wo er, zumal nach so langer Zeit, nichts befürchten zu dürfen glaubte. Allein der Großherzog lieferte ihn nach Rom aus, wo er enthauptet wurde. Gleich darauf sah man an einem Morgen die Bildsäule des Apostels Petrus auf der Brücke der Engelsburg, mit einem Filzmantel bedeckt, und gestiefelt, als wenn er eine Reise antreten wollte; den gegen über stehenden Paulus aber ihn fragend, was dieses zu bedeuten habe? worauf ihm Petrus antwortete: „Mein lieber „Amtsgenoße, ich will mich von Rom flüchten, weil „ich besorge, Sixtus, der so alte Proceße von neuem „durchsehen läßt, möchte auch mir wegen des Ohrs „zu leibe gehen, das ich vor funfzehn hundert Jah„ren einem Hof-Sbirren in dem Garten von Geth„semane abgehauen habe. Man hinterbrachte diese Pasquinade dem Papste; er schüttelte den Kopf mit einem bittern Lächeln, und sagte: „Die Läster-

schrif-

„schriften der Nichtswürdigen bringen mir Ehre, „weil mich die Rechtschaffenen loben, die Fürsten mir „beystehen, und Gott mich stärkt, um meinen Staat „und Italien reinigen zu können.“ Von der Ausübung dieser Gesezmäßigen Schärfe hielt ihn keine Zuneigung zurück. Er ließ einen Hauptmann, der ein Anverwandter des von ihm sehr geliebten Cardinals Azzolino war, weil er seinen Fähnrich in einem Zanke erschoßen hatte, enthaupten.

Vor seiner Zeit waren die lustbarkeiten des Carnevals zu Rom durch viele Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten gestört worden. Kein Jude hatte ohne Beschimpfung sich dabey sehen laßen dürfen; der Pöbel war vom Adel mit Peitschen gemißhandelt worden, und hatte selbst viel Uebermuth begangen; auch waren allemal auf dem Corso, das heißt, auf der ungemein langen Straße, wo das Wettrennen der Pferde angestellt wird, die Vornehmen in Kutschen fahren, und die übrigen verlarvt herum spazieren, einige beschädigt worden, oder gar ums leben gekommen. Sixtus ließ im ersten Carneval unter seiner Regierung, neben dem gedachten Orte, Galgen mit herabhängenden Stricken aufrichten, an welchen jeder, der groben Unfug stiften würde, mit der Strafe des Wippens bedroht wurde. Zugleich aber wurde in seinem Nahmen ausgerufen, er wolle den Römern ihr Vergnügen nicht untersagen; aber es müße Ordnung in demselben seyn. Das Carneval wurde also seitdem zwar lustig genug, allein sehr sittsam begangen; an die Stelle der ehemaligen groben Scherze kamen jezt feinere.

Verbrechen der Unzucht, besonders die in einem höhern Grade von Frechheit begangen wurden;

oder von allgemeiner Schädlichkeit waren, wie Ehebruch, Verhandeln des Frauenzimmers, und dergleichen mehr, hatte Sixtus vom Anfange her scharf gezüchtigt: und darinne fuhr er auch eine Zeitlang fort. Eine Frau, welche nicht allein selbst mit einem Liebhaber vertraulich lebte; sondern auch ihre junge Tochter seiner Wollust Preis gab, ließ er öffentlich hinrichten, und die unglückliche Tochter mußte dabey eine Zuschauerinn abgeben. Der Erzbischof von Salerno im Neapolitanischen hielt sich eine Zeitlang zu Rom auf, wo er ohne Scheu feile Mädchen zu sich kommen ließ. Einst, da er mit einer derselben im Bette lag, wurde er auf Befehl des Papstes von einigen Gerichtsdienern und einem Scharfrichter überfallen, der das Mädchen an der Seite des Erzbischofs selbst blutig peitschte. Man gab diesem Geistlichen den Rath, um sich nicht noch eine besondere Strafe zuzuziehen, den Papst demüthig um Verzeihung zu bitten, und sogleich abzureisen. Er that es auch, und kam, nachdem er Besserung versprochen hatte, mit einem derben Verweise davon; allein der Papst wurde wegen dieser Strenge von Verständigen durchgehends getadelt. Nicht nur, weil er eine geheime Ausschweifung, zur äußersten Beschimpfung der bischöflichen Würde, ans Licht gezogen hätte; sondern fast mehr darum, weil er den Erzbischof nicht seines Amtes entsezte, deßen öffentliche gottesdienstliche Handlungen er niemals wieder ohne Aergerniß seiner ganzen Gemeine verrichten konnte.

Nach und nach aber, wie Leti versichert, milderte Sixtus seine Schärfe gegen die Unkeuschheit von dieser Gattung. Er war einmal Willens, alle Huren zu Rom in eine besondere Gegend der Stadt ein-

einzuschließen; und da dieses wegen ihrer großen Menge Schwierigkeiten fand, ließ er die öffentlichen darunter des landes verweisen; eine Anstalt, deren nachtheilige Folgen ihr auch bald wieder ein Ende machten. Daß er aber immer Nachsichtsvoller gegen solche Personen von beiden Geschlechtern wurde, das leitete man aus mehrern Ursachen her. Er hatte vornehmlich die Geistlichen zu einem keuschen leben zu nöthigen gesucht, ihnen auch alle weibliche Bedienten verboten. Nunmehr aber erfuhr er durch die Berichte vieler Beichtväter, daß die unnatürlichen laster desto mehr bey Personen geistlichen und weltlichen Standes überhand nahmen. Unter andern sezte man noch hinzu, daß Sixtus deswegen die Augen gegen dergleichen Fehltritte bey Cardinälen und andern Prälaten zu verschließen anfange, weil er leute, die ein so böses Gewißen hätten, desto mehr in der Furcht und im Zaum halten könnte. Auf der andern Seite traf er doch auch Maaßregeln, um den Hang zu einer solchen lebensart bey Frauenspersonen geringer Herkunft etwas zu hemmen. Da er hörte, daß es in seiner Hauptstadt eine große Menge Mädchen gebe, welche so arm wären, daß sie weder heyrathen, noch ohne Gefahr ihrer Keuschheit leben könnten: stiftete er ein Kloster, worinne immerfort eine Anzahl derselben erzogen und ernährt werden, auch noch andere für ihr Geld, unter gleicher Aufsicht mit jenen, ihr leben zubringen sollten.

Andere seiner wohlthätigen Anstalten betrafen die dringendsten allgemeinen Bedürfniße von Rom. Mit dem Anfange des Jahrs 1586. war eine außerordentlich strenge Kälte eingetreten, die den ärmern Einwohnern desto schwerer fiel, weil sie an Brodt Mangel litten; obgleich Sixtus das Mehl

um

um einen wohlfeilen Preiß zu verkauffen, befohlen hatte. Die Oberaufseher der Polizey, (Conservatori di Roma genannt,) welche dafür sorgen mußten, daß das Brodt an Güte, Gewicht und Preise keine Beschwerden erregte, bekümmerten sich um den großen Hauffen nicht; aber die Klagen deßelben kamen vor den Papst. Als ihm daher die Conservatoren die gewöhnlichen Glückwünsche zum neuen Jahre abstatteten, unterbrach er sie sogleich und sagte: „Wohlan, wir wollen diese Höflichkeitsbezeigungen, an welchen nicht viel gelegen ist, ein wenig auf die Seite legen, und von etwas weit Wichtigern sprechen. Ich merke, ihr seyd entschloßen, auch noch das Wenige zu verlieren, was euch durch die Gnade dieses heiligen Stuhls, von der öffentlichen Verwaltung übrig geblieben ist. Eure Vorfahren haben wegen ihres schlechten Betragens gegen die vorhergehenden Päpste, alle ihre alten Rechte und Freyheiten dieser Art verloren. Noch ist euch die kleine Besorgung des Korns und der Lebensmittel übrig: und selbst dieses wird so schlecht verwaltet, daß ich es euch nehmen will, damit nicht zu Unserm großen Mißfallen die Armen durch eure Schuld so viel leiden mögen.“ Und hiermit gab er ihnen mit verdrießlichem Gesichte den Abschied. Bestürzt über diese Erklärung, fragten die Conservatoren die bey dem Papste beliebtesten Cardinäle und seine Schwester um Rath, wie sie sich helfen sollten? alle antworteten ihnen: durch eine schleunige Verbeßerung der bisherigen Unordnungen. Sie gaben also eine scharfe Verordnung heraus; verminderten den Preiß des Brodts; schafften einen Vorrath von Korn an, und trugen Sorge dafür, daß die Becker keinen Betrug spielen konnten. Hierauf warfen sie sich dem Papste zu Füßen, und baten den Papst, unter dem Geständniße ihrer Nachläßig-

läßigkeit, und dem Versprechen der Beßerung, daß er ja dem Römischen Volke das alte Vorrecht nicht entziehen möchte, den Päpsten in der Verwaltung der Lebensmittel zu dienen. Nachdem ihnen dieses bewilligt worden war, eröfneten sie dem Papste, daß einige Reiche viel Korn verborgen hielten, und gleichwohl das benöthigte Brodt kauften; davon komme hauptsächlich der Mangel zu Rom her. Sixtus wurde darüber unwillig, und befohl ihnen, sie sollten nur hingehen, und ihre Pflicht ohne Furcht thun; das Uebrige aber ihm überlaßen. Sodann trug er es gleich einigen Cardinälen und ansehnlichen Herren auf, plözlich nachzuforschen, wie viel Korn versteckt liege; er ließ auch eine Verordnung ausgehen, daß jedermann seine Vorräthe anzeigen, und solche für einen billigen Preiß verkaufen, auch diejenigen, welche hinlänglich versehen wären, nichts von den Beckern kaufen sollten. Daraus entstand ein solcher Ueberfluß an Getreide, daß es leicht wurde, einen mäßigen Preiß darauf zu sezen. Da auch die Theurung des Korns noch besonders aus der Vernachläßigung des Ackerbaues herkam: so suchte Sixtus denselben durch einen nachdrücklichen Befehl in Aufnahme zu bringen. Eben so erfuhr er, daß es durch die Gewinnsucht einiger Leute zu Rom an Oel zu mangeln anfieng, und stellte bald den Ueberfluß davon her, indem er es aus allen weit herum liegenden Gegenden dahin zu bringen verordnete. Den Beckern bestätigte er zwar ihre alten Freyheiten; bestrafte aber auch die Mißhandlungen, welche sie sich erlaubten, sehr scharf; einer von ihnen, der Asche unter das Brod gemischt hatte, wurde deswegen hingerichtet. Eine Anzahl gefangener armer Schuldner befreyte er durch die für sie geleistete Bezahlung, und schenkte ihnen noch ein beträchtliches Almosen.

Hin-

Hingegen duldete er auch einen bisher überaus gewöhnlichen Uebermuth in Ansehung der Schulden nicht länger. Die Edelleute im Kirchenstaate hatten sich unter der vorigen Regierung in die Verfassung gesezt, nicht allein die Kaufleute, denen sie schuldig waren, nicht zu bezahlen; sondern sie sogar mit Drohungen und Schlägen wegzuschicken. Sobald Sixtus Papst geworden war, nahm dieses ein Ende. Er kannte einen Kaufmann, den sein adelicher Schuldner auch sehr oft mit den Worten abgewiesen hatte, Edelleuten müße man die Freyheit laßen, zu bezahlen, wenn es ihnen gefiele. Beide ließ der Papst vor sich kommen: und der Edelmann mußte in seiner Gegenwart bezahlen. Er verursachte aber ein allgemeines Schröcken, als er den Kaufleuten befohl, ihm alle ihre Schuldrechnungen zu bringen, indem er selbst für sie Gläubiger seyn, und diejenigen bestrafen wollte, welche fremdes Geld so lange für sich behalten hätten. Ihre Schuldner kamen des Nachts mit dem Gelde in der Hand, und baten sie inständigst, sie aus ihrem Schuldbuche dergestalt auszustreichen, daß es schiene, sie hätten schon längst bezahlt. Es war noch ein anderer Mißbrauch eingerissen: Hausgenoßen der Cardinäle, oder der Hofbedienten, konnten wegen Schulden nicht gefangen gesezt werden: und daher wußten manche, die sich durch Geschenke eine solche Stelle verschafft hatten, sich mit geborgten Waaren Geld zu erwerben. Allein Sixtus ließ durch den Statthalter von Rom bekannt machen, die Hausgenoßen der Cardinäle sollten dieser Freyheit nicht länger genießen; wenn sie innerhalb acht Tagen ihre Schulden nicht berichtigten: so sollten die Cardinäle sie aus ihrem Dienste entlaßen: oder für sie bezahlen; widrigenfalls würde der Papst die Einkünfte der Cardinäle

selbst

selbst ihnen nicht verabfolgen laßen. Einige Cardinäle thaten ihm über diesen Befehl, als wenn er für sie beschimpfend wäre, Vorstellungen; er wies sie aber mit dem Beweise ab, daß sie vielmehr durch das Betragen ihrer Bedienten bisher entehrt worden wären.

Für die Würde und das Ansehen der Cardinäle sorgte Sixtus allerdings; nur nicht immer nach den Begriffen, welche sie selbst davon hatten. Er ließ ihnen wenig Antheil an der Regierung, zumal im ersten Jahre seiner Thronbesteigung, und wollte, nach seinem Ausdrucke, daß sie zwar sonst überall Fürsten, zu Rom hingegen Unterthanen seyn sollten. Doch bezahlte er auch die Schulden der ärmern unter ihnen. Besonders sezte er im Jahr 1586. durch eine weitläuftige Bulle vieles die Cardinäle Betreffende auf immer fest, was zum Theil noch als ein Gesez gilt; zum größern Theil lange nicht mehr beobachtet wird, und doch wegen seiner Gesinnungen merkwürdig ist. Im Eingange dieses Gesezes vergleicht er sich, wie es der päpstliche Kanzleystil erfordert, mit Christo, und die Cardinäle mit den Aposteln; indem diese von dem heiligen Geiste eingeführte kirchliche Glieder gleichsam die Augen und Ohren des Hauptes, seine Rathgeber und Gehülfen in der Kirchenregierung, ganz nach dem Muster der himmlischen Regierung, vorstellten. Wegen der wichtigen Dienste nun, fährt der Papst fort, welche die Cardinäle der Kirche und der Religon leisten, für welche, für die Ruhe der Christen, und für die Ehre des Apostolischen Stuhls, sie auch bereit sind, ihr Blut zu vergießen, sollen bloß sehr fromme, gelehrte und tugendhafte Männer in ihrer Gesellschaft mit strenger Wahl aufgenom-

nommen werden, welche allen übrigen Christen zum Beispiel der Sitten dienen können; (vornemlich auch darum, weil aus ihnen der Papst gewählt wird.) Ihre Anzahl soll niemals höher als auf siebzig steigen: so wie ehemals siebzig Israelitische Aeltesten, auf göttlichen Befehl, dem **Moses** beistanden. Wenn er selbst, oder einer seiner Nachfolger mehr ernennen wird: so soll dieses ganz ungültig seyn. Von diesen siebzig aber sollen sechs **Bischöfe**, funfzig **Presbyteri**, und vierzehn **Diakoni** seyn. (Eine Eintheilung, die zwar den Rang der Cardinäle unter einander bestimmt; übrigens aber auf bloßen Titeln beruht, welche die verschiedenen Claßen von Geistlichen anzeigen, aus denen das Cardinals-Collegium seit dem eilften Jahrhunderte gebildet worden ist. Es waren die kleinen Bischöfe in der Nachbarschaft von **Rom**; die obersten Lehrer oder **Pfarrer** an den Hauptkirchen dieser Stadt, und die **Vorsteher der Armen- und Krankenhäuser** in eben derselben.) In die unterste Claße soll keiner aufgenommen werden, der nicht zwey und zwanzig Jahre alt ist, damit er innerhalb eines Jahres zum **Diakonus** geweiht werden könne. Werden sie **Presbyteri**; so sollen sie doch so lange in ihrer Claße bleiben, bis die Zahl ihrer Mitglieder ergänzt ist; auch sollen die ältesten unter ihnen, und den **Presbyteris** in die erledigten Stellen der ersten Claße einrücken. Unter den gesammten Cardinälen sollen wenigstens vier Doctoren der Theologie aus den Bettelmönchsorden seyn. Ueberhaupt sollen die Cardinäle, damit sie dem Papste von dem Zustande aller christlichen Länder getreuen und geschwinden Bericht abstatten können, so viel es sich thun läßt, aus allen christlichen Nationen genommen werden. Ihre Erhebung soll nur in der Fastenzeit des Decembers ge-

geschehen. Keiner von ihnen darf unehelichen Herkommens seyn; wenn er gleich von den größten Fürsten abstammte, und der Flecken seiner Geburt nachmals auf irgend eine Art bedeckt worden wäre. Auch diejenigen, deren Fehler sie zum geistlichen Stande untüchtig machen, wenn sie gleich päpstliche Vergünstigungen dazu erhalten haben, ingleichen die eines Verbrechens wegen Berüchtigten, sollen niemals Cardinäle werden. Der Papst schließt ferner diejenigen von dieser Würde aus, welche in der Ehe Söhne gezeugt haben, weil sie die väterliche Sorgfalt für dieselben leicht verleiten könnte, die Angelegenheiten der Kirche zu vernachläßigen; eben so auch die Brüder und andere nahe Anverwandte lebender Cardinäle. Endlich, sezt er hinzu, weil es ungereimt sey, daß die Cardinäle, welche dem Statthalter Christi mit ihrem Rathe beistehen sollen, entfernt von ihm lebten, und ihre erhaltene Pflicht, zum Schaden ihrer Seelen, aus den Augen sezten, sollte keiner zum Cardinal anders, als mit der Bedingung, ernannt werden, daß er innerhalb eines Jahres am päpstlichen Hofe erscheinen wolle; dieses sollte er eidlich, und noch vorher, ehe ihm der von dem Papste überschickte rothe Hut aufgesezt würde, versprechen, wenn er nicht seiner Würde verlustig seyn wollte.

Ueber diesen Verordnungen hielt Sixtus so streng, daß er den Cardinal Mendoza wieder in seinen vorigen Stand herabsezen wollte, weil derselbe nach dem Ablauf eines Jahrs sich noch nicht zu Rom eingefunden hatte. Doch die übrigen Cardinäle berathschlagten sich mit einander, um ihn zu retten, und stellten darauf dem Papste vor, das verfloßene Jahr könne gar wohl, nicht von der Ernen-

nung des Mendoza, sondern von seinem geleisteten Eide an, gerechnet werden. Der Papst, der ihre Absicht merkte, gab ihnen lächelnd Beyfall; sie hatten also Zeit, den Cardinal durch einen Eilboten an seine nothwendige Reise zu erinnern. Eben so antwortete er dem Kaiser, als ihn derselbe ersuchte, dem auf seine Empfelung ernannten Cardinal Draskowitz, wegen seiner noch nicht erfolgten Ankunft, Nachsicht zu erzeigen, weil er deßelben bedürfe: er könne dem Kaiser hierinne nicht gefällig seyn; sein Gesez sey unverbrüchlich, und er habe beschloßen, den Cardinal aus Gerechtigkeit abzusezen; ob er ihn gleich aus Gnade so willig erhoben hätte. Unterdeßen fand er doch bald die Ursache seiner Abwesenheit so dringend, daß er auch für ihn seine Verordnung milderte.

Noch am Ende des Jahrs 1585. hatte er acht neue Cardinäle ernannt, darunter zween seiner ehemaligen vertrauten Hausgenoßen waren. Dieser Umstand gab Gelegenheit, daß man ihn zu Rom tadelte, als wenn er mit der Cardinalswürde zu verschwenderisch umgienge: und ein Pfarrer sogar in dieser Stadt erkühnte sich öffentlich zu beweisen, es sey Sünde, wenn der Papst ohne hinlängliche Bewegungsgründe diese Würde ertheilte. Andere hingegen rechtfertigten ihn nicht allein mit dem Adel und den rühmlichen Eigenschaften der beiden Cardinäle; sondern priesen auch die Dankbarkeit, mit welcher er die ihm von ihnen erwieſenen Dienste belohnte; wodurch noch mehrere zu gleicher Treue aufgemuntert würden. Auf gleiche Weise erwies auch Sixtus allen Conclavisten, das heißt, den Sekretären und andern Gehülfen der Cardinäle in demjenigen Conclave, wo man ihn zum Papst erwählt hatte,

hatte, viele Wohlthaten; machte ihnen Geschenke an Geld, ertheilte ihnen Freyheit von Abgaben, allerley Vorzüge, und nähern Zutritt zu ihm. Aber schon im folgenden Jahre entschloß sich Sixtus, abermals acht Cardinäle zu ernennen. Gewöhnlichermaaßen trug er dieses in der Versammlung der Cardinäle vor, legte jedem der von ihm gewählten alles Lob bey, welches er zu verdienen schien; und fragte endlich die Anwesenden um ihre Meinung darüber. Die alten Cardinäle pflegten damals sehr frey über die neuvorgeschlagenen zu urtheilen. Einer derselben, der Cardinal Paleotto, ohnedieß zum Widerspruche sehr geneigt, und nicht im besten Vernehmen mit dem Papste begriffen, antwortete darauf, er wollte nur erinnern, daß er, da die Promotion des vorigen Jahres ihr Collegium und die Congregationen hinlänglich mit Cardinälen versehen hätte, keine Nothwendigkeit sehe, warum wieder neue ernannt werden sollten; eine so überflüßige Menge sey vielmehr der Majestät des Collegium zuwider. Sixtus konnte freye Reden wohl anhören; allein er war auch sehr hitzig im Beantworten derselben. Er fragte also den Paleotto: „Sagen Sie „mir doch, Monsignore, was vor eine Nothwen„digkeit sich in Ihrer Person gefunden habe, als Sie „zum Cardinal gemacht wurden?“ „Allerheiligster „Vater! antwortete der Cardinal, es gehört nicht für „mich, zu untersuchen, wie nothwendig dieses gewe„sen sey; allein so viel ist doch wahr, daß ich dem Hof „schon viele Jahre als bloßer Prälat, nachher als „Auditor der Rota, (das heißt Beisizer im päpstli„chen Appellationsgerichte,) und endlich auf der Kir„chenversammlung zu Trident, gedient hatte.“ Diese Antwort gefiel einigen Cardinälen, wie man an ihrem Kopfnicken merkte. Doch Sixtus verse-

sezte gleich darauf: „Was wollen Sie thun, Mon„signore? Nicht alle können Auditoren der Rota „seyn; es ist auch nicht immer Concilium: und über „die Nothwendigkeit zu urtheilen, gehört für Uns.“ Dadurch brachte er den Paleotto zum Stillschweigen: und alle willigten nunmehr in seinen Vorschlag.

Die Dankbarkeit, wegen welcher Sixtus bey seiner ersten Besezung von Cardinalsstellen gerühmt wurde, zeigte sich auch in den frühern Monathen seiner Regierung noch bey andern Fällen, welche Leti ausführlich beschreibt: desto mehr, sagt dieser Schriftsteller, weil er den Ruf einer übermäßigen Strenge, den er sich zugezogen hatte, auch angenehmere Begriffe von sich entgegen stellen wollte. Er hatte sich, sobald er in seinem Mönchsstande etwas hervorzuragen anfieng, ein Gedächtnißbuch verfertigt, das er immer bey sich trug, und worein er täglich die merkwürdigen Vorfälle seines Lebens, vorzüglich aber die Wohlthaten und Gefälligkeiten aufzeichnete, die er von andern empfangen hatte. Jezt als Papst las er fleißig in diesem Buche, um sich das Gedächtniß aufzufrischen. Unter andern erinnerte er sich mit Hülfe deßelben, eines Advocaten zu Neapel, Caponelli, und seiner Frau Prudentia Fava, welche beide sich, während seines Aufenthalts in dieser Stadt, überaus freundschaftlich gegen ihn betragen hatten; so daß ihr Haus ihm eine Zuflucht wider die Unannehmlichkeiten seines Lebens gewesen war. Seine Verbindung mit ihnen war lange getrennt worden; nunmehr erfuhr er, zu seinem Mißvergnügen, daß beide, ohne Kinder zu hinterlaßen, gestorben wären. Allein er ruhte nicht eher, bis er Anverwandte von ihnen ausfindig

gemacht

gemacht hatte: einen armen Notarius Caponelli, mit einer zahlreichen Familie beladen, und einen Soldaten Fava, der unter den Neapolitanischen Kriegsvölkern in den Niederlanden diente. Vergnügt über diese Entdeckung, sagte Sixtus: „Gott „sey gelobt, der mir das Mittel gegeben hat, mich „gegen die Familie meiner Wohlthäter dankbar zu „beweisen.“ Zuerst also ließ er für den Notarius zu Neapel in deßen Nahmen ein Haus kauffen, das etwas beßer war, als sein Stand es mit sich brachte. Sodann legte er für ihn und seine Erben an einem sichern Orte dreytausend Scudi nieder, wovon er die Zinsen bekommen, und seine drey Töchter damit entweder einst zur Heyrath oder zum Kloster ausstatten könnte. Außerdem schenkte er ihm fünfhundert Scudi, und empfol ihn den Königlichen Staatsbedienten, welche ihn, zu seinem nicht geringen Vortheil, in verschiedenen Geschäften gebrauchten. Endlich ließ der Papst die beiden Söhne des Caponelli nach Rom kommen; schickte sie zur Fortsezung ihres Studierens nach Bologna: und der eine von ihnen, der am Leben blieb, stieg nachher bis zu der Würde eines päpstlichen Gesandten zu Maltha. Was den Fava betrifft, so mußte er sich ebenfals zu Rom einfinden, und wurde — durch einen Sprung, der nur bey den päpstlichen Kriegsvölkern begreiflich ist — zum Obersten des Fußvolks erklärt; auch verschaffte ihm der Papst, damit er den Namen Fava fortpflanzen möchte, zu Neapel eine reiche Heyrath.

Eine andere Schuld der Dankbarkeit, die ihm sein Erinnerungsbuch ins Gedächtniß brachte, trug Sixtus, nicht ohne sich dabey zu beläſtigen, ab: so erzählt es wenigstens Leti, aus dem alle diese Bei-

spiele genommen sind. Als er noch Baccalaureus war, kaufte er sich zu Macerata ein Paar Schuhe; wollte aber dem Schuster einen Giulio, oder Paolo (eine päpstliche Münze, die ohngefähr vier Groschen beträgt,) weniger dafür geben, als derselbe forderte: vielleicht, sagte damals Montalto, kann ich den siebenten künftig einmal bezahlen. Und wenn wäre das? antwortete der Schuster; vielleicht wenn Sie Papst seyn werden? Montalto nahm das an, und versprach alsdann sogar Zinsen zu bezahlen. Lachend also bewilligte ihm der Schuster auf diese Bedingung den abgekürzten Kaufpreis; er aber ermangelte nicht, diesen Vorfall in sein Handbuch einzutragen. Nachdem er ihn als Papst gelesen hatte, erkundigte er sich geschwind, ob der Schuster zu Macerata noch lebe? Da ihm dieses versichert wurde, befahl er dem dortigen Statthalter, denselben, von einem seiner Unterbedienten begleitet, nach Rom zu schicken. Der arme sechs und siebzigjährige Schuster war sehr bestürzt, als er hörte, daß ihn der Papst zu sehen verlangte. Da er vor denselben gebracht und von ihm gefragt wurde, ob er sich seiner und der an ihn verkauften Schuhe noch erinnere, und der Schuster von einer Begebenheit, die vor vierzig Jahren sich zugetragen hatte, nichts mehr wußte, erklärte ihm Sixtus alles, und sezte hinzu: Wir sind dein Schuldner, und wollen dich jezt mit den Zinsen bezahlen. Darauf ließ er seinen Haushofmeister rufen, und trug ihm auf, auszurechnen, wie viel Zinsen ein Giulio in so vielen Jahren trüge; den Betrag aber davon nebst dem Giulio selbst, dem Schuster zuzustellen, den er zugleich in Gnaden entließ. Der Haushofmeister machte seine Rechnung, und gab dem Schuster ohngefähr drey Giuli, mit welchen er sich wieder

auf

auf den Weg machen sollte. Erstaunt, aber auch ärgerlich über diese Begegnung, sagte der Schuster im Herausgehen aus dem päpstlichen Palaste, zu allen, die von ihm wißen wollten, wozu ihn der Papst nach Rom berufen hätte? unter Murren und Klagen über den Aufwand seiner Reise: „um „mir drey Giuli geben zu laßen.“ Der Papst, der ihm seine Aufpaßer nachgeschickt hatte, vergnügte sich sehr an den Reden des Schusters. Indem aber dieser halb verzweifelnd zurückreisen wollte, bekam er Befehl, sich noch einmal vor den Papst zu stellen. Hier wurde er gefragt, ob er einen Sohn hätte. Es traf sich, daß er einen im Orden der Serviten hatte, deßen Aufführung rühmlich war; diesen ließ Sixtus sogleich nach Rom kommen, ertheilte ihm ein beträchtliches Bißthum im Neapolitanischen, und sagte darauf zum Vater: „Nun rechnet aus, „wie hoch sich die Zinsen eures Giulio belaufen, „den ihr mir dazu überlaßen habt!“

Wichtigere Umstände trafen bey einem Prior des Augustiner-Ordens, dem P. Saluti, zusammen, dem Sixtus ebenfals auf eine unerwartete Weise seine Dankbarkeit bezeigte. Dieser hatte ihn, auf einer flüchtigen Reise, vor mehr als zwanzig Jahren, in seinem kleinen Kloster sehr wohl aufgenommen, und ihm sogar auf seine Bitte, beym Abschiede vier Scudi geborgt. Der damalige Montalto stellte zwar dafür eine schriftliche Verschreibung, aber unter einem falschen Nahmen, und mit verstellten Schriftzügen, aus: vermuthlich, weil er nicht hoffte, sobald bezahlen zu können. Vergebens also fragte Saluti seitdem überall nach dem Franciscaner, seinem Schuldner; der in der Verschreibung ausgedruckte Nahme war in diesem Orden

ganz unbekannt. Gegen die Zeit, da Sixtus Papst geworden war, fand sich Saluti in einen heftigen Streit mit einem benachbarten Bischof verwickelt, der ihn durch seine Briefe zu Rom möglichst anzuschwärzen suchte. Unter diesen Umständen erhielt der General seines Ordens von dem Papste Befehl, ihn nach Rom kommen zu laßen: und da dieser sein Vorgesezter nicht zweifelte, es geschehe, um ihn zu bestrafen, so ließ er ihn, als einen Gefangenen, von vier Ordensbrüdern begleitet, hinbringen. Der Bischof, sein Gegner, frohlockte schon darüber, daß dieser Mönch durch seine Züchtigung lernen würde, wie er Prälaten begegnen müße: und Saluti selbst, der alles befürchtete, hätte gern den Bischof vor seiner Abreise um Verzeihung gebeten, wenn ihm Zeit dazu gelaßen worden wäre. Zitternd erschien er endlich vor dem Papste, bey dem er stotternd zu versichern anfieng, daß er ganz unschuldig an dem sey, was ihm der Bischof vorwerfe. Der Papst, der von diesem Streite nichts wußte, gab ihm zur Antwort, er habe freylich unrecht gethan, daß er einen so verdienten Prälaten geringschäzig behandelt hätte; allein jezt sey nicht davon, sondern von der Anklage die Rede, daß er das Vermögen seines Klosters durchgebracht habe; darüber verlange der Papst Rechenschaft, und erwarte zuerst sein eigenes Geständniß. Saluti faßte bey diesen Worten so viel Muth, daß er sich erklärte, er sey bereit, jede Strafe auszustehen, wenn jene Beschuldigung erwiesen würde. „Denken Sie wohl, was Sie sprechen! sagte der Papst; Wir haben hinlängliche Beweise, Sie zu überzeugen. Ist es nicht wahr, daß Sie als Prior im Jahr 1564. einem durchreisenden Mönche von Unserm Orden vier Scudi gegeben haben?“ Es ist wahr, antwortete

Sa-

Saluti: und ich würde ihm noch mehr gegeben haben, wenn er es begehrt hätte, weil er mir ein tugendhafter Pater zu seyn schien, der einer solchen Dienstleistung würdig wäre; nachher aber kam ein Betrüger heraus: denn er hatte mir eine Verschreibung unter einem andern Nahmen hinterlaßen, der sich nirgends fand. Sixtus, der über diese Worte nicht wenig lachen mußte, versezte darauf: „Nun gut! forschen Sie weiter nicht nach ihm, weil Sie ihn nicht finden würden; allein er erkennt seine Schuld, und hat Uns aufgetragen, sie zu bezahlen: Sie sind es doch zufrieden, daß Wir an Statt seiner Ihr Schuldner werden?“ Auf einmal merkte Saluti, daß jener Franciscaner und der Papst einerley Person wären; halb erfreuete es ihn; aber halb war er auch, wegen seiner kühnen Ausdrücke, darüber bestürzt. Doch der Papst zog ihn bald aus dieser Verlegenheit. Er versicherte ihm seine Dankbarkeit für die ehemalige freundschaftliche Aufnahme; empfol ihn dem Cardinal Montalto, der ihn eine Zeitlang in seinem Palaste bewirthen mußte; unterredete sich öfters mit ihm, und gab ihm endlich, weil er merkte, daß Saluti seinen Orden gern verlaßen wollte, ein ansehnliches Bißthum. Dieses veranlaßte den Pasquino, zu sagen: „Ein Biß„thum gilt nicht mehr als vier Scudi.“

Mit dieser nachdrücklichen Erinnerung an empfangene Wohlthaten, wovon Sixtus noch viele andere Beispiele sehen ließ, verband er eine eben so rühmliche Vergeßenheit des Unrechts, das er ehemals erlitten hatte. Wenn er daher Cardinäle und andere Großen ermahnte, Beleidigungen zu verzeihen: so stellte er ihnen sein Betragen zum Muster vor: „ich müßte, sagte er, den ganzen Franciscaner-Or-

den zerstören, wenn ich alles rächen wollte, was ich unter den Mönchen erduldet habe." Hingegen wollte er auch, daß seine Gnadenbezeigungen ganz frey seyn, ihm nicht gleichsam abgedrungen werden sollten. Die Jesuiten hatten unter der Regierung seines Vorgängers sehr viel zu sagen gehabt; sie wünschten eifrig, auch auf ihn einigen Einfluß zu erlangen. Besonders arbeiteten sie durch den Cardinal **Montalto**, dem sie allerhand Ehrenbezeigungen erwiesen, daran, daß der Papst einen aus ihrem Orden zum Beichtvater erwählen möchte. Allein dieser erklärte sich frey heraus, „es wäre beßer für „die Kirche, wenn die Jesuiten dem Papste, als wenn „er ihnen beichtete." Eines Tages baten sie ihn, in ihrem **Gregorianischen Collegium** Meße zu lesen; führten ihn, nachdem dieses geschehen war, in ihr Kloster, und ließen durch ihre Schüler einige Verse hersagen, in denen, (für ihn zur Nachahmung,) die Wohlthaten gerühmt wurden, die ihnen **Gregor der dreyzehnte** erwiesen hatte. Sixtus sagte am Ende zu ihnen: „Ihr Patres glaubt, „Wir sind **Gregorius**; und Wir sind doch Sixtus; Wir versprechen euch jedoch, daß Wir gegen „euch immer ein guter **Sixtus**, nicht ein weiland „schlechter **Gregorius** seyn wollen." Ein anderesmal zeigten sie ihm, bey einer gewißen Feyerlichkeit, ihre netten Säle und andere Einrichtungen. Der Papst gestand, daß er lieber ihre Geldcaße sehen möchte, und da der Rector zur Antwort gab, sie wären noch nicht so arm gewesen, als eben jezt, versezte er darauf: „So lange ihr arm seyd, so seyd ihr „wahre Religiosen; wenn ihr aber reich werdet, so „seyd ihr schlechte Geistliche; kurz, eure Armuth ist „der Kirche sehr vortheilhaft, und euer Reichthum „den Päpsten sehr schädlich." Die Jesuiten konnten

ten dieſe viel bedeutenden Worte niemals vergeßen. Im Grunde war er ihrem Orden geneigt; bediente ſich ihrer bey vielen Gelegenheiten, ſonderlich zu Kundſchaftern, und ſagte nicht ſelten: „die Jeſuiten „ſind der nothwendigſte Orden für die Kirche; Wir „lieben ſie auch; wenn ſie nur nichts von Uns ver„langen.“

In ſeinen Händen ſchien freylich das Geld mehr zum öffentlichen Nutzen, und zu Ehrenvollen Denkmälern ſeiner Regierung bereit zu liegen. Unter andern wandte er es freygebig zur Verſchönerung ſeiner Hauptſtadt an, und ſorgte dabey nicht blos für das Vergnügen; ſondern auch für Bequemlichkeit und würkliche Vortheile. Er legte zu Rom ſechs überaus ſchöne neue Straßen an, die durchaus nothwendig geworden waren; größtentheils zu ſeinem immer mehr ausgeſchmückten Weinberge und Landhauſe führten; vornehmlich aber den Beſuch der Hauptkirchen erleichtern ſollten; ließ viele andere ausbeßern und pflaſtern, und bot denen, welche ſich daſelbſt anbauen würden, mancherley Freyheiten und Vorrechte an. Die dreyzehn Viertel der Stadt vermehrte er mit einem neuen; ſezte auch an Statt der zween Straßenaufſeher vierzehn, welche auf die Reinigkeit derſelben genau bedacht ſeyn ſollten. Schon da er von der Lateraniſchen Kirche feyerlichen Beſiz nahm, (wie jeder neue Papſt zu thun pflegt,) fand er es unſchicklich, daß man bey derſelben, der Mutter aller Kirchen, weil ſie vor die älteſte unter allen noch vorhandenen gehalten wird, keinen Palaſt zur Wohnung der Päpſte errichtet hätte. Er ließ auch gleich einen ſehr prächtigen daſelbſt bauen, wozu der berühmte Baumeiſter, Domenico Fontana, den Riß gemacht hatte, und be-

bewohnte ihn, so oft er in der gedachten Kirche gottesdienstliche Handlungen zu verrichten hatte; oder eine Versammlung der Cardinäle darinne hielt, welche alle ihre Zimmer daselbst fanden. In diesem Palaste wollte er den Kaiser aufnehmen, wenn er denselben überreden konnte, sich von ihm krönen zu laßen; er ist aber von seinen Nachfolgern ziemlich vernachläßigt worden. Er erweiterte den Palast von Monte Cavallo; besonders aber den Vaticanischen, den gewöhnlichen Aufenthalt der Päpste, und machte ihn noch mehr zu der größten und herrlichsten unter allen fürstlichen Wohnungen. Ein neuer Palast von der anmuthigsten Aussicht stieg neben demselben empor; und die bewundernswürdige Treppe, die aus demselben in die daneben liegende Peterskirche leitet, ist auch sein Werk.

Rom hatte längst durch seine vielen ausgestandenen Verwüstungen, jene vortrefflichen Waßerleitungen eingebüßt, die zu den Zeiten der alten Römer, eben so sehr gesunde Luft, als Vorrath an frischem Waßer hervorbrachten. Noch sah man zur Zeit des Sixtus einige Trümmern davon; insonderheit die majestätischen Bogen von einer der berühmtesten derselben (Aqua Claudia.) Um diesem Mangel, der sich vorzüglich auf Monte Cavallo, dem alten Quirinalischen Berge, zum Nachtheil der Bewohnung und Wäßerung zeigte, abzuhelfen, ließ Sixtus so viele Nachforschungen anstellen, bis eine reichliche Quelle, ohngefähr zwanzig italiänische Meilen von Rom, bey dem alten Fluße Agro Colonna entdeckt wurde, die zu seiner Absicht dienlich war. Er reiste selbst dahin; kaufte den Ort seinem Herrn aus dem Hause Colonna für fünf und zwanzig tausend Scudi ab; ließ verschiedene andere Quellen damit

mit vereinigen, vornemlich einen Ausfluß der alten AquaMartia, die so reines und kaltes Waßer enthielt; und sogleich im Jahr 1585. mußten zwey, bisweilen auch drey bis viertausend Menschen an dieser Unternehmung arbeiten. Die Römer, welche an große und schwere Werke bisher nicht gewohnt waren, glaubten, daß mehrere päpstliche Regierungen verstreichen würden, bevor dieses vollendet werden könnte. Aber ohngeachtet der großen Schwierigkeiten und Kosten, die sich dabey fanden, kam es schon im Jahr 1588. mit einer Pracht, die des Stifters würdig war, dreyzehn Meilen in unterirdischen Canälen, und sieben über Bogen fortgeführt, zu Stande. In der Aufschrift, welche Sixtus auf den nächsten Bogen vor Rom sezen ließ, sagte er, daß er diese Waßerleitung auf seine Kosten gebauet habe. Diese Worte hatten die ihm rühmliche Bedeutung, daß er das dazu erforderliche Geld, (ohngefähr dreymal hundert tausend goldne Scudi,) von dem zu seiner eigenen Hofhaltung bestimmten genommen, und sich dafür manche Bequemlichkeiten versagt hatte. Aus dieser herrlichen Waßerleitung, die er nach seinem alten Nahmen Aqua Felice nannte, und bis auf Monte Cavallo brachte, bildete er den nicht weniger schönen Springbrunnen auf dem Plaze St. Susanna, mit Bildhauerarbeiten geziert, aus welchem das Waßer durch drey marmorne Gefäße in viele Gegenden der Stadt vertheilt wurde.

Einen Vortheil aber, den die Päpste vor allen übrigen Regenten voraus haben, wenn sie ihre Hauptstadt zu verschönern suchen, ließ Sixtus am wenigsten unbenüzt. Rom besizt noch so viele treffliche Denkmäler des Alterthums, wird selbst in den ver-

verstümmelten Ueberbleibsalen derselben noch so sehr bewundert, daß es nur nöthig ist, die vorhandenen oder von Zeit zu Zeit neuentdeckten in ein öffentliches Licht zu stellen, um die Stadt glänzender zu machen. Unzählige derselben, und vielleicht die kostbarsten, liegen noch mit hoch aufgethürmten Schutte und Erdreiche begraben; auch manche der hervorragenden Werke der Baukunst und Bildhauerkunst erfordern noch Aufwand und Mühe genug, um zur Ehre der Kunst betrachtet werden zu können. Unter den Zierden des alten Roms waren auch zwey und vierzig ägyptische Spitzsäulen oder Obelisken, mit Hieroglyphen, einer Art von Bilderschrift, angefüllt, welche man aus jenem lande mit ungeheuern Kosten in die Hauptstadt versezt hatte. Allein bey den mehrmaligen Verwüstungen Roms, hatten sie fast alle das Schicksal, umgestürzt, zum Theil beschädigt und zerbrochen, auch durch Erde und Trümmern verdeckt zu werden. Eine derselben stand zwar noch aufrecht hinter der Sakristey der Peterskirche, und der größte Theil des Schaftes war daran frey; aber das Gestelle lag ganz unter einem Steinhaufen. Obgleich verschiedene Päpste bereits Willens gewesen waren, sie an einen Ort bringen zu laßen, wo sie beßer in die Augen fiele; so hatten doch die gewaltigen Kosten der Versezung, und die Furcht, sie zu zerbrechen, selbst die geschicktesten Künstler davon abgeschröckt. Der bloße Schaft dieser aus ägyptischen Granit oder gewachsenen Stein zusammengesezter Spitzsäule, wog ohngefähr neunmal hundert und zwey und neunzig tausend Pfund. Als daher Sixtus seinen Vorsaz, sie auf den großen Platz vor der Peterskirche sezen zu laßen, bekannt machte, tadelten viele seine Verwegenheit; manche widerriethen ihm solches in schriftlichen Aufsäzen, und

und ein Cardinal sagte recht freundschaftlich zu ihm: „Eure Heiligkeit mögen ja die Sache recht wohl überlegen! denn Sie sind im Begriff viel Geld zu verschwenden, und die Ehre Ihrer Regierung zu beflecken.“ Was den Papst noch unschlüßiger machen konnte, war die Uneinigkeit von ohngefähr fünfhundert Baumeistern, welche sich auf den Ruf dieser Unternehmung, aus allen Gegenden Italiens zu Rom eingefunden hatten, und sehr weit in den Maaßregeln, die man für dieselbe nehmen müße, von einander abwichen. Einen derselben, den der Großherzog von Toscana abgeschickt hatte, fragte der Papst, wie viel Zeit er dazu brauchte, und bekam zur Antwort, bloß die dazu nöthigen Maschinen zu verfertigen, wäre ein ganzes Jahr nöthig. „Ein Jahr? rief der Papst aus; gehen Sie nur, gehen Sie! Sie sind nicht für Uns!“ Desto zufriedener war er mit den Vorschlägen des Fontana, dem er auch die ganze Ausführung übertrug. Dieser vortreffliche Baumeister schloß den Obeliscus, um ihn unbeschädigt zu erhalten, völlig in eine besondere errichtete Maschine ein; eine Menge von Hebzeugen mit eisernen Rollen und mit Stricken versehen, wurde mit derselben verbunden; achthundert Menschen, nebst hundert und vierzig Pferden waren nöthig, um die ungeheure Last fortzuziehen. Fontana selbst saß in der Höhe, um von allen gesehen zu werden; und gab mit einer Trompete das Zeichen zu den Bewegungen, die von allen zu gleicher Zeit vorgenommen werden mußten. Einem Erdbeben und Donnerwetter war das Erschüttern und Krachen gleich, welches die Fortschritte des Obeliscus und der ihm umgebenen Maschinen hervorbrachten; aber alles wurde auf das glücklichste vollendet. Am lezten April des Jahrs 1586. fieng man an, ihn mit seinem

nem Fußgestelle aus der Erde zu heben; in den drey Sommermonathen ruhten die Arbeiter wegen der unerträglichen Sonnenhitze; endlich wurde der Obeliskus am zehnten September durch zwey und funfzig Bewegungen an dem bestimmten Orte in die Höhe gerichtet. Auch darinne zeigte sich die Kunst bewundernswerth, daß er nicht unmittelbar auf das Fußgestelle zu stehen kam: sondern auf dem Rücken von vier über demselben liegenden Löwen aus vergoldetem Metall, ohne eine weitere Zusammenfügung, bloß durch seine Schwere und sein Gleichgewicht, ruhte. Auf die oberste etwas spitzig zusammenlaufende Fläche des Obeliscus ließ Sixtus ein metallenes und vergoldetes Kreuz, sieben Fuß hoch, sezen: und da in daßelbe ein Stückchen von dem vorgeblichen Kreuzesholze Christi gebracht worden war, so ertheilte er allen denen, welche im Vorbeygehen ein Vater Unser und ein Ave Maria sprechen, auch für die Wohlfahrt der heiligen Kirche und des Papstes beten würden, auf zehn Jahre und zehnmal vierzig Tage Ablaß. Er sah daher bald aus den Fenstern seines Vaticanischen Palastes, viele Menschen täglich um diese Spizsäule herum knieen und beten. Die Aufschriften, welche er an die vier Seiten des Fußgestelles von seiner eigenen Erfindung sezen ließ, zeigen an, daß er diesen ehemals den Kaisern Augustus und Tiberius gewidmeten Obeliscus nunmehr dem heiligen Kreuze geweiht habe.

In eben diesem Jahr 1586. vollendete auch Sixtus das ungemein große Spital, welches er längs der Tiber, am Ponte Sisto, (einer von dem Papste Sixtus dem vierten angelegten Brücke,) zu bauen angefangen hatte. Die unbeschreibliche Menge der Bettler zu Rom, die selbst den öffentlichen

chen Gottesdienst in den Kirchen durch ihren Ungestüm störten, bewog ihn hauptsächlich zu dieser Stiftung. Mehrere Päpste waren schon damit umgegangen; sie gelang ihnen aber nicht, weil sie keine bleibende Geldsumme zur Unterhaltung des Spitals festsezten. Sixtus nahm dazu einen ansehnlichen Theil seiner eigenen Einkünfte; errichtete eigentlich zwey Gebäude darinne, zur Trennung der Armen beiderley Geschlechts, und sorgte auch dafür, daß die starken Bettler zur Arbeit angehalten würden. Er befohl überdies, daß alle Pilgrimme, die nach Rom kämen, drey Tage lang in demselben frey unterhalten werden sollten. Zu den beständigen Einkünften dieses Hauses machte er jährlich neuntausend Scudi aus. Nicht nur gegen zweytausend Arme konnten darinne Platz finden; sondern auch der Oberaufseher und die Diener des Spitals. Allein, nachdem viele andächtige Personen denselben große Vermächtniße hinterlaßen haben, ist auch die Anzahl seiner Bewohner gestiegen. Die Absicht des Papstes, daß es keine Bettler in Rom geben sollte, ist übrigens dadurch nicht erreicht worden. Seine Nachfolger sind nicht streng genug gegen dieselben gewesen: und überhaupt wird das Betteln in dieser Hauptstadt, vielleicht mehr als in irgend einer andern Stadt, durch so viele Stiftungen und Austheilungen von Almosen, auch durch das andächtige Herumstreichen in den überaus zahlreichen Kirchen, und durch einen gewißen angebohrnen Hang der Römer zum Müßiggange, begünstigt.

Als Cardinal hatte Sixtus noch den Grund zu einer Kapelle gelegt, welche der heiligen Krippe Christi geweiht seyn sollte: zwar in der Kirche S. Maria Maggiore angelegt; die aber nun an

Größe und Schönheit einer besondern Kirche ähnlich wurde. Gemählde, Bildsäulen, und halb erhabene Arbeiten von den trefflichsten Künstlern, wechselten darinne mit einander ab; so wie das Ganze ein Werk des Fontana war. Zur rechten Hand in derselben sollten die Gebeine seines Wohlthäters und Freundes, des Papstes Pius des fünften, unter einem prächtigen Grabmal, ruhen, die er auch bald darauf, in einem feyerlichen Zuge aller Geistlichen und Großen, dahin versezen ließ; zur linken Hand aber bestimmte er sich seinen eigenen Ruheplatz nach dem Tode, unter Abbildungen seiner vornehmsten Handlungen. Unter andern ließ er auch zwo kleine unterirdische Kapellen darinne bauen, in deren einer er den Körper des berühmten Kirchenlehrers Hieronymus beysezen laßen wollte, wenn sich derselbe gefunden haben sollte, weil er nach einer alten Sage sich würklich in dieser Kirche befand. Die Pracht und die Kunstliebe des Papstes, seine Frömmigkeit und Dankbarkeit, aber auch seine Ruhmbegierde, blickten alle aus diesem Denkmal heraus.

Indeßen starb im März des Jahrs 1587. sein Nuncius in Frankreich, Mirto Frangipani. Sogleich ernannte er den Bischof von Brescia, Johann Franz Morosini, der schon im Nahmen der Republik Venedig, deren gebohrner Unterthan er war, ihre Staatsgeschäfte in Frankreich besorgt hatte, zum Nachfolger deßelben. Er empfol ihm, vornehmlich darauf zu sehen, daß der König von allen, besonders auch von den Fürsten der Ligue, Ehrerbietung und Gehorsam erhalte; daß derselbe hingegen die Protestanten nicht beschüze; daß ihm kein Ketzer auf dem Throne nachfolge; daß die Franzöſi-

zösischen Prälaten sich, zu Folge der von dem Papste herausgegebenen Bulle, fleißig zu Rom einfinden möchten; daß die Schlüße der Tridentinischen Kirchenversammlung in Frankreich völlig angenommen würden; und daß er die Person eines allgemeinen Vaters vorstellen, nicht von einer Parthey sich gewinnen laßen sollte, diejenige ausgenommen, welche am eifrigsten für die Religion gesinnt wäre. Dieser neue Gesandte wurde zwar von dem französischen Hofe sehr wohl aufgenommen; allein der erste Antrag, den ihm sowohl die Königinn Mutter, als der König selbst thaten, war wiederum dieser, daß ihm der Papst eine Summe Geldes zur Führung des Kriegs überschicken möchte. Doch der Gesandte antwortete, wie der Papst schon ehemals sich gegen diesen Fürsten erklärt hatte, er werde nicht anders Geld hergeben, als wenn er versichert wäre, daß es nicht zum Schaden des Reichs und der Religion dienen werde. Um die abschlägliche Antwort zu versüßen, sezte Morosini hinzu, Soldaten sey der Papst eher geneigt ihm zu schicken: sogar bis auf fünf und zwanzig tausend Mann Fußvolk, und drey bis viertausend Reiter. Vermuthlich ein Anbieten, das zu einer Zeit, da die päpstlichen Einkünfte fast um die Hälfte vermindert waren, bey der Erfüllung sehr große Schwierigkeiten gefunden haben würde. Als der König darauf bestand, daß er Geld beßer gebrauchen könnte, sagte ihm der Gesandte frey heraus, er werde bey der großen Gefahr seines Reichs wohl thun, sich mit den Herren des Hauses Guise zu vereinigen; wenn er aufrichtig dazu geneigt wäre, so gebe ihm der Papst die Versicherung, daß sie ihm auch als ihrem Könige gehorchen würden. Heinrich der dritte glaubte dieses nicht, wie man leicht erachten kann. Dennoch hätte Sixtus bei-

nahe, durch die Vorstellungen des Marschalls von Retz an den Nuncius bewogen, dem Herzoge von Urbino Befehl gegeben, dem Könige mit den versprochenen Kriegsvölkern und einigem Gelde zur Hülfe zu ziehen, wenn nicht die Günstlinge des Königs durch ihre Rathschläge es hintertrieben hätten.

Ueberhaupt wich der König fast jedem Begehren des Papstes unter einem gewißen Vorwande aus. Der Gesandte deßelben drang besonders darauf, daß die französischen Bischöfe, ihrem Eide gemäß, Rom besuchen sollten; der König selbst, sagte er, werde davon den Vortheil haben, daß seine Unterthanen durch ihre geistlichen Vorsteher, die der Papst unterrichtet hätte, gebeßert würden. Allein der König verlangte Zeit, es zu überlegen, weil ohnedem die vom Papste gesezte Frist noch lange nicht verfloßen wäre. Sixtus ließ ihn weiter ersuchen, einen katholischen Engländer, der an einer Verschwörung wider das Leben der Königinn Elisabeth Antheil genommen hatte, und auf ihr Verlangen zu Paris gefangen genommen worden war, loßzulaßen. Der König, der geradezu hätte antworten können, daß ein Fürst dem andern es schuldig sey, ihr Leben nicht durch die Befreyung entschloßener Meuchelmörder in Gefahr zu setzen, versicherte vielmehr, er brenne vor Begierde, Seiner Heiligkeit einen Gefallen zu erweisen; da es aber eine Frau betreffe, welche unfähig sey, Gründe anzunehmen, so könne er nicht sogleich willfahren: und ein so weiser Papst werde es ihm also nicht übel auslegen. In einer andern Angelegenheit bezeigte sich der König gefälliger; begehrte aber auch, der Papst möchte dem eifrigen Anhänger der Ligue, dem Cardinal Pelleve, wegen seiner Schmähsucht die nöthigen Erinnerungen geben;

ben; oder die Beleidigungen deßelben selbst auf sich nehmen. Sixtus ließ sogar dem Könige wegen seiner ausschweifenden Verschwendung zum Besten seiner Lieblinge, und mitten unter seinen stärksten Bedürfnißen, während seiner Geldforderungen an den Papst selbst, mit guter Art Vorstellungen thun. Darauf sagte Heinrich, es sey ihm sehr angenehm, daß der Nuncius sich so offen gegen ihn betrage; er werde auch den Zustand seiner Unterthanen erleichtern, wenn er erst seine Feinde besiegt hätte; übrigens wären dieses Lästerungen derselben, wider welche seine Handlungen bey dem Papste zeugen könnten. Er meinte seine häufigen Uebungen einer strengen Andacht; allein, der Papst hielt immer noch davor, daß der König an Statt derselben, die wichtigen Regierungsgeschäfte fleißiger betreiben sollte.

Ein Fürst von ungleich höhern Gaben, den Sixtus überaus hoch schäzte, und sich die größten Erwartungen von ihm machte, Stephan Bathori, König von Pohlen, war eben um diese Zeit, gegen das Ende des Jahrs 1586, verstorben. In der frühern Geschichte des Papstes hat man bereits gesehen, welchen Antheil sein Vorgänger, auf seinen Rath, an den Pohlnischen und Rußischen Angelegenheiten, als Friedensmittler, genommen habe. Allein der Friede, welchen Stephan mit dem Großfürsten Iwan geschloßen hatte, fieng nach dem Tode des leztern im Jahr 1584. gleich an zu wanken. Der König hielt ihn nur vor einen persönlichen Frieden, der beide Reiche nicht verbindlich gemacht hätte; und da der neue Großfürst Feodor (oder Theodor) die Rußischen Ansprüche auf Liefland erneuerte: so wurde auch Stephan desto geneigter, die Waffen

wieder zu ergreiffen; besonders da ihn die damalige Schwäche Rußlands ansehnliche Eroberungen hoffen ließ. Er schickte daher seinen Brudersſohn, den Cardinal **Andreas Bathori**, mit dem Jeſuiten **Poßevino**, ehemaligen päpſtlichen Geſandten zu jener Friedensſtiftung, der ſich zu leicht geſchmeichelt hatte, die Rußiſche Kirche dem Papſte unterwerfen zu können, nach **Rom**, um ſich, wenn der Papſt ſeine Abſichten billigte, eine Geldhülfe zu verſchaffen. **Sixtus** hatte zwar noch im Jahr 1585. an den Großfürſten **Feodor** geſchrieben, um ihn zur Vereinigung mit der Römiſchen Kirche einzuladen; aber er verſprach ſich allem Anſehen nach ſelbſt nicht viel von dieſem Schritte. Deſto mehr reizte ihn der große Entwurf, den ihm **Stephans** Geſinnungen als ausführbar vorſtellten. Durch einen ſo vortrefflichen Feldherrn, als dieſer König war, konnte vielleicht das Rußiſche Reich überwältigt, und mit dem Pohlniſchen vereinigt werden; daraus entſtand eine Macht, welche der ſo furchtbaren Türkiſchen völlig gewachſen war: und eine natürliche Folge davon ſchien auch dieſe zu ſeyn, daß alsdenn viele Fürſten und Nationen, die jezt zur getrennten griechiſchen Kirche gehörten, in den Schooß der Römiſchen zurückgeführt wurden. Bey ſolchen Ausſichten bedachte ſich der Papſt nicht, dem Könige alle Unterſtüzung zuzuſagen, die in ſeiner Gewalt ſtünde. Schon beſtimmte er den berühmten Feldherrn **Alexander Farneſe** dazu, daß er, mit Einwilligung des Königs von Spanien, ein auf päpſtliche Koſten zuſammengebrachtes Kriegsheer dem Könige **Stephan** zuführen ſollte. Man erzählt auch glaubwürdig genug, daß **Sixtus** dieſen Fürſten vorläufig auf jeden Monath fünf und zwanzigtauſend **Scudi** zum Kriege verſprochen habe. Doch

alle

alle diese Anstalten vereitelte Stephans Todt zu ungemeinem Bedauren des Papstes.

Ueber die Wiederbesezuug ihres Throns theilten sich jezt die Pohlen hauptsächlich in zwo Partheyen. Die eine erklärte sich für den Erzherzog Maximilian, Bruder des Kaisers; die andere für den Prinzen Siegmund, Sohn des Königs Johann von Schweden; der ihn in der Römischkatholischen Religion hatte erziehen laßen. Nichts wünschte Sixtus mehr, als daß ein Prinz, der diesem Glauben aufrichtig zugethan wäre, gewählt werden möchte; allein die beiden Mitbewerber sezten ihn in einige Verlegenheit. Er war ihnen gleich günstig; wollte daher keinen vor dem andern empfelen, und verweigerte auch den Erzherzog einen Beistand an Gelde, um den ihn derselbe bat. Hingegen befohl er seinen noch beym Leben Stephans nach Pohlen bestimmten Gesandten, Annibal von Capua, Erzbischof von Neapel, seine Reise dahin zu beschleunigen. Dieser Prälat, der etwas lange Zurüstungen dazu machte, entschuldigte sich damit vergebens bey dem an schnellen Dienst gewohnten Papste, daß er mit einem gewißen Wohlstande in Pohlen erscheinen müße. „Also, gab Sixtus zur Antwort, „besteht der Wohlstand in äußerlicher Artigkeit; nicht in der Stärke der Handlungen!“ Man glaubt auch, daß er dem Erzbischof wegen dieser Langsamkeit niemals den Cardinalshut habe ertheilen wollen; obgleich das Haus Oesterreich sehr für denselben sprach. Zufriedner war er mit dem Cardinal Aldobrandino, den er noch besonders zu seinem Legaten bey der Pohlnischen Königswahl ernannte. So streitig unterdeßen diese ausfiel; so wurde sie gleichwohl noch im Jahr 1587. für Sieg-

munden entschieden, nachdem der Erzherzog bey seinem Angriffe auf Cracau zurückgeschlagen worden war. Nach der Erzählung des Leti hatte Sixtus seinem Nuncius in Pohlen aufgetragen, für den Erzherzog zwar mit allen Kräften, aber doch nur insgeheim, zu arbeiten, damit der heilige Stuhl nicht zu tief in die Sache verwickelt würde, welche mißlingen könnte; und wenn er dieses merkte, sich auf die andere Seite zu wenden. Er wies auch dem Erzherzoge zweytausend Dukaten bey dem Bischof von Neiß in Schlesien an, und versprach ihm noch mehr Geld zu übermachen. Daß ein Fürst aus dem Hause Oesterreich auf den Pohlnischen Thron gelangte, schickte sich allerdings zu den großen Entwürfen des Papstes am besten, wenn gleich auch Siegmund durch die Vereinigung der Königreiche Schweden und Pohlen, besonders als künftiger Römischkatholischer König einer von dem Papste abgefallenen Nation, nicht geringe Hoffnungen erweckte.

Aber für England und Schottland fielen alle Erwartungen dieser Art, welche sich der Papst bisher etwan machen konnte, mit der Hinrichtung der Königinn Maria von Schottland, welche im Februar des Jahrs 1587. auf Befehl der Königinn von England, Elisabeth, vollzogen wurde, mehr als jemals weg. Diese zwar unglückliche und bedauernswerthe, allein von manchen groben Vergehungen nicht freye Fürstinn, war schon gegen den Ausgang des Jahrs 1586. nach einer fast zwanzigjährigen Gefangenschaft in England, zum Tode verurtheilt worden. Die meisten Römischkatholischen in und außerhalb England, sahen sie bloß als eine Märtyrerinn für ihre Religion an; doch hatte diese nur insofern Einfluß auf ihr trauriges Schicksal, weil

weil viele aus Eifer für dieselbe, Verschwörungen wider die Regierung und das Leben der Elisabeth stifteten, um die gefangene Königinn, und mit ihr den Glauben der Römischen Kirche, wieder auf beiden Thronen Britanniens befestigen zu können. Als Maria um die gedachte Zeit ihren bevorstehenden Todt vor Augen sah, meldete sie dieses dem Papste in einem langen und rührenden Schreiben. Sie bezeugte darinne ausführlich ihre treue Anhänglichkeit an die Römischkatholische Kirche, und an den Päpstlichen Stuhl; versicherte, daß nichts anders als die Unterdrückung des ketzerischen Glaubens, welche ihr und ihren Freunden und Bundsgenoßen Schuld gegeben würde, ihren Todt verursache; bat den Papst für ihre Seele; und für die Seelen derer, welche aus einem ähnlichen Grunde umkommen würden, Gebete anstellen zu laßen: legte ihre Beichte vor ihm ab: ersuchte ihn, in Verbindung mit dem Könige von Spanien, für die Bekehrung ihres in der Ketzerey erzogenen Sohns, und überhaupt der Einwohner von Britannien zu sorgen; überließ auch ihnen beiden, wenn ihr Sohn hartnäckig außer der Kirche verbleiben sollte, alles ihr Recht an die zwey Reiche. Noch warnete sie den Papst vor einigen seiner Hofleute, und sogar Cardinälen, die von dem Englischen Hofe bestochen wären: und in der That hatte Sixtus gleich beym Anfange seiner Regierung in schriftlichen Nachrichten von seinem Vorgänger her, eine Bestätigung dieses geheimen Verständnißes, aber nur im Allgemeinen, angetroffen.

Um diese Königinn, wenn es noch möglich wäre, zu retten, betrieb Sixtus die Absendung eines außerordentlichen Gesandten des Königs von Frankreich nach England; ließ auch, nach dem Verlan-

langen der Cardinäle von der französischen Parthey, in allen Kirchen Roms Gebete um den glücklichen Ausgang dieses Vergleichs halten. Man sagt zwar, daß er sich von dem Erfolge nichts versprochen habe; indem die Fürsten, nach seinem Ausdrucke, große Ungerechtigkeiten nicht deswegen anfiengen, um auf das Wort eines bloßen Staatsbedienten davon abzustehen. Auch soll er gegen seinen Vetter, den Cardinal gesagt haben: „Wir wißen nicht, was die Königinn Elisabeth mit der Königinn Maria vornehmen wird; aber Wir wißen wohl, was Wir thun würden, wenn wir einen gefangenen König in Unsern Händen hätten.“ Unterdeßen schrieb doch Sixtus ausdrücklich an den französischen Gesandten Bellievre, und zeigte ihm einige Gründe an, deren er sich besonders bey der Elisabeth bedienen möchte. Darunter waren auch folgende: die Hinrichtung der Maria würde allen Fürsten dadurch schädlich werden, weil sie dieselben ihren Unterthanen gleich machte, und ihr göttliches Recht, niemanden auf der Welt über sich zu haben, aufhöben; wenn auch Maria an den geheimen Maaßregeln zu ihrer Befreyung Antheil genommen hätte, so habe sie sich doch nur ihres natürlichen Rechts und der ihr angebohrnen Unabhängigkeit bedient; der Vorwand, daß sie darum verurtheilt werden müße, damit Elisabeth keine Verschwörungen mehr zu befürchten hätte, sey gezwungen, weil diese nicht entstanden seyn würden, wenn sie keine so lange Gefangenschaft erduldet hätte; alle Könige hätten das Recht, voneinander Hülfe zu verlangen; und Maria habe dieselbe desto mehr erwarten können; weil sie sich deswegen nach England geflüchtet hätte, und von Elisabeth sogar eingeladen worden wäre; endlich dürfe man sich in England von der Hinrichtung

der

der Königinn nichts weniger als Ruhe einbilden, indem vielmehr ihre Anverwandte und Freunde die blutigsten Kriege deswegen wider dieses Reich erregen dürften. Als Sixtus dennoch die Nachricht von dem Tode der Königinn erhielt, gerieth er in einen bittern Unwillen; bedauerte es, daß nicht alle katholische Fürsten sich mit ihm gegen eine solche Tyranninn als Elisabeth wäre, vereinigen wollten, und zog insonderheit auf den König von Spanien loß. Gleich darauf ermunterte er denselben, jenen Todt zu rächen: und da Philipp ihn fragen ließ, wieviel er zu einem solchen Kriege hergeben wollte, bot ihm der Papst in der ersten Hitze eine Million Scudi an, wovon die eine Hälfte gezahlt werden sollte, wenn die spanische Flotte einen Englischen Hafen eingenommen haben würde; die andere aber, wenn der Herzog von Parma eine Feldschlacht über die Engländer gewonnen, oder London erobert hätte. Auch dem Könige von Frankreich, deßen Anverwandtinn Maria gewesen war, that Sixtus den Antrag, wegen dieser Beleidigung England zu bekriegen; erhielt aber von dem Könige die Antwort, daß er es überlegen wolle, und von seiner Mutter eine entscheidende Erklärung, daß ihr Sohn vielmehr von dem Papste gegen die Feinde in seinem eigenen Reiche unterstüzt werden sollte. Es läßt sich begreifen, wie Sixtus, aus heißer Begierde, seine Herrschaft in den beiden Brittischen Reichen wieder geltend zu machen, solche Schritte habe thun können, die ihn diesem Ziele eben nicht näherten. Doch zu Rom glaubte man nicht einmal, wenn anders Leti aus richtigen Nachrichten schreibt, daß der Papst so sehr im Ernste wider die Königinn Elisabeth aufgebracht sey. Denn weil er eben damals verbot, keine Spottschriften wider diese Fürstinn, die

die sich ungemein vervielfältigten, zu verbreiten: so schloß man daraus, daß er mit ihr insgeheim in einem guten Vernehmen stehe. Pasquino erschien einst in der Kleidung eines Postillion, und antwortete auf die Frage des Marforio, wohin er wolle? „nach England, um Briefe des Papstes an die Königinn zu überbringen.“ Es gab Römer, welche sagten, es sey beßer, ein Engländer zu Rom, als ein Katholik in England zu seyn; ja man erzählte sich einander, daß Sixtus über die Hinrichtung der Maria, mit einem tiefen Seufzer und auf die Erde stampfend, ausgerufen habe: „Ach Gott! wenn kömmt der Tag; da sich auch mir eine solche Gelegenheit zeigt?“ Vermuthlich eines von den Gerüchten, welche der große Hauffe von seinem Fürsten ausstreuet, wenn er ihn nicht durchdringen kann. Gewißer ist es, daß Philipp der zweyte damals ungeheure Zurüstungen zu einem Angriffe auf England gemacht hat; und daß der Papst bald nach erhaltener Nachricht von dem Tode der Königinn Maria, einen Engländer, Wilhelm Alan, Doktor der Theologie, zum Cardinal erhoben hat, damit die Römischkatholischen in seinem Vaterlande einen Beschützer haben möchten, an den sie sich wegen ihrer Angelegenheiten wenden könnten. Er übertrat zwar dadurch seine eigene Bulle, in welcher er nur eine gewiße Zeit zur Ernennung von Cardinälen bestimmt hatte; entschuldigte sich aber damit, daß man in solchen außerordentlichen Fällen eben sowohl von einem Gesezе abweichen dürfe, wie die Apostel, die am Sabbath Aehren sammleten.

Da indeßen Sixtus durch seinen Gesandten in Frankreich immer an der Aussöhnung des Königs mit der Ligue arbeiten ließ: so bezeigte er sich auch

gegen

gegen denselben bisweilen etwas gefälliger, als ihm dieser Fürst es zu verdienen schien. Er zürnte zwar auf denselben, daß er der Geistlichkeit seines Reichs eigenmächtig einen Geldbeytrag mit den Worten abgefordert hatte, er könne dieses aus königlicher Macht, ohne Einwilligung des Papstes, thun. Allein der König richtete damit nichts aus; mußte dennoch erst den Papst um Erlaubniß dazu bitten, und dieser verstattete ihm darauf, für funzig tausend Scudi Kirchengüter zu veräußern. Sehr erfreuet darüber, ließ der König sogleich den gefangenen Engländer loß, für den sich der Papst verwandt hatte; was aber die von demselben verlangten Reisen der französischen Bischöfe nach Rom betraf, verwies er solches, wie seine Vorgänger, auf das Gutachten des Parlement von Paris: und die Unternehmung gegen England hielt er bey seiner Verfaßung vor ganz unzeitig. Hingegen versprach er kurz darauf, daß er sich selbst an die Spitze seines Heeres wider die Ketzer und ihre deutschen Hülfsvölker stellen wolle; er bat daher den Papst, ihm dazu dreymal hundert tausend Scudi zu leihen; die Wiederbezahlung derselben sey ihm so gewiß, als wenn er sie schon in der Engelsburg hätte. Sixtus hätte dem Könige weit lieber Kriegsvölker zugeschickt; allein dieser und sein Günstling Epernon konnten das Geld beßer nutzen. Höchstens begehrte der König nur drittehalbtausend Mann; die ihn aber der Papst aus guten Gründen abschlug. Das verlangte Geld bewilligte er ihm endlich, weil Epernon Hoffnung machte, daß der König sich mit den Guisen vereinigen würde. Bald aber erfuhr der Papst, daß der König seine Gesinnungen nicht geändert habe, und entschloß sich, ihm kein Geld zu geben. Auch bey seiner Geistlichkeit fand Heinrich der dritte Widerstand, als er

Kraft

Kraft der päpstlichen Bulle, Güter derselben verkauffen wollte; der Nuncius mußte sich seines Ansehens bedienen, um sie zur Unterstüzung ihres Königs willig zu machen.

Sixtus wünschte desto mehr, daß der König und die Oberhäupter der Ligue gemeinschaftlich handeln möchten, je höher er den Herzog von Guise schäzte. Dieser geschickte Feldherr schlug, nach andern rühmlichen Kriegsthaten, in diesem Jahr 1587. die deutschen Hülfsvölker der französischen Protestanten zurück; da hingegen der König einen Vergleich mit ihnen schloß, um sie zum Rückzuge zu bewegen. Der Papst machte dem Könige darüber nachdrückliche Vorwürfe; der sich aber mit dem Zustande seiner Angelegenheiten nicht übel entschuldigte. Unterdeßen hütete sich doch der Papst, seine Friedensvermittelung dadurch zu hindern, daß er sich zu partheiisch auf die eine Seite geneigt hätte. Der Herzog von Guise, aufgemuntert durch ein Ehrenvolles Schreiben, welches der Papst über seinen Sieg an ihn ergehen ließ, that demselben den Vorschlag, seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Joinville, mit der Anverwandtinn des Papstes, Flavia Peretti, zu vermählen. Auf diese Vermählung hatte der Herzog den wichtigen Entwurf gebauet, wenn Heinrich der dritte, der lezte seines Hauses, stürbe, das Haus Bourbon, als ketzerisch, von der Thronfolge auszuschließen, und diese, mit Hülfe des Papstes, und der eifrigen Römischkatholischen, die ihm so sehr ergeben waren, seinem Sohne zuzuwenden. Allein schon diese Absichten waren für den Papst ein hinlänglicher Grund, die gedachte Vermählung, unter höflichen Danksagungen auszuschlagen. Der König, der davon Nachricht bekam, verehrte die Klugheit

heit des Papstes desto mehr; aber der Friede zwischen beiden Theilen wurde dadurch so wenig befördert, daß Heinrich vielmehr geneigter ward, sich mit dem Könige von Navarra zu vereinigen. Vergebens suchte Sixtus die Ligue mit dem Könige, und diesen mit Spanien wider England zu verbinden. Er sah aus einem Schreiben, welches er von dem Herzoge von Guise erhielt, deutlich, welche Ausflüchte die Verbundenen, deren Oberhaupt er war, gebrauchten, um noch ferner übermächtig im Reiche zu bleiben: und der von ihnen so sehr beleidigte König glaubte täglich weniger ihnen trauen zu dürfen.

Gegen diese Verwirrung von Frankreich, waren die Bewegungen und Streitigkeiten in andern ländern, an welchen Sixtus im Jahr 1587. einigen Theil nehmen mußte, nur Kleinigkeiten; wenn gleich manche darunter für ihn sehr erheblich heißen konnten. Er hatte der Neigung des Kaisers und dem Gutachten des Herzogs von Baiern zuwider, oder vielmehr wider den Willen ihrer Staatsbedienten, den Nuncius Sega nach Deutschland geschickt. Die leztern brachten es also bald dahin, daß der Kaiser den Papst ersuchte, diesen Gesandten zurück zu rufen: und obgleich der Papst mit der Aufführung deßelben wohl zufrieden war; hielt er es doch vor dienlich, dem Kaiser dieses im Jahr 1587. zu bewilligen. Sein neuer Gesandter empfol dem Kaiser besonders die Sorgfalt für die Erhaltung der deutschen Bißthümer in den Händen wahrer Katholiken, weil doch diese Religionsparthey die vornehmste Stütze des kaiserlichen Ansehens sey. — Zwischen dem Herzoge von Baiern Wilhelm und dem Domkapitel zu Regensburg, welches den minderjährigen Sohn deßelben zu seinem Bischof erwählt hatte, war ein hefti-

heftiger Zwist entstanden. Der Papst hatte diesem Fürsten die Erlaubniß gegeben, die Einkünfte der bischöflichen Tafel während der Minderjährigkeit seines Sohns verwalten zu laßen; allein die Domherren beschwerten sich darüber, daß er dabey sehr gewaltsam und mit ungerechten Anmaaßungen verfahre; sie ließen ihn daher nicht einmal jenes Recht ausüben: dagegen der Herzog ihre Güter und sie selbst einzuziehen befohl. Sixtus ließ durch seinen Gesandten einen Vergleich zwischen beiden Theilen stiften, in welchem das Domkapitel gegen eine willkührliche Ausdähnung der Rechte des Herzogs mehr gesichert; vorzüglich aber auch auf die oberste Hoheit des Papstes Bedacht genommen wurde. Denn es wurde unter andern ausgemacht, daß der Herzog den Papst bitten sollte, in dem Bißthum Regensburg einen General-Vicarius für die kirchliche Gerichtsbarkeit, in allen geistlichen, weltlichen und vermischten Sachen, der ein gelehrter und frommer Deutscher wäre, den aber auch der Papst nach Gefallen absezen könnte, zu ernennen. — Auf einer andern Seite von Deutschland wandte sich der junge Prinz Johann Wilhelm, einziger Sohn des Herzogs Wilhelm von Cleve, Jülich und Berg, heimlich an den Papst. Beide waren zwar katholisch; allein der Vater bezeigte sich sehr nachgebend gegen die zahlreichen Protestanten seiner Länder; nahm sie in die höchsten Bedienungen auf; genoß auch öffentlich das heilige Abendmahl unter beiden sogenannten Gestalten. Der Sohn hingegen, ein Eiferer für seine Religion, suchte, weil er am väterlichen Hofe wenig galt, Hülfe bey dem Papste, der ihn an den Nuncius zu Cölln verwies. Dieser handelte mit beiden Herren; den Herzog konnte er nicht zur Verfolgung der Ketzer in seinen Ländern auf-

aufbringen; und für den Prinzen wurden allerhand Maaßregeln genommen, um ihm mehr Ansehen zu verschaffen. Zugleich ließ Sixtus durch seinen Gesandten den Hofcaplan des Herzogs in größter Stille von der Strafe loßsprechen, die er sich dadurch zugezogen hätte, weil er, ohne um Vergünstigung des Papstes anzuhalten, seinem Fürsten das Abendmahl auf die gedachte Art gereicht habe. Verschiedene deutsche Bischöffe hatten bereits den Papst um die Erlaubniß gebeten, in ihren Kirchensprengeln eben diese Gewohnheit einführen zu dürfen. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war diese Wiederherstellung des Kelchs im Abendmahl, von mehrern Römischkatholischen Fürsten begehrt worden, um ihre der Reformation geneigten Unterthanen wenigstens von dieser Seite zu befriedigen: und Pius der vierte hatte daher vielen Bischöfen in Deutschland verstattet, gewißen Personen das Abendmahl auf diese Art reichen zu laßen. Als aber dieses Begehren nachmals an die Päpste öfters wiederholt wurde: erklärte Gregor der dreyzehnte, daß jene Erlaubniß sich nur auf die Bischöfe, welche sie zuerst erhalten hätten, nicht aber auf ihre Nachfolger erstrecke. Diese Einschränkung bestätigte Sixtus desto nachdrücklicher, weil viele Protestanten, welche der Erzherzog Karl von Oesterreich aus seinem Lande vertrieben hatte, den Erzbischof von Salzburg baten, ihnen nur den Kelch im Abendmahl zu vergönnen; so wollten sie übrigens alle katholische Kirchengebräuche beobachten. Dem Papste kam es mit Recht bedenklich vor, eine Nachsicht zu gebrauchen, die zu einer vermeinten Ketzerey führen könnte. Mithin befohl er dem Erzbischof, nur denjenigen Geistlichen, welche die genannte Vergünstigung von den ersten Bischöfen bekommen hätten, so lange sie leb-

ten, sie zu laßen; den andern aber aufzutragen, daß sie den herrschenden Gebrauch, Kraft des schuldigen Gehorsams gegen die heilige Kirche, als die untrügliche Lehrerinn, durchaus aufrecht erhalten sollten. — Den neuen Kurfürsten von Cölln, Ernst, der über den Papst etwas mißvergnügt war, wußte er durch seinen dortigen Nuncius zu besänftigen und folgsamer zu machen. Dieser Nachfolger des Gebhard Truchseß, dachte freylich nicht, wie dieser, daran, die Reformation in seinem Erzstifte einzuführen; allein er war dem Papste zu nachläßig in der Vertilgung der Ueberbleibsale, welche dieselbe hinterlaßen hatte. Außerdem gab es auch einen Unterschied zwischen beiden Erzbischöfen, der Aufsehen zu machen anfieng: der ketzerische Truchseß war in eine ordentliche Ehe getreten, und der ächtkatholische Ernst zeugte uneheliche Kinder. — Ein anderes deutsches Erzbißthum, zu Besancon, einer deutschen Reichsstadt, in der damaligen spanischen, jezt französischen Grafschaft Burgund, das um diese Zeit erledigt wurde, besezte das Domkapitel und die Geistlichkeit daselbst mit dem Dechant deßelben. Weil sie aber dem Papste nicht vorher die Erledigung dieses Erzstiftes gemeldet hatten, hielt er sich berechtigt, einen andern Erzbischof zu ernennen. Die Geistlichen zu Besancon wollten ihr Wahlrecht behaupten; allein sie mußten dem drohenden Befehl des Papstes sich bald unterwerfen. Da sie unter andern für sich angeführt hatten, der König von Spanien habe ihnen selbst ihren Dechant empfelen laßen: so antwortete ihnen der Papst darauf, sie verurtheilten sich dadurch selbst, indem nach den Kirchengesezen jede geistliche Wahl, die auf Antrieb der weltlichen Fürsten geschieht, mit dem Banne bestraft werden müße.

Wich-

Wichtiger als alle diese Händel war ein nur vorübergehender Streit, in welchem Sixtus mit dem Kaiser Rudolf dem zweyten auch im Jahre 1587. verwickelt worden seyn soll. Dieser Fürst, schreibt Leti, hatte seinem Gesandten zu Rom, dem Herzoge (oder Duca) Savelli, aufgetragen, dem Papste wegen einiger deutscher Kirchen, über welche der Kaiser die höchste Gerichtsbarkeit in geistlichen Dingen als sein Recht verlangte, Vorstellungen zu thun. Denn viele Prälaten suchten vielleicht vom Römischen Hofgericht, sich dieser Verbindlichkeit zu entziehen. Savelli, der wohl wußte, daß der Papst es eher auf das Aeußerste ankommen lassen würde, als daß er in Dingen, welche die vorgebliche Kirchenfreyheit betrafen, nachgeben sollte, trug diese Forderung nicht ohne ihre Gründe, und mit aller Klugheit vor. Dennoch bekam er von dem Papste die unangenehme Antwort: „Das „Schwerdt ist den Kaisern zuerst vom Glück, sodann „durch den Schutz und das Wohlgefallen der Päpste „ertheilt worden, um damit den Glauben zu vertheidigen, nicht aber, um die Kirchenfreyheit zu zer„reißen. Die Päpste sind Statthalter Gottes, und „haben ihr Ansehen in der Kirche von Gott, das „auch ihm allein unterworfen ist. So wie es also „das Amt der Päpste nicht ist, mit dem Kreuze das „Schwerdt des Kaisers in weltlichen Geschäften zu „hemmen: so soll sich auch das Schwerdt der Kai„ser nicht in Sachen mengen, welche die Kirchen„freyheit angehen. Ich werde es wenigstens nie„mals zugeben, daß der Kaiser sich einige Gewalt in „den Angelegenheiten der Priester anmaaße.“ Allein der Kaiser, fährt Leti fort, machte auch Anspruch an die Besezung der Befehlshaberstelle von Rom, (Prefettura di Roma) durch welche die Kai-

ser ehemals ihr Ansehen in dieser Hauptstadt erhalten, und zu welcher sie bis auf Sixtus den vierten, (der in den spätern Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts regierte,) immer ernannt hatten. Rudolf hatte dieses bereits bey dem Papste Gregor dem dreyzehnten anbringen laßen: denn die Kurfürsten drangen in ihn, daß er dieses kaiserliche Recht wiederherstellen sollte; aber der Todt deßelben machte der Unterhandlung ein Ende. Nachdem Sixtus auf den Thron gekommen war, ließ der Kaiser zwey Jahre verstreichen, damit sich die erste Hitze des Papstes legen möchte. Darauf mußte der kaiserliche Gesandte mit ihm davon sprechen; fand aber, so oft er es berührte, keinen Eingang. Endlich gab ihm Rudolf, dem die Kurfürsten deswegen lebhaft zusezten, Befehl, schlechterdings eine entscheidende Antwort zu verlangen: und der Gesandte unterließ nicht, dem Papste die nachtheiligen Folgen von einer abschläglichen oder verzögernden Antwort vorzustellen. Aber nun antwortete ihm Sixtus im stärksten Unwillen: „Wir können gar nicht begreifen, „wie der Kaiser bey aller seiner Klugheit, den Be„griff von seiner Würde verfehlen könne, und Uns „zu Fehltritten über die Unsrige verleiten wolle. Er „ist dem Titel nach König der Römer in Deutsch„land, aber in Rom hat er nichts zu sagen: denn „da sind Wir würklicher Fürst. Ehemals gab es „andere Zeiten; es wurde nach andern Regeln, als „jezt regiert; die Befehlshaberstelle von Rom gehörte „sonst dem Kaiser, weil der Kaiser, wo nicht von „Rechtswegen, doch mit Gewalt zu Rom regierte. „Jezt aber, da der Papst Kaiser zu Rom ist, muß „ihm auch diese Stelle zukommen; und weil Wir „wißen, daß Unser Ansehen heilig und rechtmäßig „ist: so haben Wir große Lust, daßelbe gegen einen

„jeden

„jeden auszuüben, der Uns den Kopf in Unserm „Hause warm machen will. Das heilige Gesez be„fiehlt, daß man Gotte was Gottes ist, und dem „Kaiser was des Kaisers ist, geben soll; allein der „Kaiser will dasjenige für sich, was Gottes ist: und „das soll niemals geschehen. Will er Uns des Un„srigen berauben: wie kann er den Nahmen eines „Beschüzers der Kirche verdienen?“

Schon das ist schwer zu glauben, daß ein schwachsinniger Kaiser, wie Rudolf der zweyte, einem Papste von dem Geiste des Sixtus, einen solchen Antrag gethan haben sollte. Von dem Vorgeben, daß die Kaiser noch hundert Jahre vorher Befehlshaber von Rom bestellt hätten, findet sich nicht allein keine Spur; sondern es widerspricht auch allem, was man von der Verfassung dieser Hauptstadt seit dem dreyzehnten Jahrhunderte weiß. Eben so unbekannt und unwahrscheinlich ist es, daß die Kurfürsten auf die Erneuerung eines kaiserlichen Rechts so stark gedrungen haben sollten, mit welcher ganz und gar nichts gewonnen wurde, weil die Päpste doch immer Herren von Rom blieben. Auf das Zeugniß des Leti also läßt sich diese verdächtige Erzählung nicht annehmen. Es ist wahr, daß er sich auf die kleine italiänische Schrift eines gewissen Ganzi: Zustand Roms unter Sixtus dem fünften, beruft, der den Papst getadelt habe, daß er dem Kaiser seine und des deutschen Reichs Rechte streitig machte. Allein ob dieser Ganzi mehr Glaubwürdigkeit besize? und wodurch er sie seinen Nachrichten erworben habe? ist wenigstens ungewiß. Ein sonst gründlicher Geschichtforscher, (Häberlin im funfzehnten Bande seiner Neuesten deutschen Reichsgeschichte, S. 166. fg.) hat diese Erzählung aus dem

Leti ohne Prüfung wiederhohlt. Er führt zwar noch eine Geschichte der Päpste (Histoire des Papes, Tome V. p. 78. sq) zum Zeugniß an; allein der Sammler dieses sehr mittelmäßigen Werks hat offenbar keinen andern Gewährsmann, als eben den Leti, gehabt. Die ganze Begebenheit kann freylich nicht geradezu vor erdichtet erklärt werden; allein sie sollte beßer erwiesen, und in ihren Umständen wahrscheinlicher seyn.

Einer der kleinsten Fürsten dieser Zeit, der Herzog von Urbino, der auch aus einer päpstlichen Familie abstammte, konnte doch seine Rechte gegen den Papst glücklich genug behaupten. Leti glaubt, daß ihn Sixtus darum durch seinen Nuncius übel habe behandeln laßen, um ihn zu irgend einer Handlung zu reizen, die einen Vorwand zur Einziehung seines Herzogthums, das ein päpstliches Lehn war, abgeben könnte. Genug, der Nuncius Pignoni, den er nach Urbino schickte, konnte kaum stolzer und übermüthiger gewählt werden; er sprach von Blutvergießen, wenn es auf die Erhaltung eines Körnchen von Kirchenfreyheit ankäme. Unter den Augen des Herzogs also errichtete er ein Gericht zur Untersuchung der Gültigkeit der Ehen, und dähnte es so gebieterisch aus, daß der Herzog nach einigen Monathen Geduld, allen seinen Unterthanen, die nicht Geistliche waren, untersagte, vor demselben zu erscheinen. Der Papst drohte ihm mit dem Banne, wenn er sein Verbot nicht zurücknähme; befohl ihm auch, persönlich zu Rom wegen seines Verhaltens Rechenschaft zu geben. Allein da dieser Fürst an Spanien und Frankreich selbst an den Venetianern und dem Großherzog von Toscana mächtige Stüzen fand: so liefen diese Bewegungen bloß darauf hinaus, daß

er

er sich bey dem Papste entschuldigte, und dieser seinen Nuncius zurückrief.

Eben dazu sah sich Sixtus auch im Jahr 1587. in Ansehung seines Nuncius Tricarico bey den katholischen Schweizercantons genöthigt. Dort hatte die Landesobrigkeit seit den Religionsunruhen, nach und nach die geistlichen Personen und Güter zum Theil unter ihre Gerichtsbarkeit gezogen; sie davon auf eine geschickte Art zu befreyen, war der vornehmste Auftrag, den der Papst seinem Gesandten gab. Allein dieser hatte sich kaum gegen den Rath von Lucern etwas davon merken laßen, als ihm derselbe, um sich selbst durch eine päpstliche Vergünstigung im Besize zu erhalten, mit dem Vorschlage entgegen kam, es möchte in seinem Gebiete ein Vicarius, der unmittelbar von dem heiligen Stuhl abhienge, gesezt werden; den aber der Rath wählen, absezen und zurechtweisen könnte. Ob ihm gleich der Nuncius zu beweisen suchte, daß dieses Begehren mit den Kirchengesezen, und sogar mit der heiligen Schrift streite; so wurde doch der Rath nur mißvergnügter, und beharrte auf seinem Verlangen. Der Nuncius wurde endlich daselbst ganz verhaßt; aber Sixtus übernahm auch nunmehr selbst die Leitung dieser Sache. Er befohl seinem Gesandten, die Nachtmahlsbulle zu Lucern abkündigen zu laßen. Dieses that die glücklichste Würkung; alles fürchtete sich jezt vor den Strafen, mit welchen diejenigen darinne bedroht werden, welche sich an den Kirchenfreyheiten vergreifen. Ueberhaupt war man in diesen Gegenden ziemlich frey geworden: die Pfarrer wurden vom Rathe eingesezt und abgesezt; sie waren nicht einmal immer geweiht, und lebten in einer Art von Ehestande. Sixtus ließ für alles dieses

losſprechung von den verſchuldeten Strafen durch den Nuncius anbieten; ertheilte Diſpenſationen, wo man nicht nach den geiſtlichen Rechten gehandelt hatte, und brachte vieles in die gewöhnliche Einrichtung ſeiner Kirche. Doch der unzeitige Eifer ſeines Nuncius, welcher dem Rathe, wegen einer Verfügung deßelben in einer Rede vor dem Altar heftige Vorwürfe über ſeinen Eingriff in die kirchliche Freyheit machte, gab zu ſo vielen Beſchwerden Gelegenheit, daß ihn der Papſt nach Rom kommen ließ.

Mit dem Könige von Spanien hatte Sixtus zu dieſer Zeit einen kleinen Streit, der ſeinen Ungeſtüm faſt mehr als ſeinen Eifer für die Vorzüge der Geiſtlichkeit verrieth. Die Titelſucht im Reden und Schreiben war in Spanien ſo hoch geſtiegen, und wurde ſo oft eine Quelle von Händeln, daß der König aufs ſchärfſte verbot, niemanden anders als mit ſeinem gewöhnlichen Nahmen zu nennen. Der Papſt, den dieſes wegen der höhern Geiſtlichen verdroß, unterſagte hinwiederum den Cardinälen, keinen von Fürſten an ſie geſchriebenen Brief anzunehmen oder zu leſen, in deßen Aufſchrift nicht ihr damals üblicher Titel (Illuſtriſſimo e Reverendiſſimo) befindlich wäre; ſolche Briefe, wo er fehlte, ſollten ſie entweder zerreißen, oder auf die Poſt zurückgeben, bey Strafe eines bis zum Jubeljahre fortdauernden Bannes. Doch Philipp erklärte ſich darauf, ſeine Verordnung erſtrecke ſich nicht auf die Cardinäle, Prälaten und Geſandten; Sixtus aber verſicherte nunmehr auch, daß er in ſeinem Befehl den Kaiſer und den König von Spanien ausgeſchloßen habe. — Auf der andern Seite weigerte ſich doch Sixtus, dem Herzoge von Savoyen den Titel Ihro Hoheit zuzugeſtehen, den ihm ſein Schwie-

ger-

gerbater, der König von Spanien, beigelegt hatte: unter dem Vorwande, daß er Vorschriften dieser Art an seinem Hofe nicht annehme, sondern nach Gutbefinden festseze.

Nichts wäre beinahe unerwarteter gewesen, als wenn sich zwischen Sixtus und den Venetianern keine Zwistigkeiten erhoben hätten. Der Senat dieses Freistaats, gewohnt, den Päpsten alle Ehrerbietung zu erweisen; aber auch seine Rechte gegen dieselben muthig zu verfechten, war höflich genug gewesen, einen eigenen Palast zur Wohnung des päpstlichen Nuncius zu Venedig zu erkauffen, und hatte dem Papste noch andere Merkmale einer besondern Hochachtung gegeben. Allein der Venetianische Patriarch verklagte den Senat bey dem Papste, weil derselbe das Recht einer adelichen Familie zu Venedig in Vergebung einer gewißen Abtey, gegen die Ansprüche des päpstlichen Hofs bisher mit vielem Eifer unterstüzt hatte. Sixtus begehrte sogleich, daß der Senat diese Störung der Kirchenfreyheit, wie er sie nannte, abstellen sollte. Zu Venedig hob man Schlüße, die in der großen Versammlung des Senats (Pregadi) gefaßt worden waren, nicht leicht jemals auf. Da aber der Papst schon im Begriff war, seinen Gesandten von Venedig zurück zu rufen, und den Venetianischen aus Rom zu entlaßen: so willfahrte ihm endlich der Senat, aus besonderer Verehrung gegen ihn, wie er sich ausdrückte. Dafür lobte Sixtus nicht allein in der Versammlung der Cardinäle, die Frömmigkeit und den Gehorsam der Venetianer, die er allen Fürsten zum Muster darstellte; sondern legte auch bald darauf die Händel, welche zwischen ihnen und den Maltheser-Ritter entstanden, und in Feind-

seeligkeiten ausgebrochen waren, zur dankbaren Zufriedenheit von jedem Theile bey.

In eben diesem Jahr 1587. aber, in welchem Sixtus so viele Europäische Fürsten und Länder seine wachsame Thätigkeit fühlen ließ, empfanden es auch seine Unterthanen und seine ganze Kirche noch ferner, was vor einen Regenten sie an ihm hätten. Er traf jezt eine Haupteinrichtung in der allgemeinen kirchlichen Regierung, die sich größtentheils bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Dieß ist die Stiftung von funfzehn Congregationen, unter welche er viele der wichtigsten Geschäfte für seinen Staat, und für andere Römischkatholische Länder, vertheilte. Manche dieser Congregationen waren schon eines frühern Ursprungs; bekamen aber von ihm eine neuere und festere Verfaßung. In der Bulle, worinne er die Bestimmung derselben umständlich angab, sagte er, daß er nach dem Beispiele des Moses, der sich die Last seiner Regierung durch die Bestellung von siebzig Aeltesten erleichtert habe, auch die übermenschliche Bürde seines Amtes durch gewiße Versammlungen von Cardinälen für sich erträglicher, und die beschleunigte Ausfertigung der Angelegenheiten von unzählichen Freunden, die zu dem Apostolischen Stuhl ihre Zuflucht nähmen, befördern wolle.

Die erste dieser Congregationen betrifft das heilige Officium, oder die Inquisition. Der Papst bestätigte dieselbe, als das stärkste Bollwerk des katholischen Glaubens, in welchen daher die Päpste selbst den Vorsiz führten; auch die ihr von seinen Vorgängern ertheilte Gewalt und Rechte, über alles was Ketzerey, kirchliche Spaltungen, Abfall

fall vom Glauben, Zaubetey, Wahrsagerkünste, Mißbrauch der Sakramente, und andere damit verwandte Vergehungen begreife, in allen katholischen Ländern Untersuchungen anzustellen, und Urtheile zu fällen. Er ermahnte zugleich und bat den Kaiser und alle Fürsten seiner Kirche auf die feyerlichste Art, den Dienern dieses Gerichts, das so sehr zur Ehre Gottes und zum Wachsthum der Religion gereichte, mit ihrer Macht beizustehen.

Auch die zweyte Congregation, für die Ausfertigung der Gnadenbezeigungen, (Segnatura di Grazia) war bereits vor dem Sixtus errichtet worden. Weil aber der Zufluß von denen, welche um päpstliche Gnadenbezeigungen baten, ungemein groß war: so empfol er derselben viele Vorsichtigkeit. Die dazu ernannten Cardinäle sollten über die eingehenden Bittschriften dem Papste ihre Meinung aufrichtig, und selbst alsdann sagen, wenn sie nicht darum befragt würden.

Hiernächst errichtete er eine Congregation für die Stiftung neuer Kirchen, und die Consistorial-Provisionen. Sie sollte die rechtmäßigen Ursachen der Anlegung neuer Kirchen von jedem Range, die Feststellung ihrer Einkünfte, und was sonst dazu gehörte, nach den Tridentinischen Gesezen und den Lehren der Kirchenväter, prüfen, auch sonst alles erörtern, was Kirchen, Klöster und die mit denselben verbundenen Geistlichen angehe.

Neu war auch die vierte Congregation, für den Ueberfluß des Getreides im Kirchenstaate. Die Cardinäle, welche dieselbe ausmachen würden, sollten besonders, wenn Mißwachs im päpstlichen Ge-

Gebiete erfolgte, aus andern ländern Getreide in denselben einführen laßen. Auch sollten sie die zweymal hunderttausend Scudi, welche der Papst zur Erleichterung der Armen angewiesen hatte, völlig nach dieser Absicht verwalten.

Zu einer andern Congregation, für die heiligen Gebräuche und Cärimonien, suchte Sixtus ebenfalls fünf Cardinäle aus. Sie sollten dafür sorgen, daß das eingeführte Kirchencärimoniel in allen katholischen Gemeinen aufs genaueste beobachtet; die abgekommenen Kirchengebräuche wiederhergestellt, die verfälschten, auch die Bücher, welche Vorschriften des Gottesdienstes enthalten, verbeßert würden. Die den Schutzheiligen gewidmeten Cärimonien; die Heiligsprechung überhaupt, und die Feyertage, werden ihrer Untersuchung übergeben. Ueberdies sollten sie darauf bedacht seyn, daß große Herren, ihre Gesandten und ansehnliche Geistliche, die nach Rom kämen, anständig aufgenommen würden.

Einer andern Congregation trug der Papst die Besorgung der Seemacht seiner Staaten auf. Damit die Küsten derselben eben so sicher vor Seeräubern seyn möchten, als er in ihrem innern die Banditen ausgerottet hatte, sollte sie zehn Galeren oder Ruderschiffe bauen und ausrüsten laßen, die längs den Ufern des mittelländischen und des adriatischen Meeres kreuzen könnten. Unter andern sollte sie auch darauf sehen, daß die Seeleute und Soldaten auf diesen Apostolischen Galeren ein recht christliches Leben führten.

Die siebente dieser Congregationen bekam das Verzeichniß verbotener Bücher unter ihre Auf-

Aufsicht. Die Schriften der sogenannten Ketzer des sechszehnten Jahrhunderts hatten den Päpsten und ihrer Kirche unbeschreiblichen Schaden verursacht. Daher war schon seit einiger Zeit auf päpstlichen Befehl, dem Schluße der Tridentinischen Kirchenversammlung gemäß, der Anfang gemacht worden, die Titel von Büchern, welche für gläubige Katholiken verführerisch wären, und also von ihnen nicht gelesen werden dürften, in ein gedrucktes Verzeichniß zu bringen. Die Congregation sollte dieses fortsezen und ergänzen. Von solchen Büchern, welche mit wenigen Verbeßerungen nüzlich zu lesen wären, sollte sie auch Verzeichniße nebst den Anzeigen dieser Verbeßerungen, (Indices expurgatorii) bekannt machen; Vorschriften zur Genehmigung und zum Drucke neuer Bücher ertheilen, und die angesehensten theologischen Facultäten, wie die zu Paris, Bologna, Salamanca, Löwen, und andere mehr, aufmuntern, ihr durch ihre Prüfungen der Bücher Beistand zu leisten. Auch sollte sie das Recht haben, gelehrten und frommen Männern das Lesen verbotener Schriften zu erlauben.

Für die Auslegung und Vollstreckung der heiligen Kirchenversammlung von Trident, ernannte Sixtus auch eine besondere Congregation. Zwar sezte er fest, daß die Erklärung ihrer Schlüße, die den Glauben beträfen, dem Papste allein vorbehalten bleibe; (ein Vorbehalt, der desto nothwendiger ist, je mehr manche dieser Schlüße auf Schrauben gesezt sind,) aber alle Zweifel und Schwierigkeiten über dasjenige, was sie wegen Verbeßerung der Sitten, Kirchenzucht, kirchlicher Gerichte, und ähnlicher Gegenstände, verordnet habe, sollte diese Versammlung von Cardinälen, doch mit

Vor-

Vorwißen des Papstes, auflösen. Weil auch die gedachte Synode befohlen habe, häuffige Kirchenversammlungen in einzelen Ländern und Kirchensprengeln zu halten: so sollte die Congregation über die Ausübung dieses Befehls wachen. Das Anbringen der nach Rom kommenden Prälaten sollte sie anhören; ihre Angelegenheiten ausfertigen; die wichtigern dem Papste selbst vortragen; sich von ihnen einen umständlichen Bericht über den Zustand ihrer Gemeinen abstatten laßen; und ihnen ein schriftliches Zeugniß über ihren abgelegten schuldigen Besuch bey den Aposteln, (limina Apostolorum) ausstellen. Eben dieselbe sollte auch berechtigt seyn, für die Sittenverbeßerung und die Gottseeligkeit in der ganzen Kirche Anstalten zu treffen.

Um die Beschwerden des Kirchenstaats aufzuheben, stiftete Sixtus die neunte Congregation. Wer in seinem Lande über drückende Abgaben und Steuern, über Erpreßungen und andere Ungerechtigkeiten der Unterbedienten, zu klagen hätte, sollte sich an dieselbe wenden, von der die wichtigsten Dinge dem Papste selbst zur Entscheidung vorgelegt werden müßten. Doch sollten Beschwerden über die Urtheile der Richter an die höhere Gerichte gebracht werden.

Selbst die Universität zu Rom (il Studio Romano, auch gemeiniglich la Sapienza genannt,) bekam ihre eigene Congregation. Sixtus fand sie in einem ziemlichen Verfall, mit einer Schuld von zwey und zwanzig tausend Scudi und anderer Noth beladen. Er befreyte sie davon; ließ den ihr zuständigen Palast prächtig erweitern, und trug fünf Cardinälen die Reformation derselben, auch das

Recht

Recht auf, gelehrte, geübte und gesittete Lehrer von jeder Art, (darunter nur keine Arzneygelehrte genannt werden,) auf dieselbe zu rufen; wegen deren Besoldung aber sie auch den Papst fragen sollten. Die Schulen zu Rom, in welchen junge Griechen, Maroniten, und Neubekehrte unterrichtet wurden, sollten sie ebenfalls in Aufnahme zu bringen suchen. Da auch die Päpste ehedem einige der berühmtesten Universitäten, die zu Paris, Oxfort, Bologna und Salamanca, in ihren besondern Schuz genommen hätten: so sollten die Cardinäle sich ihrer Angelegenheiten bey dem päpstlichen Stuhl nachdrücklich annehmen, und bisweilen schriftliche Nachrichten von ihrem Zustande einziehen; sogar Oxfort nicht ausgenommen, welche hohe Schule der Papst in den Schooß ihrer Mutter zurück zu führen wünsche.

Zwo andere Congregationen wurden von dem Papste zu Berathschlagungen in Sachen der Mönche und der Bischöfe (per le consultazioni de' Regolari e de' Vescovi) errichtet. In der erstern sollen die Streitigkeiten aller Mönchs- geistlicher Ritter- und Nonnen-Orden untereinander, und allgemeine Bedenklichkeiten über dieselben entschieden werden; nur die Händel einzeler Mönche und Nonnen miteinander bleiben ihren Obern aufbehalten. Sie kann auch die Erlaubniß zum Uebergange aus einem Orden in einen strengern ertheilen; untersucht die Sache der abtrünnigen und herumschweifenden Ordensgenoßen; sorgt für geschickte Visitatoren der Orden aus ihrem Mittel, und bemüht sich überhaupt, die beste Ordnung in diesen geistlichen Gesellschaften aufrecht zu erhalten. Die zweyte dieser Versammlungen soll über alle Bitten, Zweifel und Anfragen der Patriarchen, Erzbischöfe

und

und anderer Prälaten, über alle Fragen, welche Kirchen und ihre Rechte betreffen, über die streitige Gerichtsbarkeit der Bischöfe, ihr Urtheil fällen. Dem Papste soll sie tüchtige Visitatoren der Kirchen vorschlagen; ihnen eine Vorschrift zu ihrer Untersuchung geben, auch Apostolische Vicarien bestellen.

Ueber die Straßen, Brücken und Waßerleitungen sezte Sixtus die dreyzehnte Congregation, welche alles dieses in guter Verfaßung erhalten, beßern und vermehren sollte. — Die vierzehnte erhielt die Aufsicht über die von ihm angelegte Vaticanische Buchdruckerey. Aus derselben sollte sie die lateinische, hebräische und griechische Bibel, die Handlungen und Gesezе der Kirchenversammlungen, die Werke der Kirchenväter, und andere Bücher, aus welchen der Glaube der katholischen Kirche geschöpft wird, nach den schäzbarsten Handschriften, die besonders in der Vaticanischen Bibliothek befindlich sind, durch die gelehrtesten Männer mit aller Genauigkeit ans licht stellen laßen. Wichtige Schwierigkeiten bey dem Abdrucke aus Handschriften, sollte sie dem Papste anzeigen, damit er, Kraft des seinem Stuhl von Gott verliehenen Vorrechtes, die dem wahren Glauben gemäßeste Leseart wählen könne. Diese Congregation sollte auch alle Buchdrucker und Herausgeber von Büchern in der katholischen Christenheit dazu anhalten, daß sie ihre Pflicht treulich beobachteten, und die gedachten Bücher nach der Vaticanischen Ausgabe abdruckten. — Endlich bestellte Sixtus die funfzehnte dieser Versammlungen unter dem Nahmen der Berathschlagungen des Staats, dazu, daß sie alle Anfragen, Zweifel und Klagen in bürgerlichen, peinlichen und vermischten Angelegenheiten

seines

seines Staats, anhören, ausmachen und vollstrecken laßen, Strafen mildern und verwandeln, überhaupt die Gerechtigkeit mit dem höchsten Ansehen verwalten sollte.

Ihm war es aber nicht genug, viel zu befehlen; er that auch selbst immer viel für seine länder und Nachfolger. Schon am ersten May des Jahrs 1586, da sein erstes Regierungsjahr noch nicht vollendet war, legte er in der Engelsburg einen ersparten Schatz von einer Million Scudi nieder. Er erklärte sich darüber in einer besondern Bulle, daß es bey den großen Gefahren, welche die Römische Kirche und den päpstlichen Stuhl von allen Seiten umgäben, nöthig sey, außer dem göttlichen Beistande, auch in menschlicher Klugheit Hülfe zu suchen, damit er, seine Nachfolger und Unterthanen, wenn sie plötzlich von einer Macht überfallen würden, nicht Mangel an Gelde hätten, welches unter solchen Umständen sich sehr schwer zusammen bringen laße. Die gedachte Summe, fährt er fort, sey durch keine außerordentliche Abgabe, sondern außer andern rechtmäßigen Wegen, durch seine Sparsamkeit und päpstliche Mäßigkeit gesammelt worden. Sie sollte ein Eigenthum der Römischen Kirche, eine Art von unbeweglichen Gütern für sie abgeben. Diese heilige Schatzkammer weihe er Christo, der Jungfrau Maria, und den Aposteln Petrus und Paulus dergestalt, daß es nicht einmal ihm selbst erlaubt seyn sollte, entweder einen Theil dieses Geldes, noch das Ganze herauszunehmen. Nur in dem Falle, wenn zur Eroberung des gelobten Landes, ein allgemeiner Krieg wider die Türken geführt wird, auch das christliche Heer bereits an die Gränzen derselben gerückt ist; oder wenn der Getreide-

mangel im Kirchenstaate so groß ist, daß er eine Hungersnoth droht; wenn die Pest daselbst ausbricht; wenn Gefahr vorhanden ist, daß ein christliches Land von Ungläubigen und Feinden der katholischen Kirche überwältigt werden möchte; wenn der Kirchenstaat von einem völligen Kriegsheere angegriffen wird; wenn eine Stadt sich der weltlichen Herrschaft der heiligen Römischen Kirche entzogen hat, und wieder zur Unterwerfung genöthigt, oder ein ihr zugefallenes Gebiet in Besiz genommen werden soll; endlich, wenn sich jemand in den päpstlichen Stuhl eingedrungen hätte, oder damit drohte, soll es vergönnt seyn, sich des gedachten Geldes zu bedienen. Aber auch in diesen Fällen soll eine solche Mäßigung beobachtet werden, daß wenigstens die Hälfte des Schatzes übrig bleibe. Auch sollen zum wenigsten zwey Drittheile der im Consistorium gegenwärtigen Cardinäle ihre Einwilligung dazu schriftlich geben. Er legte nicht allein sich, sondern auch seinen Nachfolgern, eine eidliche Verbindlichkeit auf, dieses zu halten; verbot, daß dieses Geld nicht einmal zu wichtigern Bedürfnißen, als er bestimmt hätte, angegriffen werden sollte; erwies sein Recht, solche Einschränkungen dabey zu machen, daraus, weil er, nachdem er bey so vielem außerordentlichen Aufwande zum gemeinen Besten, gleichwohl dieses Geld erspart habe, darüber nach seinem Gefallen verfügen könne; und verordnete auch, daß die davon weggenommene Summe aufs baldigste wieder ersezt werden sollte. Zur sichern Verwahrung des Geldes, vertheilte er die Schlüßel zu demselben unter mehrere Cardinäle und Prälaten, welche alle schwören sollten, den Schatzkasten nicht anders als nach seiner Vorschrift, zu öffnen. Alle welche diese übertreten würden, und wenn sie sogar Könige seyn

soll-

sollten, belegte er zum voraus mit dem Banne und mit Ehrlosigkeit. Er befohl, daß jeder neue Cardinal, so wie es die damaligen thaten, auch jeder neue Papst diese Bulle beschwören sollte: und wenn einer von seinen Nachfolgern dagegen handeln würde, so sollten deßen Nachkommen, die von ihm Güter erhalten hätten, schuldig seyn, das von ihm weggenommene Geld zurückzugeben.

Dabey ließ es Sixtus nicht bewenden. Im Jahr 1587. legte er die zweyte Million Scudi in diesen Schatz, und im Jahr 1588. die dritte: alle drey betrugen fünf Millionen Reichsthaler. Jedesmal kündigte er es durch eine neue Bulle an, in welcher der Inhalt der ersten, bis auf einige kleine Veränderungen, wiederholt wurde. Es war natürlich, daß die Geschichtschreiber seines Lebens es zu erklären suchten, wie er bey so vieler Prachtliebe, und unter der Errichtung so kostbarer Denkmäler, dennoch so ansehnliche Schätze habe aufhäuffen können. Ein ungenannter Hofmann des Papstes, dessen Nachrichten Tempesti anführt, versichert, daß derselbe seine Unterthanen durch Steuern sehr gedrückt, und unter dem Vorwande der Bedürfniße des Staats, eine Menge Leihhäuser (Monti in Italien genannt,) angelegt habe. Allein Tempesti erklärt diesen Schriftsteller vor einen offenbaren Feind des Papstes, den er auch gerade wie Antonio Maria Graziani, (ein berühmter Gelehrter, den Sixtus ebenfalls in Geschäften gebrauchte,) wegen der von ihm aufgerichteten Obelisken, sehr gehäßig mit den Worten beurtheilt habe, Sixtus sey von eben einer solchen Ruhmbegierde, wie die alten heydnischen Fürsten, geplagt worden, und habe daher seinen Nahmen auf große Steinklumpen graben laßen;

ob er gleich seine Eitelkeit durch das darauf gesezte Kreuz zu bedecken gesucht habe. Gemäßigter und überhaupt glaubwürdig erzählt ein anderer Zeitgenoße des Papstes, Cicarella, er habe einige ansehnliche Bedienungen verkauft, die sonst verschenkt wurden, und sey äußerst sparsam in seinen Ausgaben gewesen; so daß er sogar geflickte Hemden getragen haben sollte; er habe auch die Einkünfte, welche manche aus dem päpstlichen Palaste zogen, sehr vermindert, dagegen die Einnahme der Kanzley (oder Dataria) vermehrt, Leihhäuser angelegt, und wichtige Aemter getheilt. Er lobt aber auch den Papst, daß er den auf diese Art erworbenen Schatz nicht sich zugeeignet, sondern zum gemeinen Besten angewiesen, jährlich große Summen für die Armen, und zur Auslösung der Gefangenen bestimmt habe; ob er gleich die Ausrüstung und Unterhaltung der Galeeren durch eine jährliche Abgabe, unter die Landschaften seines Gebiets, zum Theil selbst unter die Geistlichkeit, vertheilte.

Unter den zwey neuern Schriftstellern, die bey der Lebensgeschichte dieses Papstes hauptsächlich in Betrachtung kommen, ist freylich auch hier ein jeder seinen eigenen Weg gegangen. Leti hat sich in eine umständliche Erörterung der päpstlichen Einkünfte und der Mittel, durch welche Sixtus dieselben vergrößert hat, eingelaßen. Durch ein langes Verzeichniß, das sich der Papst selbst habe verfertigen laßen, beweiset er, daß derselbe, beym Antritte seiner Regierung, an ordentlichen Einkünften, welche die Zölle, die Accise, die Verpachtungen, Steuern, Lehnsgelder, und andere Quellen hergaben, nicht mehr als eine Million und etwas über zweymal hundert und siebzig tausend Scudi (wovon drey eine

Dop-

Doppia oder ein Fünfthalerstück ausmachen,) gehabt habe. Seine damaligen außerordentlichen Einkünfte, worunter er die in Spanien, Portugal, Neapel und im übrigen Italien gesammleten Gelder, die Kosten der Streithändel, die Strafgelder, und unter andern auch die auf hundert und sechszigtausend Scudi jährliche Einnahme der Canzley begreift, rechnet er, nach eben dieser Angabe, auf ohngefähr viermalhundert und vierzehntausend Scudi. Er sezt hinzu, der Papst habe durch diese gleich anfänglich vorgenommene Untersuchungen gefunden, daß der großen Häuser zu Rom zwanzig wären, die jährlich von zwölf und achtzehn tausend Scudi, bis auf funfzig und siebzig, drey derselben aber bis auf hundert und zweymal hunderttausend Scudi einzunehmen hätten; daß eben daselbst sich funfzig Familien befänden, die gegen fünftausend Scudi Einkünfte besäßen; daß die Handlung in dieser Stadt sich beinahe nur auf geweihte Schaumünzen, Rosenkränze, und dergleichen mehr, beziehe; alle nöthige Waaren aber aus fremden Ländern eingebracht würden; daß die Erzbischöfe, Bischöfe und die zu ihnen gehörige Geistlichkeit in seinen Staaten eine Million und mehr als achtmal hunderttausend Scudi zögen; und daß die Einkünfte von hundert und zwey und achtzig Klöstern beiderley Geschlechts in denselben etwan zweymal hundert und fünf und dreyßigtausend Scudi betrügen; außer welchen es noch dreyhundert und drey und achtzig Klöster von Mönchen und Nonnen daselbst gäbe, die bloß vom Betteln lebten. Bey dieser Verfaßung seiner Einkünfte, die dem Papste nicht erlaubte, an kostbare Unternehmungen zu denken, sorgte er zuerst dafür, daß die alten Schulden, welche die Apostolische Kammer zu fordern hatte, eingetrieben würden: und in-

nerhalb zwey Monathen, sagt Leti, giengen derselben gegen sechsmal hunderttausend Scudi ein. Dazu kam eine Menge von Steuern, die er auflegte, von käuflichen Aemtern und von Bereicherungen der Canzley; so daß er bey seinem Tode der Cammer eine Vermehrung von achtmal hundert und dreyßigtausend Scudi ordentlicher Einkünfte hinterließ. Das eingezogene Vermögen begüterter Verbrecher, auch ihrer vornehmen Beschützer, und die Strafen, welche er andern auflegte, trugen ihm sehr große Summen ein. Er errichtete gleich in seinem ersten Jahre eine Gesellschaft von zwölf scharfsichtigen, vornemlich in Handlungs- und Cammergeschäften sehr geübten Personen, die sich wöchentlich einmal in seiner Gegenwart versammeln, und ihm Vorschläge zur Vergrößerung seiner Einkünfte thun mußten; dergleichen ihm auch von jedem andern willkommen waren. Das Verzeichniß, welches Leti von Hof- und andern beträchtlichen Aemtern giebt, die Sixtus verkauft habe, ist nicht klein; er rechnet überhaupt die käuflichen Bedienungen im päpstlichen Staate seit seiner Zeit, auf sechs und dreyßig tausend fünfhundert und funfzig, aus welchen er über sechstehalb Millionen Scudi gezogen habe. Viele darunter waren neu; bey andern vermehrte er die Anzahl der Besitzer, und ließ die bisherigen dafür bezahlen. Sogar die höchsten Stellen, welche von Cardinälen bekleidet, und ihnen bisher geschenkt wurden, wie das Amt eines Vicekanzlers und Kämmerlings der heiligen Kirche, eines Datarius, (oder Präsidenten der Kanzley,) und dergleichen mehr, waren nunmehr auf große dafür zu erlegende Summen geschäzt. Als er seinen Neffen, den Cardinal Montalto zum Vicekanzler ernannte, gab er ihm zwey und zwanzigtausend neunhundert Scudi, um

sie

sie dafür an die Apostolische Kammer zu bezahlen. Man murrete nicht allein im Kirchenstaate über diese allgemeine Käuflichkeit der Bedienungen; sondern man tadelte auch den Papst in andern Ländern deswegen, daß sein Hof derjenige Ort sey, an welchem alles Geistliche und Weltliche feil stünde. Allein nach wenigen Jahren machte man auch in Frankreich, zu seiner Nachahmung, eine große Menge der ansehnlichsten Aemter zu einer reichen Quelle königlicher Einkünfte. Er selbst sagte zu seinem Vetter Montalto, als ihm derselbe das öffentliche Mißvergnügen über diese Anstalten meldete: „Das Murren des Volks gleicht dem Schnee im „März, der schmelzt, nachdem er kaum gefallen ist. „Wenn sie nur gut bezahlen, so ist nichts daran „gelegen, ob sie übel reden. Mit Worten unterhält sich das Volk; aber auf Geld gründet sich die „Größe der Fürsten. Nach meinem Tode werden „sie ganz gewiß wider Sie murren; allein diese „prächtigen Denkmäler, welche ich errichte, sollen „ihre Sinnen einschläfern, und anderer Augen bezaubern.“ Zwar ließ er die Abgaben mit vieler Strenge eintreiben; manche wurden genöthigt, etwas zu verkauffen, um dieselben zur bestimmten Zeit zu berichtigen. Aber dadurch wollte er das Volk, nach seiner Erklärung zwingen, mehr zu arbeiten; wozu er auch demselben durch seine vielen öffentlichen Werke Gelegenheit genug verschaffte. Da er auch die Meinung hegte, „es sey der Größe „und Würde eines Papstes nicht gemäß, dafür zu „zahlen, daß er bedient werde:“ so konnte man sich desto weniger darüber verwundern, daß er die Verkauffung der Stellen so weit, und selbst bis auf niedrigere, ausdähnte. Man erzählt außerdem, daß er öfters gesagt habe, „seine christlichen Unterthanen

„brauchten eine Aderlaß am Halse, um den Juden „ein Beispiel von guter Gerechtigkeit zu geben, und „bey jenen Furcht vor ihrem Fürsten zu erhalten; den „Juden aber müße an ihrem Beutel zur Ader gelaßen „werden, um den Beutel der Christen etwas zu scho„nen.“ Unter der vorigen Regierung waren die Juden zu Rom so vielen übermüthigen Beleidigungen der Christen ausgesezt gewesen, daß sie sich großentheils aus dieser Hauptstadt verloren hatten. Jezt aber, da sie eben denselben Schuz vom Sixtus genoßen, als die Christen; da er den Bedienten eines großen Hauses auspeitschen ließ, weil er einem Juden den Hut in die Tiber geworfen hatte: fürchtete sich jedermann, sie zu mißhandeln. Sie ließen sich daher so häuffig zu Rom nieder, daß sie über zweyhundert Familien ausmachten. Ob sie gleich sehr viel bezahlen mußten; so führten sie doch nunmehr das ruhigste Leben, und machten sich vermuthlich durch Handel und Wucher wieder genugsam bezahlt. Diese öffentliche Sicherheit, die schleunige und unpartheiische Gerechtigkeit, und die rühmliche Anwendung des zusammengebrachten Geldes, konnten überhaupt die Unterthanen des Papstes einigermaaßen über die Last ihrer Steuern trösten.

Mit diesen Erläuterungen, welche Leti mitgetheilt hat, ist Tempesti sehr übel zufrieden; er findet sie theils falsch, theils aus schmähsüchtigen Handschriften, und zur Verspottung des Papstes, genommen. Um dieses zu beweisen, giebt er zuerst ein genaues Verzeichniß der unter der Regierung desselben käuflichen Hof- und anderer Aemter oder Würden, und zeigt, daß es mehrere darunter schon vor seinen Zeiten gewesen sind. So gab bereits Pius der fünfte die Stelle eines Kämmerlings der

Kirche,

Kirche, dem Cardinal Guastavillani, für sechszigtausend Scudi, und Sixtus sezte sogar den Preis derselben etwas herab. Doch gesteht auch Tempesti, mit Anführung von Beispielen, daß Sixtus manche andere Bedienungen zuerst käuflich gemacht, oder auch den Preis derselben gesteigert habe. Was die Leihkammern betrifft, welche Sixtus angelegt hat: so zeigt Tempesti gleichfalls, daß ihre Anzahl mäßig, und daß er keinesweges der Erfinder derselben gewesen sey; daß ihn aber die dringendsten Bedürfniße des Staats genöthigt hätten, seine Zuflucht zu denselben zu nehmen. Endlich giebt eben dieser Geschichtschreiber nur eine einzige Abgabe zu, welche der Papst auf den Verkauf des Weins gelegt, und auch darinne nur ein Rettungsmittel für seine erschöpften Einkünfte gesucht habe. — Man kann gar nicht leugnen, daß Tempesti einige Fehler und übertriebene Angaben des Leti verbeßert, auch über diese Gegenstände weit mehr Licht verbreitet hat. Allein es hat doch immer das Ansehen, daß manches von ihm zu geflißentlich vermindert, einiges verschwiegen oder geleugnet worden sey, was Zeitgenoßen beßer wißen mußten als er, und was besonders mit der übrigen Geschichte dieses Papstes so gut zusammenhängt. Wer von diesen beiden Schriftstellern es beßer erklärt habe, wie Sixtus, der eine leere Schatzkammer antraf, gleichwohl gar bald so vielen kostbaren Aufwand habe machen, darinne beständig habe fortfahren können, überdieß noch große Geldsummen gesammelt, und keine Schulden hinterlaßen habe: das ist wohl nicht schwer zu beurtheilen. Seine Mittel, Geld ausfindig zu machen, mögen allerdings etwas lästig gewesen seyn; doch hatte auch keiner seiner Vorfahren durch seine Schätze, wie er, für seine Nachfolger und für die Festigkeit seines Throns selbst, gesorgt.

Seine Absicht, Arbeitsamkeit unter den Römern einzuführen, leitete ihn auch gar bald zu dem Bestreben, allen üppigen und verschwenderischen Aufwand, der bey ihnen herrschte, und den er sich selbst zu versagen gewohnt war, zu dämpfen. Sie lernten dadurch, weniger und nur wahre Bedürfnisse zu haben, zum Besten ihrer Familien und des Vaterlandes selbst, thätig zu seyn. Einige Päpste seines Jahrhunderts hatten schon Gesetze darüber gegeben; die aber nicht beobachtet wurden. Sixtus, der nach seinem Ausdrucke, das Große und Edle von Rom nicht in Kleidern und im prächtigen Aufzuge, sondern in Verstand und Tugend gesetzt wißen wollte, befohl der dortigen Obrigkeit, mit einigen Abgeordneten der Bürgerschaft Berathschlagungen über die nöthigen Einschränkungen dieser Art anzustellen. Nachdem sie einen Entwurf dazu gemacht hatten, ließ er denselben von etlichen Cardinälen und Prälaten prüfen und verbeßern; in der Versammlung der Bürger vorlesen, und genehmigte ihn endlich durch eine besondere Verordnung. Durch diese neue Vorschrift, die mit dem Jahr 1587. ihre Gültigkeit erhielt, wurden alle überflüßige Kosten in Schmuck und Kleidungen, bey Ausstattungen, Hochzeiten und Hochzeitgeschenken, Leichenbegängnißen, Kutschen und dergleichen mehr, mit Geldstrafen, die nicht erlaßen werden sollten, und deren Vollstreckung obrigkeitlichen Personen aufgetragen ward, scharf verboten. Einiges in dieser Verordnung könnte für eine reiche, betriebsame und glücklich handelnde Nation zu streng, und sogar für ihren Fleiß nachtheilig scheinen; allein für die Römer, die ohne Anstrengung nur genießen wollten, weder Handelschaft noch Manufakturen kannten, und wenn sie nicht öffentliche Bedienungen hatten, meistentheils arm waren

ren und blieben, konnte man sie gewiß heilsam nennen.

Daß dieses Aufwandsgesez wenigstens so lange Sixtus lebte, genau würde beobachtet werden, das versprach schon die unveränderliche Strenge und Geschwindigkeit, mit welcher er jede andere Uebertretung der Gesezе zu bestrafen, fortfuhr. Ein spanischer Edelmann hatte einen Schweizer von der päpstlichen Leibwache, von dem er um Platz zu machen, mit der Hellebarde etwas gestoßen worden war, in der Peterskirche erschlagen. Vier Stunden darauf mußte er bereits auf dem großen Platze vor dieser Kirche gehenkt werden. Der Papst sah selbst aus seinem Fenster zu, und versicherte nach geendigter Mahlzeit, daß ihm dieselbe niemals beßer schmecke, als wenn er eine tüchtige Handlung der Gerechtigkeit ausgeübt hätte. — Eben so ließ er zween Neapolitaner, die am Abend vor Weihnachten ein Frauenzimmer entführt hatten, noch in eben diesen Feiertagen zum Galgen führen. Der Statthalter von Rom machte zwar dagegen die Einwendung, daß solches für diese heiligen Tage nicht schicklich sey; bekam aber die Weisung, daß die Züchtigung von Böſewichtern als ein feyerliches Opfer angesehen werden müße, welches die Richter Gott darbrächten. — Obgleich Sixtus im Jahr 1587. gefährlich krank war; so strengte er sich doch äußerst an, seine Regierungsgeschäfte wie gewöhnlich zu besorgen, und war zugleich begierig, durch seine Kundschafter zu erfahren, was unter diesen Umständen von ihm zu Rom gesprochen würde. Allein niemand unterstand sich, über seine Krankheit etwas zu sagen; man hielt sie vor eine Verstellung: und alles lief vielmehr in die Kirchen, um für seine Genesung

nesung zu beten. Man erzählt, daß noch ehe diese erfolgte, sein Leibarzt aus Schröcken in eine Krankheit gefallen sey, die ihm das Leben kostete, weil er den halb todt scheinenden Papst an die Nase gegriffen, und dieser ihn mit plözlich geöffneten Augen gefragt, wie er sich erkühnen könne, dieses zu thun? Während dieser Krankheit hatte der Statthalter von Rom die Hinrichtung von zwey zum Tode verurtheilten Edelleuten immer verschoben; sobald aber der Papst dieses erfuhr, mußte er sie, unter gewaltigen Drohungen gegen ihn, vollziehen laßen. — Einige ansehnliche Herren seines Hofs schickte Sixtus auf die Galeeren, weil sie ihm einen Befehl untergeschoben und ausgefertigt hatten; es war darunter ein Prälat, den er von langer Zeit her liebte. — Er ließ sogar den jungen Prinzen von Parma, Sohn des großen Feldherrn Alexander Farneſe, gefangen sezen, und ihm das Todesurtheil sprechen, weil er verbotenes Gewehr getragen hatte; man glaubt jedoch, daß derselbe nicht wider Willen des Papstes, von seinem Vetter, dem Cardinal, gerettet worden ist.

Täglich wurde also Sixtus seinen Unterthanen furchtbarer; allein da er ihnen noch mehr hart und grausam als gerecht vorkam: so rächten sie sich dafür durch schmähsüchtige Einfälle, die sie öffentlich anschlugen. Ohnedem war es eine ihrer alten Freyheiten, wenn sie gleich selbst schweigen mußten, doch den Pasquino und Marforio reden zu laßen. Einst sah man in den Händen des erstern ein ganzes Becken voll Galgen, Räder, Beile, Ketten, und ähnlicher Werkzeuge. Der leztere fragte ihn, wohin er alles dieses trage? und erhielt die Antwort: „Es ist eine Brühe für den Papst, damit er Lust zum

„Essen

„Essen bekomme.“ Aehnliche Pasquinaden mehr hat Leti gesammelt. In einigen Fällen hatte es würklich das Ansehen, die Bestrafungen des Papstes wären den Vergehungen nicht recht angemeßen; wie wenn er einen armen Versmacher, der bloß um des Reims Willen, in einem seiner Gedichte die Frau eines Advocaten mit einem garstigen Schimpfnahmen belegt hatte, auf fünf Jahre lang zu den Galeeren verdammte: wobey er ihm zeigte, daß sich auch mit seinem Nahmen Matera der Nahme Galera reime. Allein die bisherige Zügellosigkeit der Römer, von der sich auch unter einer so strengen Regierung noch bisweilen Spuren blicken ließen, mag den Papst hierüber bey ihm selbst gerechtfertigt haben. Uebrigens verachtete er zwar die witzigen Spottschriften, welche wider ihn zum Vorschein kamen, wie es einem solchen Fürsten anständig war, lobte auch wohl die Erfindung in denselben; aber einmal glaubte er doch, daß der Uebermuth, der darinne unerschöpflich war, eine abschröckende Ahndung verdiene. Pasquino erschien eines Tages mit einem sehr schmutzigen Hemde bedeckt, und gab auf die Frage des Marforio, warum er sich so unreinlich ankleide? zur Antwort: „Weil der Papst meine „Wäscherinn zur Prinzeßinn gemacht hat.“ Ueber diese bittere Spötterey auf die ehemaligen Beschäftigungen seiner Schwester Camilla aufgebracht, ließ der Papst, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, den Urheber dieses Einfalls ausfindig zu machen, demselben öffentlich tausend Doppien und Gnade für sein Leben versprechen, wenn er sich freywillig entdeckte; bedrohte ihn hingegen mit dem Galgen, wenn er wider seinen Willen entdeckt würde. Das Geld reizte den Lustigmacher; er stellte sich würklich vor den Papst, der seiner Seits über die

Drei-

Dreistigkeit deßelben erstaunte. „Wir sind schuldig, sagte Sixtus zu ihm, euch unser Versprechen zu halten; Wir schenken euch also das Leben, und wollen euch sogleich das Geld auszahlen laßen. Allein, fuhr er fort, nachdem die tausend Fünfthalerstücke herbeygebracht worden waren, Wir haben uns zugleich die Macht vorbehalten, euch die Hände abhauen, und die Zunge durchstechen zu laßen, damit ihr weiter keine Lästerungen reden und schreiben könnt." Zur Vollziehung dieses Urtheils führte man ihn alsbald weg, und der Papst erklärte sich darüber, er habe ihn nicht sowohl wegen der von ihm empfangenen Beleidigung, als um der Verwegenheit Willen bestraft, mit welcher dieser Mensch sein Verbrechen, bloß um Geld zu bekommen, offenbart hätte.

Stolz war es in der That nicht, der diesen Papst entweder bey Strafen oder bey Belohnungen regierte. So vortrefflich er seine höchste Würde zu behaupten wußte; so ließ er doch dieselbe seine Unterthanen nicht ohne Noth empfinden, und nicht selten vergaß er sie unter ihnen. Da er einst vor dem Kloster seines Ordens, welches er öfters besuchte, vorbeyfuhr, stieg er plözlich aus; gieng in die Wohnung des Pförtners, eines Laienbruders, hinein, und fand ihn aus einer kleinen Schüßel Bohnen essend. Bey diesem Anblicke erinnerte sich Sixtus an den armseeligen Zustand seiner ersten Jahre; sezte sich auf einen Schemel hin, und aß mit einem hölzernen Löffel so begierig von den Bohnen, daß die Schüßel noch einmal angefüllt werden mußte. Er sagte darauf, nachdem er sich bey dem Laienbruder bedankt hatte, zu seinem Gefolge: „Diese Bohnen werden mein Leben um zwey Jahre verlängern, weil ich sie mit Geschmack und ohne Furcht gegeßen habe;"

wie

wie er denn auch zu gleicher Zeit Gott dankte, daß er einmal einen Papst in Ruhe habe eßen laßen. Diese Worte bezogen sich, wie man glaubte, auch auf die Besorgniß des Papstes, daß Gift unter seine Speisen gemischt werden dürfte; weswegen er mancherley vorsichtige Anstalten traf. Dem Laienbruder, mit dem er gegeßen hatte, befohl er ohne Anstand das Ordenskleid zu gehen, ertheilte ihm beym Weggehen seinen Seegen, und sagte zu ihm: „Wir waren, was ihr jezt seyd; bemüht euch zu werden, was Wir jezt sind. — In eben diesem Kloster vergnügte er sich im Jahr 1587. daran, eine allgemeine Versammlung oder ein General-Kapitel des Ordens halten zu laßen, dem er weniger als Papst, mehr wie einer von den Hunderten der Franciscaner beiwohnte, die dabey gegenwärtig waren, von ihm außerordentlich unterhalten, und zu einer sonst nicht erlaubten Frölichkeit aufgemuntert wurden. Er überließ ihnen auch die freye Wahl eines Generals, den er nach Gefallen ernennen konnte, und sagte, als sie nicht einmal die Achtung für ihn bezeigten, zu fragen, wer ihm der gefälligste seyn würde, im Scherze, er kenne die Gemüthsart der Mönche seit langer Zeit. Alle öffentliche auf ihn gerichtete Lobeserhebungen untersagte er bey dieser Feyerlichkeit. Ein Dominicaner, der eine damals gehaltene Disputation bestritt, sprach mit so vieler Heftigkeit, daß einige Cardinäle dieselbe für die Gegenwart des Papstes unanständig fanden; allein dieser sagte vielmehr zu ihnen: „Wir würden es eben so gemacht haben, „weil sich die Geisteskraft in solchen Fällen nicht zu„rückhalten läßt.“ Am Ende dieser Versammlung erlaubte er nicht allein den sämmtlichen Franciscanern, mit ihrem neuen General an der Spitze, ihm ihre Ehrerbietung im Vatican zu bezeigen; sondern

sich

sich auch eine Gnade von ihm auszubitten, welche der neben ihm sizende Sekretär mit dem Nahmen des Bittenden aufschrieb. Hier kamen zu seiner Belustigung, die ausschweifendesten Wünsche zum Vorschein. Ein Franciscaner bat ihn um eine Verordnung, daß keiner seiner Mitbrüder, oder von andern Geistlichen, mit ihm streiten, oder ihn beleidigen sollte; ein anderer hielt um die Erlaubniß an, zwey Zimmer in seinem Kloster zu besizen, worinne er unabhängig von allen Menschen in der Welt, selbst von dem Papste, leben könnte; ob er gleich, sobald er aus demselben herauskäme, seinen Vorgesezten gehorchen wollte. Ein Provincial im Neapolitanischen wünschte nichts mehr, als daß seine Familie mit dem Hause des Papstes in Verwandtschaft kommen möchte. Sixtus war damit zufrieden; erinnerte aber, als er hörte, wie reich das adeliche Haus des Provincials sey, hier sehe er eine große Schwierigkeit, indem er so arm gewesen wäre, daß er hätte Schweine hüten müßen; wenn also die Familie des Provinzials mit der seinigen verwandt werden wollte, so müßte sie alle ihre Güter einem Spital schenken, und von einer solchen lebensart, wie er ehemals geführt hätte, emporsteigen. Es gab andere Franciscaner, die sich Jahrgelder, Aemter in ihrem Orden, auch häuffig die Freyheit, denselben verlaßen zu dürfen, Cardinalswürden, Erzbißthümer, Bißthümer, und ähnliche Stellen, auch solche, die gar nicht vergeben werden konnten, von dem Papste ausbaten. Einer unter ihnen suchte sogar um die Erlaubniß an, wenn er nicht aus dem Orden treten, und sich verheyrathen dürfte, wenigstens eine Beyschläferinn halten zu können. Ein Franciscaner von sieben und siebzig Jahren, wünschte zwar, daß ihm der Papst sein Leben noch auf zehn

Jahre

Jahre verlängern möchte; da aber dieses nicht möglich wäre, so bat er um vollkommenen Ablaß in der Todesstunde, damit er desto gewißer seelig würde. Nichts freuete jedoch den Papst mehr, als die Bitte eines sechszigjährigen Laienbruders im Römischen Kloster, wo er lange Zeit Koch und Kellermeister gewesen war. Dieser, der den Papst noch als einen bloßen Mönch gekannt hatte, küßte ihm mit Thränen in den Augen den Fuß, und bat ihn nur, daß er einen Brunnen in dem Kloster machen laßen möchte, weil es demselben an Waßer fehle. Sixtus ward gerührt; er ließ alle Franciscaner auf einmal vor sich kommen; gab ihnen einen Verweis, daß sie, die doch nach ihrem Gelübde keinen eigenen Willen haben, und nichts für sich begehren sollten, gar nichts für das gemeine Beste des Ordens gebeten hätten, und schickte sie mit der beschämenden Anzeige fort, daß der einzige Laienbruder so edel gedacht habe. Auch ließ er gleich am folgenden Tage an der Anlegung eines Brunnens für das Kloster arbeiten.

Dieser Geist des Gemeinnüzlichen, den Sixtus an dem Laienbruder schäzte, leitete ihn selbst ohne Aufhören bey den Unternehmungen, durch welche er theils Rom verschönerte, theils für die allgemeine Bequemlichkeit und brauchbare Hülfsmittel jeder Art sorgte. Da die Aufrichtung des großen Obeliskus vor der Peterskirche so glücklich von Statten gegangen war: so ließ er im Jahr 1587. eine andere solche Spitzsäule, die ehemals bey dem Mausoleum, oder prächtigem Grabmahl des Augustus gestanden; seit vielen Jahrhunderten aber, durch die Verwüstungen der Hauptstadt umgestürzt und in Stücken zerbrochen gelegen hatte, vollkommen wieder zusammen sezen, und auf dem Platze der Kirche von Ma-

ria Maggiore aufstellen. Auf die Spize derselben ließ er ebenfalls das Kreuz sezen; und in den auf allen Seiten eingegrabenen Aufschriften meldete er, daß sie nunmehr dem Kreuze Christi gewidmet sey. In den beiden folgenden Jahren wurden auf seinen Befehl noch zwey andere Obelisken, die zertrümmert im Schutt und in der Erde beinahe begraben lagen, hervorgezogen, und der eine vor der Lateranischen Kirche, der andere auf dem Platze von Maria del Popolo, aufgerichtet, und mit Aufschriften gleichen Inhalts versehen. In das Kreuz des erstern wurde ein Stück von dem vorgeblichen Kreuzesholze des Erlösers gelegt.

Unter den Denkmälern des alten Roms hatten sich auch die zwo schönen Ehrensäulen der Kaiser Trajanus und Marcus Aurelius erhalten. Die erstere, eines der herrlichsten Kunstwerke des Alterthums, stellt in erhabener Arbeit in Marmor die kriegerischen Thaten des Kaisers vor. Bloß die Bilder von Menschen auf derselben belaufen sich gegen drittehalbtausend, ohne die Abbildungen von Pferden, Waffen und vielerley Auftritten, zu rechnen. Jede hatte auf ihrer Spitze die Bildsäule des Kaisers, zu welcher auch eine innere Wendeltreppe führte; die dem Marcus Aurelius gewiedmete, welche auch an erhabener Bildhauerarbeit reich ist, war insonderheit stark beschädigt. Sixtus ließ sie ausbeßern, und auf die erstere die vergoldete metallene Bildsäule des Apostels Petrus, auf die zweyte aber eine ähnliche, die den Apostel Paulus vorstellt sezen: vielleicht beide Lehrer der Religion, an einem ganz unrechten Orte. Man glaubte damals, daß die zweyte dieser Ehrensäulen dem Kaiser Antonius Pius errichtet worden sey: und dieses steht auch in einer der Aufschrif-

schriften, welche Sixtus in das Fußgestelle eingraben ließ; aber im jezigen Jahrhunderte ist dieser Irrthum entdeckt worden, den gleichwohl Tempesti noch nachgeschrieben hat. Zwey ungemein schöne Pferde mit ihren Führern, Arbeiten der beiden großen Bildhauer, Phidias und Praxiteles, die Constantin der Große aus Griechenland nach Rom hatte bringen laßen; die aber auch viel durch Zeit und Menschen gelitten hatten, ließ der Papst von dem berühmten Fontana, deßen er sich bey allen diesen Arbeiten bediente, auf demjenigen Platze aufstellen, der seitdem von den Römern Monte Cavallo genannt worden. Hingegen verdroß es die Römer, sagt Leti, daß der Papst das Septizonium des Kaisers Septimus Severus niederreißen ließ, um zu neuen Gebäuden vortrefflichen Marmor zu bekommen. Freylich waren von diesem Grabmahl, das sich der Kaiser selbst erbauet hat, nur die untersten drey Reihen Säulen, deren er sieben übereinander sezte, übrig geblieben.

Zu eben derselben Zeit da Sixtus so viele alte Denkmäler wieder herstellte, und zum Glanze seiner Hauptstadt benüzte, stiftete er auch neue für seinen Nachruhm. Das bewundernswürdigste von allen ist die vollendete Cupola der Peterskirche. Dieser gewölbte Thurm oder Dom von ungemeiner Höhe, Größe und Pracht, der sich fast wie eine besondere Kirche so kühn und majestätisch in der Luft erhebt, war bereits unter Leo dem zehnten, nach der Zeichnung und Anlage des großen Künstlers, Michael Angelo Buonaroti, angefangen worden. Er nahm sich dabey ein ähnliches Denkmal des Römischen Alterthums, das Pantheon, jezt die Kirche Maria Rotonda genannt, und die Cu-

pola des Doms von Florenz, zum Muster; aber er übertraf sie beide. Unter den folgenden Päpsten blieb dieses Werk wegen der unruhigen Zeiten, des Mangels an Kosten und an Männern von unternehmendem Geiste; liegen. Sixtus führte es mit Hülfe der beiden vortrefflichen Baumeister, Giacomo della Porta und Domenico Fontana, glücklich aus. Zweyerley empfol er ihnen besonders: keine Kosten zu sparen, und möglichst geschwind arbeiten zu laßen. Beides wurde befolgt; sechshundert Menschen, die zum Theil nicht einmal des Nachts ruhten, vereinigten sich seit dem Julius des Jahrs 1588. dazu: und was die besten Kenner nicht eher als in zehn Jahren, und mit fünf Millionen Scudi, bestritten werden zu können, glaubten, ward mit einem weit geringern Aufwande, innerhalb zwey und zwanzig Monathe, zu Stande gebracht. Die Päpste der neuern Zeiten haben zwar dieses erhabene Werk noch durch Bildsäulen ausgeschmückt, auch sonst erweitern laßen; allein da sie zugaben, daß die vier großen Pfeiler, auf welchen es ruht, durch Aushölungen geschwächt wurden, hat es Risse bekommen, die für die Zukunft nicht wenig befürchten laßen. — Andere geistliche Gebäude, die Sixtus errichten ließ, wie neue oder ältere, aber in einem feinen Geschmacke neu ausgebauete Kirchen, selbst die berühmte heilige Treppe, (Scala santa) welche nach dem gemeinen Glauben an eine alte höchst unwahrscheinliche Sage, eben diejenige seyn soll, auf welcher Christus kurz vor seinem Tode im Palaste des Pilatus zu Jerusalem mehrmals auf und herabgestiegen wäre, und welche der Papst zur bequemern andächtigen Verehrung, in ein besonderes schönes Gebäude einschließen ließ; sind schon weniger merkwürdig. — Verdienstlicher um Roms Einwohner

konnte

konnte die Brücke über die Tiber heißen, die er im Jahr 1590. zu bauen anfieng, und ob sie gleich, wegen seines bald darauf erfolgten Todes erst von Clemens dem achten im Jahr 1603. vollendet ward, doch ihm zu Ehren, nach seinem Nahmen Ponte Felice genannt worden ist.

Von einer höhern Gattung Unternehmungen war die Vaticanische Bibliothek, welche Sixtus im Jahr 1588. errichtete. Eine Büchersammlung hatten die Päpste seit vielen Jahrhunderten im Lateranensischen Palaste gehabt; aber erst Nicolaus der fünfte und Sixtus der vierte, die seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts regierten, bereicherten sie mit einer Menge der schäzbarsten Handschriften, und trugen eine vorzügliche Sorge für dieselbe. In ihre Fußstapfen trat Leo der zehnte in den ersten Zeiten des sechszehnten Jahrhunderts; und Pius der vierte übertrug zuerst die Aufsicht derselben einem Cardinal. Sixtus fand, daß der Platz, den sie bisher eingenommen hatte, ihrer Würde gar nicht gemäß sey; versezte sie daher in den Vaticanischen Palast, und legte für sie in der Gegend deßelben, welche Belvedere heißt, ein überaus prächtiges Gebäude an; das gleichwohl auch nicht mehr als ein Jahr erforderte. Ein königlicher Saal von acht Säulen getragen, wurde der Hauptsiz der Bibliothek. Ihn umgeben Wohnzimmer für den Cardinal, der Oberaufseher ist, für die Unteraufseher und andere Gelehrte. Eine große Menge der schönsten Gemählde kam sowohl zur Zierde des Saals, als zur Erinnerung an die gelehrten Schäze deßelben, hinzu. Eine Anzahl derselben stellt die Religion, Tugenden, Wissenschaften und Künste vor. Achzehn andere bilden die vorzüglichsten Handlun-

gen, Thaten und Werke der Regierung des Papstes ab. Man sieht weiter darunter Gemählde von sechszehn allgemeinen Kirchenversammlungen; von berühmten Bibliotheken, und von denjenigen Männern, welche als Erfinder der vornehmsten Alphabete und Schriftzüge angesehen wurden. Ueberall sind Aufschriften beigefügt, welche den Inhalt der Gemählde erklären: und sowohl hier, als in den Abbildungen selbst, haben diejenigen, denen Sixtus die Erfindung und Anordnung von allem aufgetragen hatte, manches angegeben, das sich entweder nicht erweisen läßt; oder auch unleugbar falsch ist. So laßen sie vom Adam die Wißenschaften und Buchstaben überhaupt, vom Abraham das Syrische und Chaldäische, vom Moses das Hebräische, von der Königinn Isis das Aegyptische, vom Chrysostomus das Armenische Alphabet erfinden, die auch alle, zum Theil seltsam genug, abgezeichnet sind. Nicht weniger Unrichtigkeiten giebt es in den Gemählden der Kirchenversammlungen; doch dient auch hier die Freyheit der Mahler zur Entschuldigung. Uebrigens bestellte Sixtus eine hinlängliche Anzahl von Schreibern, Aufsehern und Bedienten für diese Bibliothek. Er vereinigte auch das päpstliche Archiv mit derselben, das einen großen Reichthum der ältesten Urkunden in sich faßt.

Eine fernere Bereicherung dieser so ansehnlichen Büchersammlung, konnte auch die schöne Buchdruckerey leisten, welche Sixtus im Vaticanischen Palaste anlegte. Man hat schon in seiner Verordnung über die funfzehn Römischen Congregationen gelesen, welche Schriften er darinne vor andern zum Dienste seiner Kirche und Religion herausgegeben wißen wollte. Hier wurde also seine Aus-

Ausgabe der Werke des Ambrosius zu Ende gebracht. Aus eben dieser Druckerey kam unter andern beträchtlichen Werken, im Jahr 1590. eine neue Ausgabe der Vulgata, zum Vorschein, oder der alten lateinischen Bibelübersezung, die nach und nach nicht allein aus verschiedenen Arbeiten zusammengesezt, sondern auch mit unzähligen Fehlern der Abschreiber befleckt, bisher in sehr verschiedenen Gestalten gedruckt, und dennoch von der Tridentinischen Kirchenversammlung vor die einzige authentische, das heißt, im kirchlichen und theologischen Gebrauche gültige Uebersezung der Bibel erklärt worden war. Sixtus hatte diese Ausgabe durch gelehrte Männer verbeßern laßen, und befohl daher, daß dieselbe allein in der Römischen Kirche gebraucht werden sollte; er verbot auch alle verschiedene Leseарten bey künftigen Abdrücken derselben. Allein er selbst bemerkte schon fehlerhafte Stellen genug in derselben, die er zu berichtigen im Begriff war, wenn ihn nicht der Todt daran gehindert hätte. Zwey Jahre nach demselben, ließ bereits Clemens der achte eine neue Ausgabe der Vulgata ans licht stellen, die von der Sixtinischen in sehr vielen Stellen abwich, und gleichwohl, nach der Verordnung des Papstes, allein das höchste Ansehen behaupten sollte. Dieser Beweis, den zween Päpste selbst wider ihre Unfehlbarkeit in Religionssachen gegeben haben, ist von den Protestanten sogleich, und nachmals auch von Römischcatholischen Gelehrten, ergriffen worden.

Weit merkwürdiger aber würde eine andere Veranstaltung dieses Papstes in Absicht auf die Ausbreitung der heiligen Schrift in seiner Kirche seyn, wenn sie außer allen Streit gesezt wäre. Leti er-

zählt sie wenigstens auf die zuversichtlichste Art. Im Jahr 1589. schreibt er, ließ **Sixtus** eine Italiänische Uebersezung der **Bibel** drucken, und machte sie durch eine eigene **Bulle** bekannt. Man sprach viel über dieselbe: und einige Cardinäle, auch der spanische Gesandte, Graf von **Olivarez**, thaten ihm darüber Vorstellungen, als über eine ärgerliche, den Ketzern nur zu angenehme Sache. Allein der Papst lachte bloß über ihre Bedenklichkeiten, und sagte: Wir haben sie für Sie, die Sie kein Latein „verstehen, ausfertigen laßen.“ Sie wandten sich hierauf an den König von Spanien, damit er seinen bekannten Religionseifer, bey einer Veranlassung, die für seine italiänischen Staaten sehr wichtig wäre, blicken laßen möchte. **Philipp** ertheilte würklich seinem Gesandten Befehl, auf die Unterdrückung jener Uebersezung zu dringen, weil er sonst selbst Maaßregeln dawider nehmen müßte, die in seiner Macht stünden. Der Gesandte erfüllte diesen Auftrag mit allem möglichen Nachdruck; er redete lange zu dem Papste, ohne daß ihm dieser ein Wort antwortete, bis er zulezt ungeduldig ausbrach: „Eure Heiligkeit antworten mir nicht; ich weiß nicht, „was Sie darüber denken.“ „Ich denke, sagte der entrüstete Papst darauf, „wie ich Sie jezt zu diesem „Fenster hinauswerfen laßen will, um Sie zu belehren, wie Sie mit dem Papste sprechen sollen.“ Sogleich gieng er in ein anderes Zimmer, und ließ den Gesandten stehen. **Leti** gesteht, daß manche Römischkatholische Schriftsteller diese ganze Sache geleugnet haben. Er widerlegt sie aber, indem er sich auf Exemplare der gedachten Uebersezung beruft, die noch in den öffentlichen Bibliotheken zu Florenz, zu **Meiland** und zu **Genf** vorhanden wären. Er versichert auch, daß viele Schriftsteller unter den

Zeit-

Zeitgenoßen des Sixtus, und seitdem nicht wenige andere, eben dieses bezeugten, und führt außerdem die Worte des Cardinals Toledo an, der über diese italiänische Bibel ausgerufen hätte, Gott habe seine Kirche verlaßen; allein der Papst, der Gott verlaße, werde auch bald sterben. Mehr sollte man beinahe nicht zur Bestätigung dieser Nachricht verlangen; und dennoch bleibt sie sehr ungewiß. Die Protestanten, welche sie bis auf die neuesten Zeiten forterzählt haben, thaten dieses bloß auf den Glauben des Leti; noch ist, so viel ich weiß, kein einziges Exemplar dieser Uebersezung genauer angezeigt und beschrieben worden. Le Long, der über diese Materie so viele Untersuchungen angestellt hat, leugnet ihr Daseyn gänzlich. Es ist auch nicht leicht einzusehen, was vor eine Absicht der Papst bey der Ausfertigung dieser Uebersezung gehabt haben könnte. Freylich darf man diese Erzählung aus dem Grunde allein nicht verdächtig machen, weil er durch einen solchen Schritt den Protestanten zugegeben haben würde, daß die heilige Schrift in der Sprache des gemeinen Volks gelesen werden müße. Man könnte dagegen erinnern, daß es möglich gewesen wäre, die Uebersezung so abzufaßen, um alle unterscheidende lehren der Römischen Kirche darinne zu finden: und es ist wenigstens gewiß, daß es den Mitgliedern derselben gleichgültig seyn werde, ob sie die Bibel in der Landessprache lesen oder nicht, so lange sie einen Papst, oder wenn man will, eine Kirche, das heißt, eine Anzahl Bischöfe, verehren, der oder die für sie allein entscheiden, wie die Bibel verstanden, und was noch alles außerhalb derselben von ihnen geglaubt werden müße.

Sixtus that noch einiges andere zur Beförderung der Wißenschaften in seinen Ländern. Er legte

zu Bologna ein Collegium oder eine höhere Schule, an, auf welcher die Jünglinge seines Vaterlandes, der Anconitanischen Marck, in den freyen Künsten unterwiesen, aber auch frey unterhalten werden sollten. Zu Rom selbst stiftete er an dem Franciscanerkloster der Apostel, in einem besonders dazu erkauften Gebäude, eine ähnliche Anstalt für die jungen Mitglieder dieses Ordens, zur Wohnung, zum Unterrichte, und zur schärfsten Prüfung derselben; er schenkte auch eben dahin eine zahlreiche Bücherſammlung. Dieses Collegium untergab er dem Schutze des heiligen Bonaventura, und nannte es nach deßen Nahmen. Er hatte gegen diesen Franciscaner des dreyzehnten Jahrhunderts, der scholastische und mystische Theologie, Frömmigkeit und Aberglauben sehr stark miteinander verband, seit langen Jahren eine ungemeine Verehrung bey jeder öffentlichen Gelegenheit bewiesen; als Papst erklärte er ihn feyerlich vor einen der Hauptlehrer der Kirche. Man erzählte aber auch, daß er sich dieses Heiligen, als er noch Cardinal war, schlau zu bedienen gewußt habe, um in dem großen Entwurfe, den er sich damals gemacht hatte, weiter vorzurücken. Bonaventura hatte die ihm angetragene päpstliche Würde ausgeschlagen. So oft man also dem Montalto Aussichten auf dieselbe zeigte, unterließ er niemals zu betheuren, daß das Beispiel eines solchen Heiligen für ihn allein hinlänglich sey, von jener hohen Stelle sich mit Schaudern zurück zu ziehen. — Einen andern Franciscaner, Diego, ernannte Sixtus selbst im Jahr 1588. zum Heiligen. Er war von einem spanischen Laienbruder seines Ordens schriftlich darum gebeten worden. Diesem antwortete er, (vielleicht um ihn loß zu werden; oder überhaupt, um es mit mehr Anstand, und gesichert über

die

die dazu nöthigen Kosten, thun zu können,) ein solcher Antrag müße von Königlichen Personen herkommen. Aber sein Antwortschreiben wurde dem Könige von Spanien selbst bekannt, der diese schon andern Päpsten vorgetragene Bitte erneuerte, und in kurzem erfüllt sah, zumal da er alles Geld, welches bey der feyerlichen Heiligsprechung dieses gebohrnen Spaniers erfordert wurde, hergab.

Ueber diesen kirchlichen Standeserhöhungen vergaß jedoch Sixtus die wichtigen Staatsbegebenheiten seiner Zeit so wenig, daß sie vielmehr seine Theilnehmung weit lebhafter als jene gereizt zu haben scheinen. Sie waren in den Jahren 1588. und 1589. hauptsächlich für Frankreich, Spanien, England und die Vereinigten Niederlande, groß und entscheidend. In den äußerst verworrenen Französischen Angelegenheiten arbeitete niemand mehr zur Wiederherstellung einer gewißen Einigkeit, als eben der Papst. Es war noch immer sein vornehmstes Bestreben, den König mit den Oberhäuptern der Ligue auszusöhnen, damit sie gemeinschaftlich den König von Navarra bekriegen, und also desto leichter die sogenannte Ketzerey in Frankreich ausrotten möchten. Der berühmte Verrammelungstag (la journée des barricades) am 12ten May des Jahrs 1588. da der Herzog von Guise den König aus Paris zu flüchten nöthigte, vergrößerte die Schwierigkeiten jener Aussöhnung aufs neue. Sixtus mißbilligte es sehr, daß der König seine Hauptstadt verlaßen, und sie dem Herzoge zur Beute hingegeben habe; er bemerkte den vorhergehenden noch größern Fehler des Königs, daß er diesen seinen furchtbaren Feind nicht, sobald er ihm auf dem Schloße seine Aufwartung machte, gefangen habe

nehmen

nehmen laßen. Jedermann sieht leicht, daß Sixtus an der Stelle des Königs sich aus dieser Verlegenheit rühmlicher gezogen haben; oder vielmehr niemals in dieselbe gerathen seyn würde. Er hörte darum nicht auf, alles zur Besänftigung der beiden Partheien beizutragen. Denn was er am meisten befürchtete, war dieses, daß Heinrich der dritte, der es sehr wohl wußte, daß der König von Navarra, obgleich von ihm verfolgt und bekriegt, dennoch die gewißeste Stütze seines Throns sey, den er daher durchaus nicht völlig unterdrückt wißen wollte, sich endlich mit demselben wider die Ligue verbinden möchte. Unterdeßen hatte es doch das Ansehen, daß der Herzog von Guise zu einem Vergleiche mit dem Könige, den der päpstliche Nuncius zu stiften so eifrig war, geneigt wäre. Dieser Gesandte schlug unter andern vor, daß beide Theile zum Besten der Römischkatholischen Religion, die Einführung der Inquisition zu Paris, die Gesezmäßige Annehmung der Tridentinischen Kirchengeseze, und die uneingeschränkte Ausübung der päpstlichen Gewalt im ganzen Reiche, miteinander verabreden möchten. Das hieß nun wohl etwas deutlich verrathen, daß sein Herr, der Römische Friedensstifter, noch mehr für sein Ansehen in Frankreich, als für die Beruhigung dieses landes, sorgen wolle. Auch war der Herzog von Guise, ob er gleich den Papst seines Gehorsams versichern ließ, weit entfernt, Vorschläge anzunehmen, die ihn um die liebe eines großen Theils der Franzosen gebracht haben würden. Endlich wurde doch, hauptsächlich durch die Bemühungen des Nuncius Morosini, der Friede zwischen dem Könige und der Ligue im Jahr 1588. zu Stande gebracht. Dem Papste gefielen die Bedingungen deßelben, die unter andern auch die Ausschlie-

schließung eines jeden ketzerischen Fürsten von der Thronfolge, und die Zerstörung der Ketzerey, enthielten. Er wünschte nur, daß dieser Friede dauerhaft seyn möchte; es konnte seiner Scharfsichtigkeit nicht entgehen, daß durch denselben die Beschwerden, das Mißtrauen, der Haß beider Partheien gegen einander nicht gehoben, nur auf kurze Zeit bedeckt worden wären.

Auch darinne war der Wille des Papstes erfüllt worden, daß man in den Friedensschluß eingerückt hatte, die Kirchenversammlung von Trident sollte aufs baldigste in Frankreich angenommen werden. Allein der Zusaz, den man dabey machte: es sollte dieses ohne Nachtheil des königlichen Ansehens, und der Freyheiten der französischen Kirche, geschehen, verbitterte dem Papste das Vergnügen, welches er darüber empfinden konnte. Eigentlich waren diejenigen Schlüße dieser erst vor vier und zwanzig Jahren geendigten Synode, welche den Glauben der Römischen Kirche betrafen, in Frankreich stillschweigend angenommen worden. Es gab aber noch viele andere Geseze derselben über die Geistlichkeit, die Kirchenzucht, den Unterricht der Jugend, die Ehen, die neuen Bücher, und dergleichen mehr, die zum Theil mit den Rechten des Königs und der weltlichen Obrigkeit, auch mit gewißen Vorrechten, welche die Französische Kirche schon lange gegen die Päpste behauptete, durchaus stritten. Diese Geseze hatten es bisher verhindert, daß die gedachte Kirchenversammlung keine allgemeine, von dem Könige und dem Parlament zu Paris öffentlich anerkannte Gültigkeit erhalten konnte. Bekam sie dieselbe auch nunmehr mit dem erwähnten Zusaze: so fielen doch durch denselben alle diejenigen

Schlüße

Schlüße weg, gegen welche man solche Einwendungen hatte. Den Päpsten aber war ungemein viel daran gelegen, das Ansehen einer Kirchenversammlung, durch welche sie ihr eigenes so glücklich befestigt hatten, ohne alle Einschränkung in Frankreich zu gründen. Als daher Sixtus um diese Zeit seinen Nuncius in diesem Reiche, Morosini, auf Verlangen des Königs, zum Cardinal und Legaten oder außerordentlichen Abgesandten, erklärte: trug er ihm nicht allein die gewöhnlichen Geschäfte auf, unter andern auch darauf bedacht zu seyn, daß der König allen ketzerischen Staaten seinen Schutz entziehe, weil sonst geistliche Waffen wider ihn gebraucht werden müßten; sondern er befohl ihm recht vorzüglich, die unbedingte Annehmung der oftgedachten Kirchenversammlung zu besorgen. „Wenn der König, sezte der Papst hinzu, den Titel des Allerchristlichsten Königs führt: so sollte er nicht hierinne mit so schweren Aergerniß der Christen, und Reizung des göttlichen Zorns, gezaudert; sondern vielmehr andern ein Beispiel gegeben haben. Dieses muß schlechterdings geschehen: und ohne diesen Punkt soll kein Vergleich geschloßen werden. Der heilige Apostolische Stuhl wird, als eine fromme Mutter, nicht ermangeln, Frankreich neue Vorrechte und Gnadenbezeigungen zu ertheilen.“ So zahlreich aber auch die päpstliche Parthey damals in Frankreich unter allen Ständen war; so konnte doch Sixtus hierinne nicht durchdringen. Der König lehnte das Begehren durch die Erklärung ab, er hoffe die alten Schwierigkeiten nach und nach zu überwinden. Auf dem Reichstage, der im Jahr 1588. zu Blois gehalten wurde, kam die päpstliche Forderung zwar in Vortrag, und wurde von dem Herzoge von Guise, auch von der Geistlichkeit eifrig unterstüzt; allein

zween

zween muthige Patrioten, besonders der königliche Generaladvocat, sprachen mit einem so überlegenen Nachdruck dawider, daß der König, der schon dazu geneigt war, die Sache wieder fahren ließ. So erzählt Thuanus, der große Zuschauer dieser Begebenheit, ihren Ausgang. Wenn also Tempesti die Schuld dieser Verweigerung auf die Domkapitel und den Adel wirft, weil beide sich im unrechtmäßigen Besize vieler kirchlichen Würden und Güter befunden hätten: so verdient er keinen Glauben. Er läßt auch die Parlements Einwendungen dawider machen; die doch darüber gar nicht befragt wurden. Vergebens ließ der Papst dem Könige vorstellen, es sey unerhört, daß eine allgemeine Kirchenversammlung mit Ausnahmen angenommen würde. Er wurde zulezt so erbittert, daß er an seinen Legaten in Frankreich schreiben ließ: „wenn der König das „Concilium nicht einführen wollte, so werde ihn „Gott auch nicht als König einführen; er verfluche „die Einschränkung: unbeschadet der Rechte des „Königs und des Reichs; der König werde es „schon empfinden, was daraus erfolge, wenn man „Gott Bedingungen vorlegen wolle; er wiße es auch „wohl, daß die Worte einer allgemeinen Kirchen„versammlung Worte Gottes selbst sind.“ — In einer andern minder wichtigen Angelegenheit glückte es dem Papste beßer. Zween Prinzen des königlichen Hauses, der Prinz von Conti und der Graf von Soißons, verließen den König von Navarra und die protestantische Religion, um sich mit der Gegenparthey zu vereinigen. Sixtus schrieb seinem Legaten ein demüthigendes Cärimoniel vor, mit welchem er ihnen in seinen Nahmen Vergebung und loßsprechung ertheilen sollte; ohne sie doch, fügte er ausdrücklich hinzu, dadurch vor fähig zur Thronfolge

folge zu erklären. Und obgleich der König dem Grafen von Soißons eine Verzeihungsurkunde ausfertigen ließ; so konnte sie doch nicht eher ihre volle Gültigkeit erhalten, bis er insgeheim von dem Legaten loßgesprochen worden war.

Auf einmal verlor der Papst das Vertrauen des Königs von Frankreich. Der Herzog von Savoyen hatte sich im Jahr 1588. der Unruhen dieses Reichs bedient, um demselben das Marquisat von Saluzzo zu entreißen; wiewohl unter dem Vorwande, er habe es bloß darum besezt, damit sich die französischen Ketzer deßelben nicht bemächtigen könnten, und werde es dem Könige zurückgeben, sobald diese unterdrückt wären. Heinrich der dritte und alle seine Stände waren entschloßen, den Herzog sogleich deswegen zu bekriegen. Der Papst allein widerrieth es; er versprach dem Könige, wenn er erst sein Reich beruhigt haben würde, das Marquisat auf seine eigene Kosten wieder zu verschaffen, und versicherte ihn der Ergebenheit des Herzogs. Da aber der König erfuhr, daß der Papst dieses Unternehmen des Herzogs nicht allein gebilligt, sondern ihn auch zu ähnlichen Versuchen aufgemuntert haben sollte: so kehrte er sich überhaupt nicht mehr an deßen Rathschläge. Der Herzog von Guise hatte während des fortdauernden Reichstags, seine alten Besorgniße mehr als jemals aufgeweckt. Er regierte die Stände; das Ansehen des Königs fiel täglich mehr; vor den übermüthigen Worten und Handlungen des Herzogs hielt sich Heinrich nicht länger auf dem Throne sicher, und beschloß endlich seinem Feinde zuvor zu kommen. Ihn auf dem rechtlichen Wege verurtheilen zu laßen, schien gefährlich und beinahe unmöglich zu seyn; der König

ließ

ließ also den Herzog und seinen Bruder, den Cardinal, in den lezten Tagen des Jahrs 1588. durch einige von seiner Leibwache ermorden.

Unterdeßen hatten auch die Spanischen Angelegenheiten in eben diesem Jahr den Papst sehr beschäftigt. Philipp der zweyte rüstete sich seit einiger Zeit zu einem der furchtbarsten Angriffe auf England. Er bezeigte sich gegen den Papst, von dem er dabey unterstüzt zu werden hoffte, sehr gefällig, und widerrief, sobald es dieser verlangte, einen Befehl, durch welchen er in der Grafschaft Burgund die Kirchengüter zu seinem Dienste bestimmt hatte. In der That erneuerte jezt Sixtus den Bann, welchen seine Vorgänger wider die Königinn Elisabeth ausgesprochen hatten, in einer besondern Bulle. Er sagte darinne, daß er, vermöge der ihm von Gott ertheilten Gewalt, wegen des Abfalls Heinrichs des achten von der Römischkatholischen Kirche, wobey Elisabeth zu großem Aergerniß und Gefahr ihrer Nachbarn, mit hartnäckiger Empörung beharre, gebeten von vielen, selbst von Engländern, mehrere Fürsten, besonders aber den mächtigen König von Spanien, ersucht habe, alle seine Kräfte dazu anzuwenden, daß diese Frau vom Throne gestürzt, die ihr ergebenen schädlichen Unterthanen gebührend bestraft, und dieses Reich, an dem der Christenheit so viel gelegen sey, durch Wiederherstellung der wahren Religion, zur Ruhe gebracht werde, Als besondere Ursachen, warum diese Königinn von neuem schärfer behandelt werden müße, führt der Papst folgende an: weil sie eine gottlose Spaltung in der Kirche erregt; sich eine widerrechtliche Macht in Kirchensachen angemaaßt; eben so unrechtmäßig das Reich an sich gerißen, und

die alte Verbindung desselben mit dem heiligen Stuhl aufgehoben; viele unschuldige Menschen gemißhandelt; unter benachbarten Nationen Empörungen gegen ihre rechtmäßige Oberherren gestiftet; Ueberläufern, Rebellen und Mißethätern in ihrem Reiche eine Zuflucht verstattet; den Feind des christlichen Nahmens, den Türken, hervorgezogen; die heiligen Bischöfe und Priester grausam verfolgt; die sich zu ihr flüchtende Königinn von Schottland zum Tode verurtheilt; die alte Religion unterdrückt, und an Statt des alten Adels, schlechte und unwürdige Leute zu allen Aemtern befördert hätte. Deswegen that sie der Papst in den Bann; beraubte sie ihrer königlichen Würde, und aller ihrer Rechte auf England und Irland; entband ihre Unterthanen von dem ihr geleisteten Eide der Treue; befohl jedermann, der sich nicht den göttlichen Zorn zuziehen wollte, ihr nicht die geringste Hülfe zu leisten, sondern vielmehr dafür zu sorgen, daß sie bestraft werden könne; vornemlich aber ihren Unterthanen, daß sie, sobald die spanische Flotte erscheinen würde, sich mit dem Kriegsheere derselben verbinden, und deßen Feldherrn, dem Herzoge von Parma, gehorchen sollten. Er versprach zugleich, daß nichts in den Gesezen und Freyheiten der beiden Reiche, ohne Uebereinstimmung des Königs mit den Ständen, geändert, jedermann Schutz ertheilt, und diejenigen reichlich belohnt werden sollten, welche sich der Königinn bemächtigen würden, um sie an die Römischkatholische Parthey auszuliefern. Endlich bietet der Papst aus dem ihm anvertraueten Schatze der Kirche allen denen vollkommenen Ablaß an, welche an Philipps Unternehmung Theil nehmen würden.

Es war zwischen diesem Könige und dem Papste verabredet worden, daß er, wenn es erst England

land der Kirche unterworfen hätte, dieses Reich, wie ehemals Johann ohne Land, von dem Papste zur lehn tragen, und Beschützer des Glaubens heissen sollte. Der Papst schickte auch den Cardinal Alanus, einen gebohrnen Engländer, wie man oben gesehen hat, in die Niederlande voraus, um mit der spanischen Flotte in England zu landen; die von ihm ins Englische übersezte Bulle daselbst bekannt zu machen, und zur Wiedereinführung der katholischen Religion in diesem Reiche einen päpstlichen Legaten abzugeben. Diese ganze Unternehmung sollte das Ansehen eines Religionskrieges haben. Daher schiffte sich auch ein General-Vicarius der Inquisition, mit mehr als hundert Bettelmönchen und Jesuiten, auf die spanische Flotte ein, welche die Engländer bekehren, vielleicht auch nach Befinden verbrennen sollten. Sixtus gab überdieß dem Könige, als er sich noch dazu rüstete, Erinnerungen und Verweise, wie man sie zu den Zeiten der Kreuzzüge, von Rom aus zu hören gewohnt war. Er empfol ihm, sich vor allen Dingen mit Gott auszusöhnen, weil die Sünden der Fürsten, Völker und Reiche zu Grunde richteten; keine Sünde aber sezte er hinzu, erzürne Gott mehr als Eingriffe in die geistliche Gerichtsbarkeit, wie die ganze Geschichte lehre. Man habe dem Könige gerathen, in ein Gesez Prälaten, und sogar Cardinäle einzuschließen; allein dieses sey eine sehr große Sünde, die der König bereuen müße, wenn ihn nicht eine Strafe treffen sollte. Wer ihm das Gegentheil anrathe, sey ein Schmeichler, oder ein Gotteslеugner; er möchte ihm und dem heiligen Stuhl hierinne glauben; denn dieser, seiner Mutter, sey er, bey Verlust der Seeligkeit, zu gehorchen schuldig. Selbst heydnische Kaiser hätten für die geistliche Gerichtsbarkeit

so viel Ehrerbietung gehabt, daß sie, um über gottesdienstliche Personen Gesetze geben zu können, sich zu Hohenpriestern hätten wählen laßen. Der Papst versicherte endlich, daß er über dieses Vergehen des Königs viele Thränen vergoßen habe; dennoch aber hoffe, Gott werde ihm solches verzeihen, wenn er es verbeßerte.

Doch Sixtus konnte gewiß seyn, daß Philipp auch seine freyesten Ermahnungen wohl aufnehmen werde. Er hatte diesem Könige eine Million Scudi zu seiner Unternehmung wider England geschenkt; freylich wünschte er auch, daß dieses Geld gut angewandt werden möchte: und seine Meinung über die Richtung dieses Seezugs könnte leicht gründlicher gewesen seyn, als sein Urtheil über die Versündigung des Königs an der Geistlichkeit. Er billigte den Rath ungemein, den ihnen beiden der Herzog von Parma, spanischer Feldherr in den Niederlanden ertheilte, daß sich die Flotte vor allen Dingen eines Hafens in Seeland oder Holland bemächtigen sollte, in welchem sie, nahe genug an den Englischen Küsten, eine sichere Zuflucht gegen die Stürme finden könnte. Allein dieser Vorschlag wurde am spanischen Hofe hintertrieben. Diese Flotte, die größte und fürchterlichste, die man in den neuern Jahrhunderten gesehen hat, wurde von ihren Befehlshabern schlecht angeführt; von den erfahrnen Seehelden der weit schwächern Englischen Flotte in Unordnung gebracht, und zulezt von anhaltenden Sturmwinden zerstreuet, zum Theil beschädigt und vernichtet. Damit endigten sich im Jahr 1588. die glänzenden Hoffnungen des Papstes und des Königs auf die Eroberung von England, und auf die Wiederbezwingung der Vereinigten Niederländer.

Noch

Noch gegen das Ende des Jahrs 1587. war ein Fürst gestorben, mit welchem Sixtus seit einiger Zeit sich insgeheim über eine andere kühne und wichtige Unternehmung berathschlagte. Er und der Großherzog Franz von Florenz, wollten die ehemalige Hauptstadt Aegyptens, Alexandrien, die noch immer für dieses Land und die benachbarten, auch für die Handlung des mittelländischen und rothen Meeres eine wichtige Seestadt war, den Türken entreißen. Beide hatten schon große Geldsummen in Bereitschaft, um dieses auszuführen. Durch Kaufleute von Florenz und Ancona, auch einige Seeleute, hatten sie sich die genauesten Nachrichten von dem alten Hafen dieser Stadt verschafft; und nach denselben versicherten ihnen Kenner, daß man den gedachten Hafen leicht überfallen und einnehmen könne, ehe man ihm aus dem neuen zu Hülfe käme. Der Großherzog hoffte dadurch sein Gebiet zu erweitern; der Papst aber überdies noch den Weg zur Eroberung von Palästina und dem heiligen Grabe zu bahnen, welches er nach Montalto zu versezen gesonnen war. Sie ließen also, unter einem andern Vorwande, Galeeren bauen; Sixtus reiste selbst mehr als einmal nach Civita Vecchia, um die Fertigung derselben zu beschleunigen. Allein da der Großherzog zwölf solcher Schiffe von dem Könige von Spanien kauffen wollte: schlug es ihm dieser Fürst, der seine Absicht zum Theil entdeckte, ab, weil er erst einen Stillstand mit den Türken geschlossen hatte. Unterdeßen wurde doch der gedachte Entwurf nicht auf die Seite gelegt. Der Papst trat sogar mit dem Schach von Persien in eine Verbindung, damit dieser den Sultan zu Lande beschäftigen möchte: und es erschien ein Persianischer Gesandter zu Rom. Er rechnete auch auf den Beistand

stand des Großmeisters vom Maltheserorden, den er schon lange davon benachrichtigt hatte, als er ihn zum Cardinal ernannte. Doch der Todt des Großherzogs, und Geschäfte von einer dringenden Art, hinderten den Papst, weiter daran zu denken.

Einen andern seiner lieblingsgedanken, die Eroberung von Genf durch den Herzog von Savoyen, konnte dieser Fürst eben so wenig ins Werk sezen. Der Papst, den er um Hülfe wider eine Stadt ersuchte, die er ihm als einen Hauptsiz der Ketzerey, als die Quelle der Bürgerlichen Kriege in Frankreich, und vieles andern Uebels beschrieb, wollte zwar nicht, daß sie der Herzog in seinem Nahmen angreifen sollte; versprach ihm aber hundert tausend Scudi, wenn er sie eroberte, und wohl gar Kriegsvölker, wenn er sich etwan genöthigt sähe, zur Erhaltung von Avignon, ein Heer nach Frankreich zu schicken. Allein der kurze Krieg des Herzogs mit Genf im Jahr 1589. erwarb ihm wenig Vortheile. Beza lehrte damals in dieser Stadt: der größte Theologe seiner Zeit unter den Protestanten, und der den Römischkatholischen Eiferern, wegen des starken Abbruchs, den er ihnen in seinem Vaterlande Frankreich und in der Schweiz that, sehr verhaßt war. Ihre Klagen darüber am päpstlichen Hofe, veranlaßten es, wie Leti erzählt, daß Sixtus untersuchen ließ, ob es nicht möglich wäre, diesen gefährlichen Mann, eine Stüze von Genf und von den Hugonotten, wenn er sich aus jener Stadt entfernte, gefangen fortzuführen. Da man jedoch diesen Vorschlag bald aufgeben mußte, that einer von den Cardinälen diesen, daß man dem Beza auf eine geschickte Art für die Abschwörung der Ketzerey, den Cardinalshut anbieten laßen sollte. Einige

Car-

Cardinäle erinnerten dagegen, das hieße ihre Würde verächtlich machen; und wenn Beza sie ausschlüge, so werde ihm dieser Antrag nur noch mehr Ansehen unter den Ketzern geben. Endlich sagte der Papst, nachdem er die verschiedenen Meinungen darüber angehört hatte: „er habe gar nicht nöthig, daß man ihm über die Vergebung des Cardinalshutes Rath ertheile; es sey dieses sein freyes eigenthümliches Recht; er wolle auch lieber drey Städte verlieren, als einen einzigen Ketzer nach Rom rufen, um ihn mit dem Purpur zu bekleiden; denn sollte dieses ein bekanntes Mittel werden, Ketzer zum katholischen Glauben zu bekehren: so würden viele Prälaten Ketzer werden." — Man merkt wohl, daß dieses die Denkungsart des Papstes gewesen seyn könne; allein daraus folgt noch nicht die Glaubwürdigkeit dieser ganzen Erzählung.

Glücklicher als gegen Genf war Sixtus in seinen Unterhandlungen mit Pohlen, zum Besten des Erzherzogs Maximilian. Dieser Herr, der im Anfange des Jahrs 1588. von dem Feldherrn seines Mitbewerbers um die pohlnische Krone, und fast allgemein erkannten Königs Siegmund, geschlagen und gefangen worden war, konnte seine Freyheit lange nicht erhalten, weil er diesem Throne nicht entsagen wollte. Der Papst schickte also, zumal da ihn auch Philipp der zweite darum ersuchte, den Cardinal Aldobrandino als seinen Legaten nach Pohlen, um die Befreyung deßelben zu bewürken. Durch ihn und andere Gesandten wurde im Jahr 1589. der Vergleich zu Stande gebracht, der dem Erzherzoge nicht ohne jene Bedingung die Freyheit verschaffte; den er aber erst nach neun Jahren bestätigte, und deswegen zu vielen Klagen der

Pohlen gegen den Papst Gelegenheit gab. Doch dieser empfand über den rühmlichen Ausgang seiner Vermittelung so viele Freude, daß er den zurückkommenden Legaten seinen Einzug zu Rom mit besondern Ehrenbezeigungen halten ließ: und der König Siegmund vermehrte dieses Vergnügen, indem er ihn nicht allein um Rath wegen seiner Vermählung bat; sondern auch alles anzuwenden versprach, damit die katholische Religion in seinem väterlichen Reiche wieder die Oberhand bekäme.

Aber in Frankreich lief im Jahr 1589. alles den Wünschen und Bemühungen des Papstes zuwider. Sein Legat daselbst war in großer Verlegenheit, wie er sich der Würde seines Herrn gemäß, gegen einen König betragen sollte, der einen Cardinal hatte umbringen laßen. Er begehrte Gehör bey demselben, und bekam dafür ein Handschreiben des Königs, worinne ihm dieser meldete, „nunmehr sey er König, nachdem er den Entschluß gefaßt hätte, die groben Mißhandlungen von seinen Unterthanen nicht mehr zu leiden; er werde auch dabey nach dem Beispiel des Papstes bleiben, indem er sich wohl erinnere, was der heiligste Vater immer zu sagen pflegte, man müße sich Gehorsam verschaffen, und diejenigen züchtigen, von denen man beleidigt würde.“ Bald darauf sprach der König mit dem Legaten, rechtfertigte sein Verhalten gegen die Guisen mit der nahen Gefahr, von ihnen des Throns entsezt zu werden, und versicherte, daß ihm der Papst jene Worte selbst durch einen seiner Großen habe sagen laßen. Allein Morosini nahm nunmehr das ganze Ansehen eines päpstlichen Legaten an. Er erklärte dem Könige, daß es kein anderes Mittel gebe, um die schädlichen Folgen seiner Handlung aufzuheben, als

Buße

Buße zu thun, und bey dem Papste um die Loßsprechung von seiner Sünde anzuhalten, weil nicht nur der König und die Mörder des Cardinals, sondern auch alle, welche dieses Unternehmen angerathen oder gelobt hätten, in die Strafen verfallen wären, welche durch die Nachtmahlsbulle gedroht würden. Bis dieses geschehen wäre, ermahnte er den König, sich des öffentlichen Gottesdienstes zu enthalten; dagegen aber den Krieg wider die Ketzer lebhaft fortzusezen. Als der König behauptete, er könne nicht in den Bann gethan werden, antwortete ihm der Cardinal, ihm sey von dieser Freyheit nichts bewußt; der König thue beßer, seinen Fehler zu gestehen, und Gott um Verzeihung deswegen zu bitten. Zwar fuhr der König fort, jeder Fürst könne auch Geistliche bestrafen, wenn sie wider seine Person und sein Leben Anschläge faßten; der Legat hingegen leugnete sogar dieses Recht. Er bekam auch von dem Könige die Versicherung, daß der Cardinal von Bourbon und der Erzbischof von Lyon, die er gefangen hatte sezen laßen, nichts zu befürchten hätten.

Gleichwohl war Sixtus gegen seinen Legaten sehr aufgebracht: vornemlich darum, weil er nicht gleich nach der Ermordung des Cardinals, das Interdikt, (oder das Verbot alles öffentlichen Gottesdienstes am Hofe,) angekündigt habe; und wenn es ihm auch, wie der Papst an ihn schreiben ließ, hundert Leben gekostet hätte. Er selbst aber hielt, wenige Tage nach empfangener Nachricht von dieser Begebenheit, in der Versammlung der Cardinäle eine Rede, die ihn zwar die heftigsten Gemüthsbewegungen mehrmals auf einige Augenblicke zu unterbrechen nöthigten; aus der aber

sein hoher Geist nicht minder hervorblickte. „Wir „müßen, so fieng er an, einen unaussprechlichen „Schmerz an den Tag legen, der würklich heute un„aussprechlich ist, weil Wir nicht allein keinen ähn„lichen ausdrücken können; sondern weil auch ein „solches Verbrechen, so lange Menschen denken, un„erhört ist! Umgebracht ist der Cardinal von Guise! „umgebracht — umgebracht — ist ein Cardinal„Priester, der Erzbischof von Rheims war! und „das ohne Prozeß, ohne Urtheil, ohne Gesez, ohne „rechtmäßige Gewalt, durch Waffen der Weltlichen, „ohne Unser, und des heiligen Stuhls, deßen edles „Mitglied er war, Ausspruch und Ansehen! als „wenn Wir nicht in der Welt wären; als wenn „kein Gott im Himmel und auf der Erde, endlich „als wenn kein Apostolischer Stuhl wäre?“ Er bemerkte darauf, daß das allgemeine Gesez, nicht zu tödten, auch die Fürsten angehe, indem sie nur nach rechtlichen Untersuchungen, züchtigen und strafen dürften; daß der Cardinal auf die unregelmäßigste Art, ohne Erlaubniß seines Obern, welches der Papst sey, wie der niedrigste vom Pöbel, ermordet worden sey; daß er kein Verbrechen wider den König und die Krone begangen haben könne, weil ihn der König erst vor kurzem dem Papste mit vielen Lobsprüchen empfolen habe, und daß der König, wenn er auch etwas solches begangen hätte, schuldig gewesen wäre, ihn dem Papste zur Bestrafung zuzusenden; ihn wenigstens bewachen zu laßen, und den päpstlichen Befehl zu erwarten; oder auch den Legaten, der doch des Königs Vertrauter sey, und auf deßen Verlangen, zum Nachtheil älterer und sehr würdiger Cardinäle, mit dieser Stelle bekleidet worden wäre, darüber um Rath zu fragen. Doch dankte der Papst Gott, daß, weil es ihm so gefallen

len hätte, dieser schlimme Zufall sich zu seiner Zeit ereignet habe; und hoffte, Gott werde ihm auch beistehen, um die nöthigen Maaßregeln dawider nehmen zu können. Er meldete den Cardinälen weiter, zween königliche Gesandten hätten zwar so dringend um Verzeihung und Loßsprechung für ihren Herrn gebeten, daß sie nicht eher vor seinem Thron aufstehen wollten, bevor er sie ihnen ertheilt habe; er habe ihnen aber geantwortet, daß in dem vor zwey Tagen erhaltenen Briefe des Königs nichts von einem solchen Verlangen stehe; und daß er selbst seine Sünde bekennen, und Gott und den Papst um Vergebung bitten müße. Darauf erinnerte Sixtus die Cardinäle, daß Heinrich der zweyte, König von England, obgleich nur ein Erzbischof, und bloß ihm zu Gefallen, umgebracht worden war, doch diese Sache bey dem Apostolischen Stuhl habe vornehmen laßen, seine Schuld erkannt, und dafür demüthig gebüßt habe; daß auch der Kaiser Theodosius, ein weit mächtigerer Fürst, als der König von Frankreich, nachdem er so viele Einwohner von Theßalonich hatte umbringen laßen, und deswegen von dem heiligen Ambrosius aus der Kirchengemeinschaft gestoßen worden war, die auferlegte Buße eben so willig übernommen habe; wie viel mehr, fuhr er fort, müßen andere Könige auch so gehorsam seyn! Er gestand zwar, daß einige Cardinäle sich erkühnt hätten, in seiner Gegenwart dieses Vergehen des Königs zu entschuldigen; allein er wenigstens, sagte er, wolle nicht weiter Cardinal seyn: und wenn sie selbst es zufrieden wären, daß sie ihrer großen Vorzüge beraubt würden, so wolle er es auch künftig zugeben. Er jagte sogar den Cardinal von Joyeuse aus dem Consistorium fort, weil er eine solche Entschuldigung gewagt hatte. Zulezt versprach der

Papst,

Papst, Gerechtigkeit auszuüben; möchte man euch einwenden, daß vieles Uebel davon zu befürchten sey; er besorge nichts; nur vor der Sünde, nicht vor der Gerechtigkeit, dürfe man sich fürchten. In dieser Absicht ernannte er einige Cardinäle, die über diese Angelegenheit berathschlagen sollten.

Mittlerweile hatte der König von Frankreich, Troz der Abmahnungen des Legaten, öffentlich das heilige Abendmahl genommen: und als sich dieser darüber beschwerte, berief er sich auf ein Schreiben des Papstes, worinne ihm derselbe, erst vor zwey Jahren, nicht allein die Freyheit, einen Beichtvater zu wählen, der ihn von allen, auch dem päpstlichen Stuhl vorbehaltenen Strafen der Sünden loßsprechen könnte; sondern auch selbst, auf die Bedingung des Beichtens, Fastens, Almosengebens und Gebets, vollkommenen Ablaß ertheilt hatte. Allein der König betrog sich auch in Ansehung der Würkung, welche der Todt der beiden Guisen thun würde. Er hoffte dadurch Herr in seinem Reiche zu werden; aber niemals war seine Gefahr, es zu verlieren, größer gewesen, als jezt. Die Ligue kündigte ihm nun völlig den Gehorsam auf; Paris, viele andere große Städte und ganze Provinzen, wurden von ihr zu diesen Gesinnungen fortgerißen; von den Kanzeln herab ergiengen die schmähsüchtigsten Aufforderungen an die Zuhörer, den Mord der Guisen an dem Könige zu rächen: und von der fast allgemeinen Wut ergriffen, stellte auch die Sorbonne, oder theologische Facultät zu Paris, ein Gutachten des Inhalts aus, daß die Nation an ihren dem Könige geschwornen Eid nicht mehr gebunden, vielmehr berechtigt sey, die katholische Religion wider ihn mit gewaffneter Hand zu vertheidigen; ein Gutachten, welches sie dem Papste

zur

zur Bestätigung übersandte. An eben denselben schickte die Ligue überhaupt Abgeordnete, welche ihn baten, sie von ihrem dem Könige geleisteten Eide zu entbinden; ihren Krieg gegen diesen Feind der Religion und des öffentlichen Friedens vor gerecht zu erklären; endlich ein Jubeljahr für alle diejenigen Fürsten und andere Personen auszuschreiben, die ihr bey Gott Hülfe leisten würden. So mißvergnügt auch der König über den Papst und die Geistlichkeit war; so sah er sich doch in dieser traurigen Lage genöthigt, den erstern um Vermittelung des Friedens zu bitten, weil er sich sonst, von der Ligue gedrängt, um Beistand an die Ketzer wenden müße. Er meldete dieses dem Legaten; der aber bey den Oberhäuptern der Ligue keine wahre Neigung zu einem Vergleiche, fand. Der König sandte auch einen Bischof nach Rom, der ihn zu entschuldigen suchte, und unter andern zu dem Papste sagte, der König habe nur wegen der Würde des Cardinals von Guise einige Bedenklichkeiten empfunden, und daher von seinem Beichtvater, Kraft der päpstlichen Vergünstigung, die loßsprechung verlangt; jezt bitte er den Papst voll Reue um seinen Seegen. Doch dieser antwortete ihm, er erinnere sich nicht, Erlaubniß gegeben zu haben, daß der König auch von Mordthaten und Verlezungen der Kirchenfreyheit loßgesprochen werde. Vergebens hielt der König selbst in einem Schreiben an den Papst um die Absolution an. Er verweigerte sie demselben, bis er erst die beiden gefangenen Prälaten in Freyheit gesezt hätte; und doch war vorauszusehen, daß alsdann der eine derselben, der Cardinal von Bourbon, sogleich von der Ligue zum Könige werde ausgerufen werden. Es geschah endlich, was der König in seiner äußersten Noth thun mußte; er vereinigte sich mit dem

dem Könige von Navarra, und verspürte bald die besten Folgen davon. Der Legat entfernte sich nun, wie ihm Sixtus auf diesen Fall befohlen hatte, von dem Könige, der auf einen neuen Versuch, von dem Papste losgesprochen zu werden, die Antwort bekam, die beiden geistlichen Gefangenen müßten erst nach Rom geschickt werden.

Sixtus rechnete ohne Zweifel auf die ihm bekannte schwache Gemüthsart des Königs, indem er sich entschloß, ihn durch etwas mehr Strenge zur Unterwerfung zu zwingen. Im May des Jahrs 1589. machte er in der Versammlung der Cardinäle, ein drohendes Abmahnungsschreiben (Monitorium) an den König bekannt, in welchem er ihn „durch die Eingeweide der göttlichen Barmherzigkeit, und mit seinem Apostolischen Ansehen, zum ersten, zweyten und drittenmal ermahnte, auch ihm befohl, innerhalb zehn Tagen, von der Bekanntmachung dieses Schreibens an, dem gefangenen Cardinal und Erzbischof ihre Freyheit wieder zu geben, und dreißig Tage darnach, dem heiligen Stuhl gehörige Nachricht davon zu ertheilen; widrigenfals er sowohl, als seine Anhänger von der Gemeinschaft der heiligen Kirche ausgeschloßen werden sollten.“ Außerdem citirte er ihn, binnen sechszig Tagen entweder selbst, oder durch Bevollmächtigte, zu Rom zu erscheinen, und vor dem daselbst bestellten Gerichte, wegen der an beiden Gefangenen begangenen Mißhandlungen, Rede und Antwort zu geben. Zugleich rechtfertigte sich der Papst gegen die Cardinäle, daß er nicht zu scharf, wie die königlichen Gesandten klagten, mit ihrem Herrn verfahre. Er führte zum Beweise davon an, daß er bis in den fünften Monath vergeblich einige aufrichtige Zeichen der Buße von dem Könige

nige erwartet habe; daß dieser vielmehr, mit Verachtung des Bannes, den Gottesdienst öffentlich besucht, auch mit den Ketzern einen Stillstand schließe; und dennoch den Papst, der eigentlich sein Richter sey, zum Friedensmittler verlange. Nachdem Sixtus den Cardinälen bey Strafe des Bannes, ein unverbrüchliches Stillschweigen über alles dieses auferlegt hatte: schickte er das Monitorium, so geheim als möglich an seinen Legaten in Frankreich, damit es dort an gleichem Tage, wie in Rom, verkündigt werden möchte. Die Ligue erfüllte diesen Willen des Papstes begierigst: und Heinrich der dritte ängstigte sich würklich über die Erscheinung des päpstlichen Befehls. Seine Bestürzung würde ihn ganz außer Stand gesezt haben, als Fürst und Feldherr zu handeln, wenn ihn der König von Navarra nicht aufgemuntert hätte, gemeinschaftlich zu fechten und zu siegen, wann ihnen der päpstliche Bann nichts schaden sollte.

Kurz darauf aber veränderte sich der Zustand der französischen Angelegenheiten von neuem, und wider alle Erwartung des Papstes. Heinrich der dritte wurde am ersten August des Jahrs 1589. von dem Dominicaner Jacob Clement, einem der schwärmerischen Anhänger der Ligue, deren sie Tausende zu ihren Diensten hatte, und die freylich durch das päpstliche Monitorium noch mehr gegen ihren König angefeuert werden mochten, ermordet. Sein rechtmäßiger Nachfolger auf dem Throne war der König von Navarra, der nunmehr Heinrich der vierte hieß. Allein die Ligue verwarf ihn, als ein von dem Banne getroffenen Ketzer; mehrere Große, die seinem Vorgänger ergeben gewesen waren, verließen ihn nebst den Kriegsvölkern, welche sie anführten, auch

auch unter dem Vorwande der Religion: und die übrigen katholischen Prinzen und Herren, die ihn als ihren König erkannten, thaten es doch nicht eher, als bis er ihnen schriftlich versprochen hatte, ihrer Religion den Rang der herrschenden im Reiche zu erhalten; eine Kirchenversammlung zusammen rufen zu laßen, deren Schlüße er annehmen wollte, und eine Gesandtschaft an den Papst zu genehmigen, von dem sie sich dasjenige ausbitten wollten, was zum Besten des Königs und des Staats nöthig seyn würde.

Als Sixtus die Nachricht von dem Tode Heinrichs des dritten bekommen hatte, stellte er es in einer Rede vor den versammleten Cardinälen, als etwas Bewundernswürdiges und fast Unglaubliches vor, daß ein so mächtiger König, der eben an der Spitze eines großen Kriegsheeres, Paris so weit gebracht hatte, ihn um Gnade zu bitten, in seinem eigenen Zimmer von einem unbewaffneten Mönche mit einem bloßen Meßer umgebracht worden wäre. Das sey gewiß darum geschehen, sagte er, damit jedermann daran die Stärke der göttlichen Gerichte erkennen möchte. Und obgleich der heilige Stuhl gewohnt sey, für die Könige von Frankreich ein feyerliches Leichenbegängniß halten zu laßen; so könne doch solches bey diesem, der allem Ansehen nach unbußfertig gestorben sey, nicht beobachtet werden; wiewohl ohne Nachtheil dieses Reichs. — Hier sprach, wie man sieht, bloß ein Papst, der alles nach den Verhältnißen gegen seinen Stuhl abmaß; Gott zum Diener der Absichten deßelben machen wollte, und es daher desto leichter vergaß, wodurch er selbst das Schicksal des unglücklichen Königs erschwert habe.

Weiser und billiger urtheilte er bey dem fernern Lauf dieser Angelegenheiten. Da er es fühlte, wie groß

groß die Rolle sey, die er bey denselben spielen konnte: so hatte er gar bald über zweyhundert Breven oder Schreiben, an die Prälaten und andere Große in Frankreich, an viele Edelleute und andere bedeutende Männer in den vornehmsten Städten abgelaßen, worinne er ihnen die friedliche Wahl eines katholischen Königs empfol. Den Kaiser ersuchte er zugleich, nicht zuzugeben, daß ketzerische Kriegsvölker aus Deutschland nach Frankreich übergiengen. Im Vertrauen auf die Unterstüzung des Papstes, erklärte die Ligue den noch immer gefangenen Cardinal von Bourbon, unter dem Nahmen Karls des zehnten, zum Könige, und bat durch einen Gesandten um Bestätigung deßelben. Einen andern Gesandten schickten die katholischen Anhänger Heinrichs des vierten in gleicher Absicht nach Rom. Die Venetianer säumten nicht lange, Heinrichen vor den rechtmäßigen König von Frankreich zu erkennen. Weil sie darüber den Ausspruch des Papstes nicht erwartet hatten: so streuete man aus, sie wären mit ihm im Verständniße; vielleicht hatten sie nur bemerkt, daß er diesem Könige sich weniger widersezen werde, als die Ligue hoffte, wenn nur seine Vortheile dabey gesichert wären. In der That hatte er die Worte hören laßen, „es werde sehr schwer seyn, Heinrichen den Thron zu entreißen:“ und dieses war für diejenigen, welche den Papst kannten, genug. Doch, seiner Größe eingedenk, übereilte er sich durchaus nicht; er mischte äußerliche Andacht und Verstellung geschickt untereinander. Um den göttlichen Beistand zu einem so schweren Geschäfte zu erhalten, ließ er eine feyerliche Procession anstellen, die alle Cardinäle und sein ganzer Hof andächtig begleiteten. Er gab sich das Ansehen, daß er Frankreich mit allen seinen Kräften

Hülfe leisten wolle; sagte aber zu einem der Cardinäle, er werde nicht eher Geld hergeben, als wenn der König von Spanien ein sehr ansehnliches Heer zur Bekriegung des Königs von Navarra, und zur Behauptung eines katholischen Königs in Frankreich, stellen würde. Dem spanischen Gesandten trug er auf, an seinen König zu schreiben, jezt wäre die Zeit vorhanden, da er sich, wenn er Frankreich und der Religion beistünde, unsterblichen Ruhm erwerben könnte; auch wegen seiner angränzenden Staaten in Italien und den Niederlanden, müße er daran Theil nehmen, und es sey nöthig zu wachen, den Herzog von Parma und seine übrigen Befehlshaber in der besten Bereitschaft zu halten. Für sich hingegen wählte Sixtus desto mehr ein gleichgültiges und unentschiedenes Betragen, je weniger sich noch die Gesinnungen und der Fortgang beider Partheyen in Frankreich entwickelt hatten. So viel konnte ihm zwar nicht verborgen bleiben, daß die Oberhäupter der Ligue, bey allem ihrem zur Schau getragenen Eifer für die katholische Religion, hauptsächlich damit umgiengen, sich auf Kosten der französischen Krone Länder und Macht zu erwerben; und daß Philipp der zweyte, ohngeachtet er ihr Bundsgenoße war, das äußerst entkräftete Frankreich nach und nach an seine Monarchie zu knüpfen suchte. Allein da keines von beiden dem Papste gefallen konnte, und auf der andern Seite Heinrich der vierte immer genug für ihn hoffen ließ: so erklärte er sich nicht mit der Eilfertigkeit, die Spanien und die Ligue von ihm dringend begehrten.

Vielmehr schickte er den Cardinal Gaetano, als seinen neuen Legaten, nach Frankreich, wo er gleichsam als Schiedsrichter unter seiner Hoheit, erst

nach

nach reifen Unterſuchungen, über die große Frage vom Throne ſprechen ſollte. Er wies ihm nicht mehr als hunderttauſend Scudi zum Dienſte der Ligue an; redete zwar auch von funfzehn bis ſechszehntauſend Soldaten, welche er ihr zur Hülfe ſenden wollte; verwarf aber den Vorſchlag eines Cardinals, ſogleich noch einen andern Legaten, an der Spitze eines ſolchen Heeres, nach Avignon abgehen zu laßen. Dem Gaetano ertheilte er den Auftrag, darauf bedacht zu ſeyn, daß in Frankreich ein katholiſcher Fürſt die Krone erhalte; die beiden gefangenen Prälaten loßgelaßen; die Inquiſition daſelbſt eingeführt; das alte Bündniß des franzöſiſchen Hofs mit den Türken aufgehoben, und die Freyheiten der franzöſiſchen Kirche, welche mit dem Anſehen des Apoſtoliſchen Stuhls ſtritten, vernichtet würden. Die Ligue ſollte er bloß als eine Stüze der katholiſchen Religion betrachten und ſchüzen; aber auch zugleich fleißig nachforſchen, ob ſie einen Aufruhr unterhalte; oder ob ſie eine vom Religionseifer geleitete Geſellſchaft ſey? ob ihr Haupt, der Herzog von Mayenne, nach dem Throne ſtrebe; oder die Zerſtörung der Ketzerey zur Abſicht habe? Ueberhaupt empfol er ihm die genaueſten Nachrichten von dieſer und von der ihr entgegen geſezten Parthey einzuziehen; wollte aber nicht, daß er ſelbſt eine Parthey nehmen, und den innerlichen Krieg unterhalten; ſondern in ſeinem, als des gemeinen Vaters der Chriſten, Nahmen, den Frieden befördern ſollte.

Gaetano erfüllte dieſe Abſichten des Papſtes ſchlecht genug. Schon die Langſamkeit und Seltenheit ſeiner Berichte machte ſeinen Herrn unwillig; als dieſer aber hörte, daß ſich ſein Legat an die

Spitze der Ligue gestellt, sie zu fernern Feindseeligkeiten gegen den König gereizt, die Kirchenversammlung, in welche Heinrich bereits gewilligt hatte, gehindert, und die Entwürfe der Spanier begünstigt habe: gerieth er in den heftigsten Zorn. Er nannte ihn einen Legaten des spanischen Gesandten zu Rom, und drohte, ihn zu einer scharfen Bestrafung zurück zu rufen. Zwar hatte er auch den Cardinal Morosini, aus Verdruß über den schlimmen Ausgang seiner Gesandtschaft in Frankreich, zurückkommen laßen; er war schon Willens, ihn gefangen sezen zu laßen: und im Gefängniße sollte er sich gegen die harten Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, vertheidigen. Allein Morosini, dem man rieth, wenigstens einige begangene Nachläßigkeit zu bekennen, gab zur Antwort, er wolle lieber unschuldig verurtheilt, als auf eine unwürdige Art befreyet werden. Würklich vertheidigte er sich so geschickt, daß ihm der Papst unter vielen Lobsprüchen, die rühmlichste Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und ihn seitdem unter seine vertrautern Räthe aufnahm.

Dagegen wurde die Ligue und der spanische Hof täglich mißvergnügter über den Kaltsinn, mit welchem Sixtus ihrem Ansuchen begegnete. Umsonst versuchte er ihnen zuweilen ein Blendwerk zu machen; die Würkung deßelben konnte nicht lange fortdauern. So stellte er sich überaus zornig gegen die Venetianer, weil sie den Herzog von Luxemburg, den Heinrich der vierte und die mit ihm verbundenen Prinzen seines Hauses an den Papst abschickten, mit vielen Ehrenbezeigungen aufgenommen hatten. Er rief seinen Nuncius nicht ohne Drohungen von Venedig weg; die Gesandten von Spanien und Savoyen verließen diese Stadt ebenfals.

fals. Aber nach einem Monathe kehrten sie alle wieder dahin zurück: und als Luxembourg im Anfange des Jahrs 1590. zu Rom erschien, wurde er von dem Papste so gut als er nur wünschen konnte, empfangen: obgleich die Gesandten Spaniens und der Ligue alles anwandten, damit ihm das Gehör versagt werden möchte. Ohne Zweifel trugen zu diesem günstigen Empfang, die von dem Könige für die katholische Religion in seinem Reiche ausgestellte Versicherung; einige, wenn gleich vielleicht nur zweydeutige Bereitwilligkeit, die er zur Vereinigung mit der Römischen Kirche blicken ließ; die ausdrückliche Bestätigung, welche sein Gesandter dem Papste darüber gab; das damalige Glück der Waffen Heinrichs, und die alte Hochachtung, welche Sixtus für ihn hegte, das meiste bey. Der Papst scheint freylich geglaubt zu haben, daß der Gesandte des Königs vornehmlich wegen seiner Bekehrung mit ihm handeln wolle; er sprach davon zu den Cardinälen so erfreuet, daß er hinzusezte; „er wolle als „der Statthalter Christi jedermann gern anhören, „und wollte nur Gott, daß die sogenannte Königinn „von England, und der Herzog von Sachsen, ja „der Türke selbst, eben dieses von ihm begehrten; er „wolle sie alle liebreich umfaßen.“ Allein es ist nicht wahrscheinlich, daß Heinrich, der erst drey Jahre darauf den katholischen Glauben annahm, und vorher noch von dem Nachfolger des Sixtus als ein Ketzer gemißhandelt wurde, schon zu dieser Zeit so ernstlich entschloßen gewesen sey, sich dem Papste zu unterwerfen.

Genug, der Papst antwortete nunmehr dem Gesandten der Ligue, der für sie aufs neue um Hülfe anhielt, er wolle sie zwar leisten; aber auch

nicht die geringste Summe vergeblich hinwerfen; erst müße er den Zustand von Frankreich genauer kennen. Er nahm es sehr übel, daß sein dortiger Legat den katholischen Schweizercantons Geld in seinem Nahmen versprochen haben sollte, um dem gedachten Bunde Kriegsvölker zuzuführen. Endlich nachdem Heinrich im März des Jahrs 1590. den großen Sieg bey Ivry über das Heer der Ligue erfochten hatte, und da Sixtus bereits mit den Cardinälen berathschlagte, ob er nicht seinen Legaten aus Paris, welches sich schwerlich gegen den König würde vertheidigen können, abrufen sollte: schlug er dem heiligen Bunde, wie er sich selbst nannte, den jezt desto wehmüthiger erbetenen Beistand rund ab. „So lange Wir geglaubt hatten, sagte er, daß die Ligue sich der Sache der Religion annehme, thaten Wir es, und würden es noch länger gethan haben; nun aber, da Wir die gewiße Nachricht haben, daß es nur Ehrgeiz, auf einen falschen Vorwand gebauet, sey: so erwartet weiter keinen Schutz.“ Es half nichts, daß Mayenne dem Papste in einem langen Schreiben vorstellte, wie sehr die Ligue zur Aufrechthaltung der Religion in Frankreich unterstüzt zu werden verdiene; wie unanständig es für den Papst sey, sie zu verlaßen; welchen Eifer sein Legat, und wie viele Verstellung Heinrich in Absicht auf die vorgegebene Neigung zur Römischen Kirche, beweise. Alles was Sixtus der Ligue zu Gefallen that, bestand darinne, daß er den Parisern, welche Heinrich belagerte, die Erlaubniß gab, wenn ihre Bedürfniße es erforderten, die kostbarsten Kirchengefäße zu verkauffen. Geld wollte er ihnen nicht schicken, weil es nur, sagte er, dem Könige in die Hände fallen würde. Als aber ihr vermeinter König, der Cardinal von Bourbon, im May des

Jahrs

Jahrs 1590. gestorben war, weigerte sich Sixtus schlechterdings, ein feyerliches Leichenbegängniß für ihn anzustellen. Er überzeugte sich immer mehr, daß Heinrich durch Hülfe seiner großen Gaben sich gegen alle Feinde auf dem Throne behaupten würde. „Der Bearner," (so nannte die Ligue diesen König spottweise von seinem kleinen Fürstenthum Bearn,) „wird die Oberhand behalten," sagte der Papst gleich im Anfange, „weil er nicht länger im Bette „bleibt, als Mayenne an der Tafel."

Niemand beeiferte sich zu Rom hitziger, von dem Papste Beistand für die Ligue zu erzwingen, als der spanische Gesandte, Graf von Olivarez. Jezt verlangte er sogar, daß Sixtus die Prinzen, andere Großen und Feldherren, überhaupt alle Katholiken in Frankreich, die Heinrichen vor ihren König erkannt hatten, mit dem Banne belegen sollte: und wenn dieses von dem Papste nicht bewilligt würde, sezte er hinzu, so habe er von seinem Könige Befehl, zu protestiren. „Was protestiren! „was protestiren!" rief der Papst, von Zorne glühend, aus; „Sie beleidigen die Majestät ihres Kö„nigs, und auch die Unsrige, und machen sich gegen „beide schuldig. Wir kennen den katholischen Kö„nig, als einen weisen, klugen und rechtschäffenen „Fürsten, der unfähig ist, so niedrig zu handeln, „Wenn er so weit gehen wollte, protestiren zu laßen: „so würde er es Unserm Nuncius an seinem Hofe „gemeldet haben; von dem Wir aber keine solche „Nachricht erhalten haben. Unsere liebe zu dem „katholischen Könige, und zu ihrem Glücke — Sie „verstehen mich schon" — und hiemit entließ er den Gesandten, indem er an das Glöckchen zog. Sogleich verbot er allen Cardinälen, bey Strafe des

Bannes, mit diesem Gesandten, weder mündlich, noch schriftlich, noch durch Vermittelung anderer, eine Verbindung zu unterhalten. In der Versammlung der Cardinäle aber sprach er von unvernünftigen Anmaaßungen des Gesandten; gestand zwar, daß er seinem Legaten in Frankreich ehemals Befehl gegeben habe, die Anhänger Heinrichs durch angedrohte Kirchenstrafen von ihm abzuziehen; daß aber der Legat noch darinne fortfahre, ob es gleich nicht mehr nüzlich sey; daß er niemals einen andern König in diesem Reiche annehmen werde, als der katholisch wäre; daß jedoch diese Angelegenheit für keinen Fürsten, sondern lediglich für den heiligen Stuhl gehöre. Unterdeßen nahm Sixtus den Vorschlag eines Cardinals an, daß zween von seiner Gesellschaft, nur im Nahmen derselben, es versuchen sollten, den Gesandten auf mildere Gesinnungen herab zu stimmen. Allein sie brachten bloß die Erklärung von ihm zurück: „Wenn der Papst nicht thut, was ich von ihm verlange: so kann ich mich auch nicht enthalten, zu protestiren.“ Beym Anhören dieser Antwort wurde der Papst außerordentlich böse. „Wir haben es gehört, sagte er, Wir „haben es verstanden. Er will, daß Wir die An„hänger des Navarra in den Bann thun sollen; er „mißbraucht die Klugheit und Frömmigkeit seines „Königs: Wir aber sind gesonnen, ihn in den „Bann zu thun, und aus Rom wegzuschicken.“ Die Cardinäle wunderten sich nicht wenig, daß der Papst, bey dieser Gemüthsfaßung, sie noch um ihren Rath fragte. Dieser lief darauf hinaus, daß es, so sehr er auch das Recht auf seiner Seite hätte, doch bey den damaligen Umständen bedenklich sey, gegen den Gesandten auf diese Art zu verfahren, weil sein König sich dadurch beleidigt halten könnte. Sixtus

folgte

folgte würklich diesem Gutachten; aber desto weniger andern Rathschlägen, welche ihm die Cardinäle ertheilten; wie zum Beispiel, daß er Geld und Soldaten nach Frankreich senden, oder daß er ein allgemeines Bündniß mit den Italiänischen Fürsten zum Besten der Kirche schließen sollte.

Keine Schonung konnte jedoch den spanischen Gesandten besänftigen. Zween Cardinäle, die mit Bewilligung des Papstes, aber nicht in seinem Nahmen, einen neuen Versuch dieser Art machten, kamen auch nicht weiter, als bis zu seinen wiederholten Drohungen des Protestirens. Vielmehr that Olivarez, unter den ungestümsten öffentlichen Klagen über den Papst, alles was er konnte, ihn verächtlich zu machen. Er zeigte ein eigenhändiges Schreiben deßelben an den König von Frankreich Heinrich den dritten vor, welches Mayenne nach Spanien geschickt hätte, und worinne Sixtus, noch als Cardinal, dem Könige versprach, wenn er durch seinen Beistand die päpstliche Würde erlangte, ganz seinen Vortheilen ergeben zu bleiben. Noch kühner war ein anderes Mittel, das Olivarez zu seiner Rache ergriff. Er ließ von Neapel den königlichen Rath, Bartolomeo Groziola, nach Rom kommen: einen Mann, der dreist genug war, den Cardinälen zu sagen, er habe Befehl, ihnen eine bevorstehende Kirchenversammlung anzukündigen, auf welcher Sixtus, weil er sich als ein Beschüzer der Kezer, selbst der Kezerey verdächtig gemacht hätte, abgesezt werden sollte. Olivarez gab sich alle Mühe, dem Groziola zu einem Gehöre bey dem Papste zu verhelfen; aber dieser hatte so strenge Befehle gegeben, ihn nicht zuzulaßen, daß der Gesandte diesen Weg, ihm ins Gesicht Troz bieten zu laßen,

versperrt fand. — Etwas anders erzählt Leti dieses verunglückte Unternehmen des Gesandten. Philipp der zweyte, schreibt er, der von dem Papste theils durch die seinem Gesandten zugefügten Beschimpfungen, theils durch seine Weigerung, der Ligue beizustehen, auch durch die Bekanntmachung der italiänischen Bibelüberseżung wider den Willen des Königs, ingleichen durch die Langsamkeit, mit welcher der Papst die Religionsangelegenheiten von England behandelte, und noch überdieß durch die Absichten deßelben auf das Königreich Neapel, sehr beleidigt worden war, fragte seine Gewißensräthe, wie er sich gegen einen solchen Papst verhalten sollte. Sie antworteten ihm, er könne und müße sogar mit gutem Gewißen eine Versammlung aller Bischöfe und Theologen unter den Mönchen seines Reichs zusammen rufen, dieselbe dem Papste ankündigen, und wenn er sich dawider seżte, ihn auf dieses Concilium citiren laßen, wo man ganz gewiß die Abseżung deßelben beschließen werde, weil er, nach seiner seltsamen Gemüthsart, Dinge zu thun anfange, welche mit der Kezerey nahe verwandt wären. Darauf schrieb der König an den Olivarez, um die Meinung des Cardinals Toledo, und der andern spanischgesinnten Cardinäle darüber zu erfahren. Als sie alle den Vorschlag billigten, sah sich der Gesandte, wie ihm befohlen war, nach einer feyerlichen Gelegenheit um, bey welcher er diesen Entschluß des Königs dem Papste melden könnte. Er wählte dazu den zweyten Weihnachtsfeiertag des Jahrs 1589, an welchem Sixtus mit einem ansehnlichen Zuge sich zum erstenmal in seinen neuerbaueten Lateranischen Palast begeben wollte. Doch dieser bekam durch seine Kundschafter von dem ganzen Entwurfe Nachricht. Alsbald ließ er den Statthalter von

Rom

Rom und zween Cärimonienmeister zu sich kommen, um die Einrichtung der Cavalcata oder des Zugs zu ändern. Er befohl dem erstern, unmittelbar vor ihm her zu reiten, vor sich aber zweyhundert Sbirren, und hinter den vier ersten, die auf ihn folgten, den Scharfrichter mit einem Stricke hergehen zu laßen, der einen jeden, welcher dem Papste eine Schrift übergeben würde, er möchte Fürst, Cardinal, Gesandter, oder von sonst einem Stande seyn, in dem Augenblicke erdroßeln sollte. Der Gesandte erfuhr diese Anstalt; (man glaubte, daß sie ihm der Papst unter der Hand selbst habe zukommen laßen,) wagte es an dem bestimmten Tage nicht, seinen Palast zu verlaßen, und warf die Schrift, die er übergeben wollte, ins Feuer. — Man könnte vielleicht muthmaaßen, daß diese Erzählung, die einige unwahrscheinliche Umstände wider sich hat, (wie unter andern, daß der Papst nicht auf einer allgemeinen, sondern bloß auf einer spanischen Kirchenversammlung abgesezt werden sollte;) eine durch Gerüchte und damals sehr gangbare Spöttereien auf den Papst, veranlaßte Erweiterung der erstern sey, die Tempesti aus den Nachrichten eines Zeitgenossen des Sixtus geschöpft hatte. Nur das einzige hält noch von einer solchen Muthmaaßung zurück, daß Leti versichert, einen alten Mann gesprochen zu haben, der diesen Aufzug des Scharfrichters mit den Gerichtsdienern, in seiner ersten Jugend selbst angeschauet hätte. Auf diese Begebenheit sezt er hinzu, spielte bald darauf Pasquino nach seiner Art an, indem er in der Kleidung eines Postboten mit einem Briefe in der Hand erschien, der die Aufschrift hatte: „An Monsignor Gigolo, einen „von den Prälaten seiner Heiligkeit, öffentlichen „Scharfrichter am Römischen Hofe.“

Da

Da der spanische Gesandte sich so beleidigend gegen den Papst betrug: so erklärte sich auch dieser gegen die Cardinäle, er sehe sich, ob man gleich, nach der heiligen Schrift, das Geheimniß des Königs verbergen sollte, dennoch durch die List des bösen Geistes und einiger Menschen Schuld, genöthigt, gewiße geheime Dinge aufzudecken. Die Spanier hätten nemlich vor mehrern Monathen, den französischen Verbundenen Ktiegsvölker versprochen; aber keine geschickt; endlich hätten sie etwas, aber gar nicht nach der Erwartung ihrer Bundsgenoßen, geleistet; und gleichwohl wollten sie zu Rom protestiren, als wenn sie alles reichlich und zu rechter Zeit erfüllt hätten. Es gab Cardinäle, die sich der Spanier annahmen; er befohl ihnen aber zu schweigen. Einem von ihnen erlaubte er zwar auf sein Bitten, nur als ein gebohrner Spanier, mit dem Gesandten in Unterhandlung zu treten; sagte ihm aber voraus, was auch eintraf, daß es fruchtlos seyn werde. Olivarez, immer mehr wider den Papst erbittert, weil er die Ligue gänzlich im Stiche ließ, reizte endlich gar den Vicekönig von Neapel, daß er den Banditen aus dem Kirchenstaate Zuflucht daselbst verstattete, und sie zu feindseeligen Unternehmungen aufmunterte. In die päpstliche Stadt Faenza brach eine Anzahl derselben ein, und ermordete daselbst viele Einwohner. Auch auf der Straße zwischen Rom und Neapel stifteten Räuber und Mörder sehr großen Schaden; in beiden Gegenden ließ er sogleich Befehlshaber mit Soldaten rücken. Wie ausgebreitet der Haß der Spanier gegen ihn sey, zeigte sich zu Madrit selbst, wo ein Geistlicher predigte, daß Sixtus, weil er sich der Ketzerey verdächtig gemacht hätte, abgesezt zu werden verdiene: und niemand, den dortigen Nuncius

cius ausgenommen, that dem Prediger Einhalt. Ja zu Rom sogar würkten die lauten Klagen und kühnen Schritte der zahlreichen Anhänger des spanischen Hofs und der Ligue, so stark, daß es nicht an Kanzelhelden fehlte, welche ihre Zuhörer durch die Neuigkeiten aus Frankreich zum Mitleiden zu rühren, zugleich auch die Unthätigkeit und den Geldgeiz des Papstes nicht undeutlich der Verachtung Preis zu geben suchten. Der Papst drohte daher in einer Verordnung denjenigen Predigern mit einstweiliger Entziehung ihres Amtes, welche etwas anders als Glauben und Frömmigkeit lehren würden; allen denen aber die schärfsten Strafen, welche in Gesellschaften über solche ausgestreuete Gerüchte Zank erregen würden.

Zu den Ursachen des Mißvergnügens der Spanier über den Papst, welche sie aus seinem Betragen bey den französischen Angelegenheiten nahmen, gesellte sich eine ihnen besonders eigene. Sie hatten ihn in dem Verdachte, daß er nach dem Königreiche Neapel strebe, und nur auf den Todt Philipps des zweyten warte, um daßelbe anzugreifen. Dazu, glaubten sie, hätte er so große Geldsummen gesammelt; dahin deuteten sie die oben angeführten Worte seiner Bullen, in welcher er die Anwendung dieses Schatzes bestimmte, daß derselbe unter andern zur Eroberung eines der heiligen Kirche von ihren Feinden entrißenen Reichs dienen sollte. Die lehnsherrlichkeit, welche er über jenes Reich behauptete; manche Ausdrücke, die ihm über daßelbe entwischten; und seine lebhafte Theilnehmung an dem Zustande deßelben, welche sich bis zur geheimen Errichtung einer ihm ergebenen Parthey im Neapolitanischen erstreckt haben soll; alles dieses bestärkte den

Arg-

Argwohn der Spanier. Es schien auch die damalige Verfaßung der spanischen Monarchie und der vornehmsten Europäischen Staaten, für eine solche Absicht sehr beförderlich zu seyn. Philipp hatte sich durch lange, kostbare und unglückliche Kriege mit den Vereinigten Niederländern und mit England, ziemlich erschöpft. Auch in die Unruhen Frankreichs verwickelt, theilte er seine Kräfte mehr nach den Vorschriften seiner Staatsklugheit, als daß er mit denselben etwas Entscheidendes hätte ausführen können. Die Neapolitaner waren mit der Regierung seiner Statthalter, mit seinen gehäuften Forderungen und Auflagen übel zufrieden: und das von ihm neubezwungene Portugal wünschte seine Herrschaft bey der ersten Gelegenheit wieder abschütteln zu können. Das mit ihm verwandte Oesterreichischkaiserliche Haus befand sich selbst in einer solchen Schwäche, daß es eher Hülfe von Spanien erwartete, als ihm dieselbe leisten konnte. Dem König von Frankreich mußte jeder Verlust, den das spanische Reich erlitt, überaus willkommen seyn. Zwar hatte in Italien der Herzog von Savoyen Philipps Parthey genommen; allein der Papst konnte desto mehr auf den Großherzog von Florenz rechnen: und Venedig würde schwerlich einen Entwurf, die spanische Uebermacht zu entkräften, hintertrieben haben. Bey solchen Umständen dieser Zeit, ist es nicht zu verwundern, daß mehrere Schriftsteller eine Unternehmung des Papstes gegen das Königreich Neapel als ausgemacht und sehr nahe vorstellen; daß sie ihn zum Behuf derselben mit der Königinn von England in ein Verständniß treten, und den Vicekönig jenes Reichs seinen sich der Gränze nähernden Kriegsvölkern andere entgegen setzen lassen. Wenn man aber die Spuren davon bey seinen

Zeit-

Zeitgenoßen und in seinen unbezweifelten Handlungen aufsucht: so bleibt nicht mehr für die Geschichte übrig, als daß er ungemein begierig gewesen seyn möchte, eine vortheilhafte Veranlaßung, die ihm jenes benachbarte Reich durch einen Aufstand oder Krieg anbot, so lebhaft zu benützen, als es Spaniens Macht, immer noch die reichste an Hülfsquellen in Europa, erlaubte.

Furchtbar war Sixtus allerdings auch durch Anschläge, die er nicht leicht zu Stande bringen konnte. Sie waren doch beunruhigend, weil man ihm unbekannte Kräfte zu denselben zutraute. In Italien stieg sein Ansehen merklich höher; insonderheit behandelte er die kleinern Fürsten dieses landes ohne alle Umstände. Der Herzog von Ferrara, dem die päpstlichen Befehlshaber, wegen gewißer Ansprüche ein Dorf weggenommen hatten, wollte sich darüber bey dem Papste beschweren, und ihm seine Rechtsgründe vorlegen laßen. Allein der Papst verschob es von einem Tage zum andern, dem Gesandten deßelben Polagni, dem er sonst sehr geneigt war, Gehör zu ertheilen. Endlich kam Polagni eines Tags in das päpstliche Vorzimmer, und erklärte frey, er würde nicht eher herausgehen, bis ihn der Papst vor sich gelaßen hätte. Man hinterbrachte dieses dem Sixtus, der ihm darauf melden ließ, wenn er nicht in einer halben Stunde den Palast verließe, so werde er ihn zum Fenster hinauswerfen laßen: und bliebe er noch länger als zwey Tage in der Stadt, so sollte er auf einem Esel durch dieselbe geführt werden. Aber in unstreitigen Rechten gab Sixtus auch den mächtigsten Fürsten nicht nach. Er litt die Quartiersfreyheit durchaus nicht, oder den Mißbrauch, nach welchen die Gesandten

sandten zu Rom in ihren Palästen und in der umliegenden Gegend, allen Schuldnern, Friedensstörern und Verbrechern Zuflucht und Schuz zu geben gewohnt waren.

Entwürfe hatte er bereits genug gemacht, und großentheils ausgeführt; er hörte aber nicht auf, an neue zu denken. Die großen Pontinischen oder Pomptinischen Moräste, einige Meilen von Rom gegen das Meer hin gelegen, hatten schon die alten Römer, theils um der gesunden Luft des ganzen Landesstrichs wegen, theils um sie in fruchtbare Aecker zu verwandeln, auszutrocknen versucht. Ihre Arbeit war nicht völlig mißlungen; aber durch neue Ueberschwemmungen wieder zerstört worden. Sixtus wollte das Uebel dadurch in der Wurzel ausrotten, daß dem zuströmenden Wasser der gehörige Abfluß verschafft, und der Boden des Flußes Ufens gereinigt werden sollte, damit er sich freyer in das Meer ergießen könnte. Nach seiner Meinung konnten auch Unternehmer in der Nachbarschaft, denen er Geld anzuweisen gesonnen war, dieses Werk leichter vollenden, als die Apostolische Kammer, der es mehr Geld und Zeit kosten würde. Allein sein Todt unterbrach es: und seine Nachfolger haben es bis auf unsere Tage nicht endigen können. Hingegen fand Sixtus keine Schwierigkeiten, seine Familie reich und mächtig zu machen. Seinen Neffen ertheilte er ansehnliche Würden und Einkünfte; die Töchter seiner Schwester vermählte er an Herren aus den vornehmsten Römischen Häusern: alles ohne merklichen Nachtheil der päpstlichen Kammer.

Von seinen Unterthanen weniger geliebt als gefürchtet, glaubte er doch ihnen vollkommenes Recht wie-

wiederfahren zu laßen. Sie genoßen durch ihn Ruhe, Sicherheit, unpartheiische Gerechtigkeit, viele Gelegenheit, ihren Unterhalt zu erwerben, und Ueberfluß der Lebensmittel; mehr schienen sie nicht von ihm fordern zu können. Freylich hatte er, nach dem Zeugniße des Thuanus, fünf und dreißig neue Abgaben, die ihnen sehr beschwerlich fielen, eingeführt: und ob er gleich alle andere Klagen willig anhörte; so entzog er sich doch denen, so viel er konnte, die über die harte Eintreibung der Auflagen geführt wurden. Immer konnte er es nicht verhüten, daß Mangel und öffentliche Noth sich äußerten; aber auch dabey blieb die einmal von ihm festgesezte vortreffliche Ordnung unveränderlich. Als gegen das Ende des Jahrs 1589. die unaufhörlichen Regengüße im Kirchenstaate und in ganz Italien die Felder verwüstet hatten; entstand daraus im folgenden Jahre eine unerhörte Theurung und Hungersnoth, welche auch vielen Armen das Leben kostete. Der Papst, der seiner Hauptstadt fünfmalhunderttausend Scudi auf drey Jahre vorstreckte, um davon Brodt zu kauffen, sezte zugleich seine Unterthanen auf die Probe, indem er vom lande herein einen Wagen voll Brodt nach Rom fahren ließ. Kein Mensch vergriff sich an demselben: und so groß auch das Elend war; hörte man doch von keinen Diebstählen. Das Volk verhungerte lieber, als daß es sich dem Galgen ausgesezt hätte. An strengen Bestrafungen fehlte es ohnedem niemals; der bloße Wille und die Drohung etwas Böses zu thun, wurden schon geahndet, wenn sie dem Papste bekannt wurden. Ein Barbier hatte in einem heftigen Streit mit einem Handwerksmann geschworen, ihm die Kehle abzuschneiden, wenn er sich von ihm den Bart abnehmen laßen sollte. Der Papst ließ ihn

gefangen sezen; allein den Richtern kam seine Entschuldigung hinlänglich vor, daß ihm jene Worte nur im Zorne entfahren wären. Darüber machte der Papst dem Statthalter von Rom bittere Vorwürfe. Wer würde es künftig wagen, sagte er, sein Leben den Händen eines Barbiers anzuvertrauen, wenn diesem die Obrigkeit erlaubte, solche leicht auszuübende Drohungen gegen daßelbe hören zu laßen? Der Barbier wurde also, in Gegenwart aller seiner Standesgenoßen zu Rom, öffentlich gepeitscht: und am folgenden Tage erschien eine Verordnung, daß niemand, bey ähnlicher und bey Galeerenstrafe sich unterstehen sollte, Drohungen auszustoßen, zu deren Erfüllung er Mittel in seiner Gewalt hätte, wie ein Arzt, das Leben zu nehmen; ein Apotheker zu vergiften; ein Wundarzt, durch eine Aderlaß zu lähmen, und dergleichen mehr. Mehr verdienten ein Arzt und Apotheker die Lebensstrafe, zu welcher sie von dem Papste verurtheilt wurden, weil sie würklich damit umgegangen waren, einen reichen Bürger mit Gift aus der Welt zu schaffen.

Dieser Papst, der so eifrig für das Leben seiner Unterthanen besorgt war, sollte gleichwohl selbst das seinige durch Gift verloren haben. So sagte ein sehr ausgebreitetes Gerücht, als er am 24. August des Jahrs 1590. in seinem neun und sechszigsten Jahre starb. Man gab die Schuld davon den Spaniern; aber außerdem, daß sie ihn haßten, und seinen Todt wünschten, ist nie etwas Gewißeres zum Beweise davon beygebracht worden: denn von den Worten, mit welchen er und Heinrich der vierte dieses bestätigt haben sollen, und die ohnedieß nur einen Argwohn verrathen, weiß niemand, wer sie angehört habe. Er war bereits seit vier Monathen

kränk-

kränklich, und fühlte seinen Kopf angegriffen. Eine Reise, die er in der kältern Jahreszeit nach Terracina in die Gegend der Pontinischen Moräste vorgenommen hatte, sollte, wie man bemerkt hat, seine Gesundheit hauptsächlich verschlimmert haben: und vielleicht ist sie auch durch den vielfältigen ungewohnten Verdruß untergraben worden, der in seinem lezten Jahre auf ihn zustürmte.

Gleichwohl hinderte ihn diese Krankheit nicht, alle seine Geschäfte zu verrichten, auch Kirchen zu besuchen, und alles mit seiner gewöhnlichen Eilfertigkeit zu behandeln, die das kurze Ziel seiner Regierung zu rechtfertigen schien. Er hatte öfters die Worte des Vespasianus wiederholt, ein Kaiser müße stehend sterben: und so gieng er selbst dem Tode entgegen.

Bald nach demselben rotteten sich einige Tausend vom Römischen Pöbel zusammen, um die Bildsäule niederzureißen, welche ihm der Senat von Rom im Campidoglio (dem neuern Capitolium) hatte errichten laßen. Tempesti schreibt dieses dem Anstiften einiger Banditen zu; glaubwürdiger leitet es Thuanus von der Rachbegierde des Volks wegen der drückenden Abgaben her, die es bisher ausgestanden hatte. Die Ehrensäule war ein verdientes Denkmal der Dankbarkeit, in deren Aufschrift man dasjenige kurz ausgedrückt las, was Sixtus für sein Land, seine Unterthanen, und auch für seine Hauptstadt, die durch ihn fast eine neue Gestalt und Schönheit erhielt, gethan hatte. Der Aufstand wurde durch das Zureden einiger Römischer Prinzen gedämpft; allein der Senat faßte bey dieser Gelegenheit den Schluß ab, daß ein jeder, der künftig den Vorschlag thun würde, einem Papste zu Ehren

noch bey seinem Leben eine Bildsäule zu sezen, vor Ehrlos erklärt werden sollte.

Es hat Fürsten gegeben, welche ihrem entkräfteten oder gar sinkendem Reiche durch ihre großen Gaben eine vorübergehende Stärke ertheilt haben, die sich mit ihrem Tode wieder verloren hat. Sixtus gehört unter diese Fürsten. Er zeigte während einer nur fünfjährigen Regierung, zwar auf der einen Seite, wie viel noch ein Papst zu thun vermögend sey; aber noch mehr auf der andern, daß auf einen Mann von seinem Geiste in dem päpstlichen Reiche alles ankomme. In sich selbst fand er die Stützen eines neuen Ansehens; bedeckte die mannichfaltigen Schwächen seiner Verfaßung so geschickt, als wenn sie die vollkommenste und stärkste unter allen wäre, und zog aus jedem Zeitumstande, aus jedem Fehler anderer Fürsten, seine Vortheile. Er lehrte die Päpste, wie nöthig es für sie sey, als weltliche Fürsten mächtig zu werden, und einen ansehnlichen Schatz in Bereitschaft zu haben, wenn sie als Kirchenfürsten noch lange verehrt werden sollten. Sein Stolz und Ungestüm, seine übermäßige Strenge, die auch wohl in Ungerechtigkeit und Grausamkeit ausarteten, waren zum Theil Rechte seines Mönchsstandes; allein die wachsame Thätigkeit, der Muth und die Staatsklugheit, mit welcher er regierte, würden dem mächtigsten Fürsten Ehre gemacht haben. Er war der lezte fürchterliche Papst für die Höfe seiner Kirche. Seine meisten Nachfolger stehen freylich tief unter ihm; doch würde auch er selbst in einem spätern und weniger günstigen Zeitraum, durch seinen hohen und unbiegsamen Sinn sich mehr geschadet, als seine Würde behauptet haben.

Ein

* * *

Ein eigenhändiger Aufsaz Sixtus des fünften über die Zeiten seines Mönchslebens, der sich unter den Handschriften der Bibliothek des Fürstlichen Hauses **Chigi** zu Rom befindet, verdient die erste Stelle unter den Quellen seiner Geschichte, und ist von dem P. Tempesti zur Berichtigung derselben genüzt worden.

Wichtiger und von einer allgemeinern Brauchbarkeit, ist die Sammlung der Bullen, und anderer Geseze, Stiftungsurkunden, Freyheitsbriefe, und dergleichen mehr, welche von diesem Papste herrühren, im **Römischen Bullarium**: (Magnum Bullarium Romanum; a B. Leone M. usque ad S. D. N. Bened XIV. *Tomus Secundus.* Luxemburg. 1742 fol. p. 526-756) Diese Sammlung ist zwar nicht so vollständig, als sie auf dem Titel genannt wird, und als man von ihrer ursprünglich Römischen Ausfertigung erwarten sollte. Es fehlen hier zum Beispiel die zwo berühmten **Excommunicationsbullen** des **Sixtus** wider den König von Navarra, und die **Königinn Elisabeth**, deren man sich vermuthlich in der Folge zu Rom geschämt hat. Unterdeßen sind doch die hundert und sieben Verordnungen dieses Papstes, welche man darinne findet, unentbehrlich, um den Geist seiner Gesezgebung und Regierung kennen zu lernen. Man hat vor kurzem unter den beiden Aufschriften: **Das Römische Gesezbuch, und die Römische Religionskaße**, einen Auszug aus dem **Röm. Bullarium** herausgegeben, der viel lehrreiches enthält; aber noch gemeinnüzlicher gerathen seyn würde, wenn er methodischer, mit strengerer Wahl, und doch auch gewißermaaßen vollständiger, abgefaßt wäre.

Unter den Zeitgenoßen des Sixtus, die wahre Zeugen für seine Lebensgeschichte heißen können, hat Thuanus den ersten Rang: dieser große Geschichtschreiber, den man wahrhaftig in Deutschland fleißiger lesen und studieren sollte, um wenigstens mit seiner Hülfe, wenn man es auch den Alten nicht zu danken haben will, die edle historische Methode und Schreibart etwas mehr aufrecht zu erhalten. Vielleicht geschieht es, wenn man erst sein Werk ins Deutsche übersezt haben wird, weil doch nicht wenigen, welche jezt die Geschichte ästhetisch und dramatisch bearbeiten, die Kraftvolle Einfalt seines Ausdrucks unverständlich seyn dürfte. Thuanus hat zwar das Leben des Sixtus nicht ausführlich beschrieben; allein der Abriß von seinen Gaben und seiner Regierung, den er in seine allgemeine Europäische Geschichte eingewebt hat, (Historiar. sui temporis, L. LXXXII. p. 38-48. Tom. IV. Genev. 1620. fol. Libr. C. p. 116-121. Tom. V.) ist vollständig genug, und zur richtigsten Beurtheilung dieses Papstes einer der besten Beiträge. Noch ist es werth, aus der Folge seiner Geschichte (L. CII. p. 194.) wider das gemeine Vorgeben der neuern Zeiten zu bemerken, daß schon Gregorius der vierzehnte, ein Jahr nach dem Tode des Sixtus, die von diesem zum höchsten Bedürfniße aufgesparten fünf Millionen Thaler ganz unnüz im französischen Kriege verschwendet hat.

Anton Ciccarelli, ein Doktor der Theologie zu Fuligno im Kirchenstaate, entwarf, noch beym Leben des Sixtus, eine kurze Abschilderung von ihm (Le Vite de Pontefice, p. 280-283. in Roma, 1688. 4.) Nachher schrieb er eine weitläufigere Lebensbeschreibung deßelben, (Vita Sixti V. bey Platinae

tinae Historia de vitis Pontiff. Rom. p. 422-452. Colon. 1600. 4.) Zwar nicht in einem höhern Grade scharfsichtig und freymüthig; aber doch mit manchen guten Bemerkungen, und nicht als ein bloßer Lobredner. Im Leben Pius des fünften gesteht dieser Schriftsteller, daß einige Päpste mehr heilig als klug, andere aber mehr klug als heilig gewesen sind.

Hingegen haben Alf. Ciacconi, ein spanischer Dominikaner und Poenitentarius zu Rom um gleiche Zeit, und seine Fortsezer in dem großen Werke: Vitae et res gestae Pontiff. Rom. et Cardinalium, Rom. 1677. 4 Theile in Fol. nur fleißig zusammengetragen, was zur Geschichte und zur Ehre dieses, wie der übrigen Päpste, gefunden werden konnte; andere Eigenschaften darf man bey ihnen nicht suchen.

Einen desto größern Beifall fand die Lebensbeschreibung Sixtus des fünften vom Gregor. Leti. Dieser berühmte Italiäner, der von der römischen Kirche zur reformirten Kirche übergegangen ist, stellte sie zuerst im Jahr 1661. zu Genf in zwey Duodezbänden italiänisch ans licht. Er verbeßerte und vermehrte sie aber nachmals so beträchtlich, daß die dritte von ihm veranstaltete Ausgabe (Amsterdam, 1693.) drey Bände ausmacht. Ich habe den neuern Abdruck derselben (Vita di Sisto V. Pontef. Rom. Amsteld. 1721.) in drey Duodezbänden gebraucht. Keines seiner vielen Bücher ist von Leuten aller Religionsgesellschaften so begierig gelesen worden, als dieses; man hat es daher auch in die französische, englische, holländische und deutsche Sprache übersezt. Leti schrieb so frey und unpartheiisch, so gemäßigt im lobe und Tadel, so unterhaltend durch eine Menge kleiner Züge, Begebenheiten, Einfälle

und Pasquinaden, auch überhaupt so unterrichtend und lebhaft, daß es kein Wunder war, wenn er allen, welche die Päpste als Menschen abgebildet sehen wollen, ungemein gefiel. Allein bey Büchern, welche dem herrschenden Geschmacke schmeicheln, vergißt man meistentheils eine schärfere Prüfung ihres innern Werthes: und so gieng es auch dieser Lebensbeschreibung. Nur wenige Leser, welche den etwas seichten historiographischen Charakter dieses angenehmen Vielschreibers kannten, mögen eingesehen haben, daß ihn auch in dem Leben des Sixtus die historische Critik oft genug verlaßen hat; daß er das allermeiste, ohne Zeugen anzuführen, erzählt; sehr viele ungewiße Sagen und Volksgerüchte zuversichtlich aufnimmt; nicht selten die Wahrscheinlichkeit verlezt; aber auch offenbare Unrichtigkeiten begeht, und neben dem beständigen Hange zur Anekdotensucht, auch viel Raisonnement und überflüßige Einschaltungen liebt.

Dennoch ist seine Lebensbeschreibung keineswegs so schlecht und unbrauchbar, als sie der Franciscaner Casimiro Tempesti in seiner Storia della vita e geste di Sisto V. Sommo Pontefice, (in Roma, 1754. 2 Theile in Quart,) vorzustellen gesucht hat. Sehr wahrscheinlich ist diesem neuen Biographen des Sixtus, sein Werk in der Absicht zu schreiben aufgetragen worden, um jenes außer allen Ruf zu bringen. Ein Franciscaner, der im päpstlichen Gebiete, und auf Befehl seiner Obern, die Feder führt, ist freylich nicht der geschickteste Mann, um das Leben eines Papstes aus eben diesem Seraphischen Orden, wie ihn Tempesti selbst nennt, (la Religione Serafica,) zu beschreiben. Unterdeßen muß man ihm die Gerechtigkeit erweisen, zu gestehen, daß

daß keiner einen solchen Schatz von ungenüzten Handschriften und Urkunden aus Bibliotheken und Archiven zu seinem Gebrauche gehabt hat, als er; daß er meistentheils mit vieler Genauigkeit und häufiger Anführung seiner Quellen, erzählt; nicht wenig in anderer Nachrichten verbeßert und ergänzt, auch Neues genug ans licht gezogen hat. Den Antheil des Sixtus an den Französischen Händeln, hat er besonders gut aufgeklärt; öfters mit einer Umständlichkeit, die mehr in eine Französische Geschichte gehört. Aber wie Leti alles ohne Unterschied zusammenrafft, was er vorfindet: so hat hingegen Tempesti aus seinen Quellen zu einseitig geschöpft; das heißt nur alsdann, wenn sie dem Papste vortheilhaft waren. Er ist der tiefste Bewunderer desselben; findet ihn ohne Ausnahme groß und heilig, alle seine Absichten auf das Beste der Religion und Kirche gerichtet; läßt sogar einen Außäzigen durch sein Gebet heilen; erklärt sich als einen bittern Feind der sogenannten Ketzer, und unterwirft sein ganzes Buch dem untrüglichen Urtheil der heiligen Römischkatholischen und Apostolischen Kirche. Viele sehr merkwürdige und zur Charakteristik des Papstes nothwendige Nachrichten, die auch Leti zum Theil mit bewährten Geschichtschreibern gemein hat, läßt er ohne Umstände weg, ohne ihre Falschheit im geringsten bewiesen zu haben. Es ist sehr vornehm von einem Geschichtschreiber gehandelt, und in der That beleidigend gegen seine Leser, daß er sich öfters stellt, als wenn gewiße Schriftsteller und Erzählungen, die mit ihm nicht übereinstimmen, gar nicht in der Welt wären, und zu glauben scheint, sein Stillschweigen über sie sey Widerlegung. Sehr übel nimmt er es unter andern dem Leti, gegen welchen er äußerst aufgebracht ist, daß er seinen Helden nicht

als Papst, sondern als einen der größten Fürsten der Christenheit abzuschildern gesucht; und dennoch so viele Flecken an ihm gezeigt hat. Aber an Geschmack und Beurtheilung erreicht Tempesti, der sich unterstehet, auf einen Thuanus verächtlich herabzusehen, und ihn kaum im Vorbeygehen bisweilen nennt, den Leti gleichwohl im Ganzen nicht. Es fehlt ihm nicht an historischen Kenntnißen über die neuern Zeiten; einige grobe Fehler in der deutschen Geschichte ausgenommen; wie wenn er S. 206. den geistlichen Vorbehalt in die güldene Bulle einrücken, und durch die Augsburgische Confession bestätigen läßt. Was man noch insonderheit bey seinem Werke wünschen möchte, ist dieses, daß er mehrere Urkunden in ihrer eigenen Sprache ohne Abkürzungen eingerückt, und sich überhaupt nicht dem Verdachte ausgesezt hätte, aus seinen Handschriften alles was ihm nicht gefiel, wegzulaßen. Das Kupferbild des Papstes, das er aus einem Originalgemählde des Vaticans seinem Werke vorgesezt hat, habe ich auch für diesen Theil copiren laßen.

In C. W. F. Walchs Entwurf einer Historie der Röm. Päpste liest man einen kurzen Abriß der Geschichte dieses Papstes, der weiter ausgeführt zu werden verdient hätte.

Mit vielem nüzlichen Fleiße ist das Leben Sixtus des fünften abgefaßt, das Hr. Past. Rambach zur Fortsezung von Bowers unpartheiischen Historie der Röm. Päpste, (Zehnten Theils Erster Abschnitt, Magdeb. 1779. 4. S. 249-282.) geschrieben hat. Doch ist Tempesti darinne zwar genannt; aber nicht gebraucht.

Von

Von andern Lebensbeschreibungen dieses Papstes, wie von *Vinc. Robardi* Sixti V. gesta quinquennalia, Romae, 1590. 8. — *Jo. Petr. Maffei* Historiarum ab excessu Gregorii XIII. Libri III. Bergomi, 1747. 4. — und Compendio storico della vita e geste del immortal Pontefice Sisto V. Venezia, 1770. 8. sage ich nichts. Ich habe sie nicht habhaft werden können, und vielleicht auch — den Maffei etwan ausgenommen — nicht viel daran verloren.

Ende des siebenten Theils.

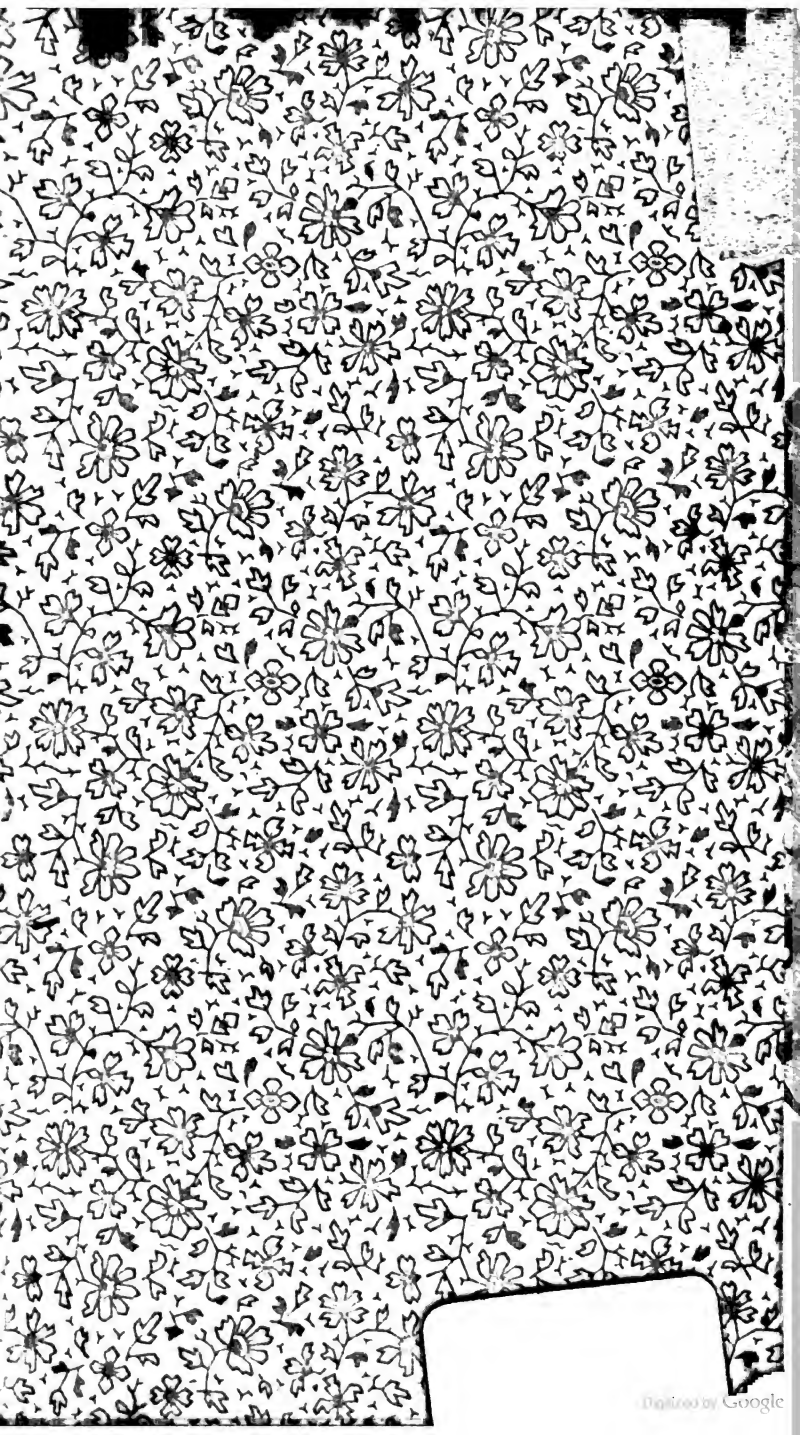
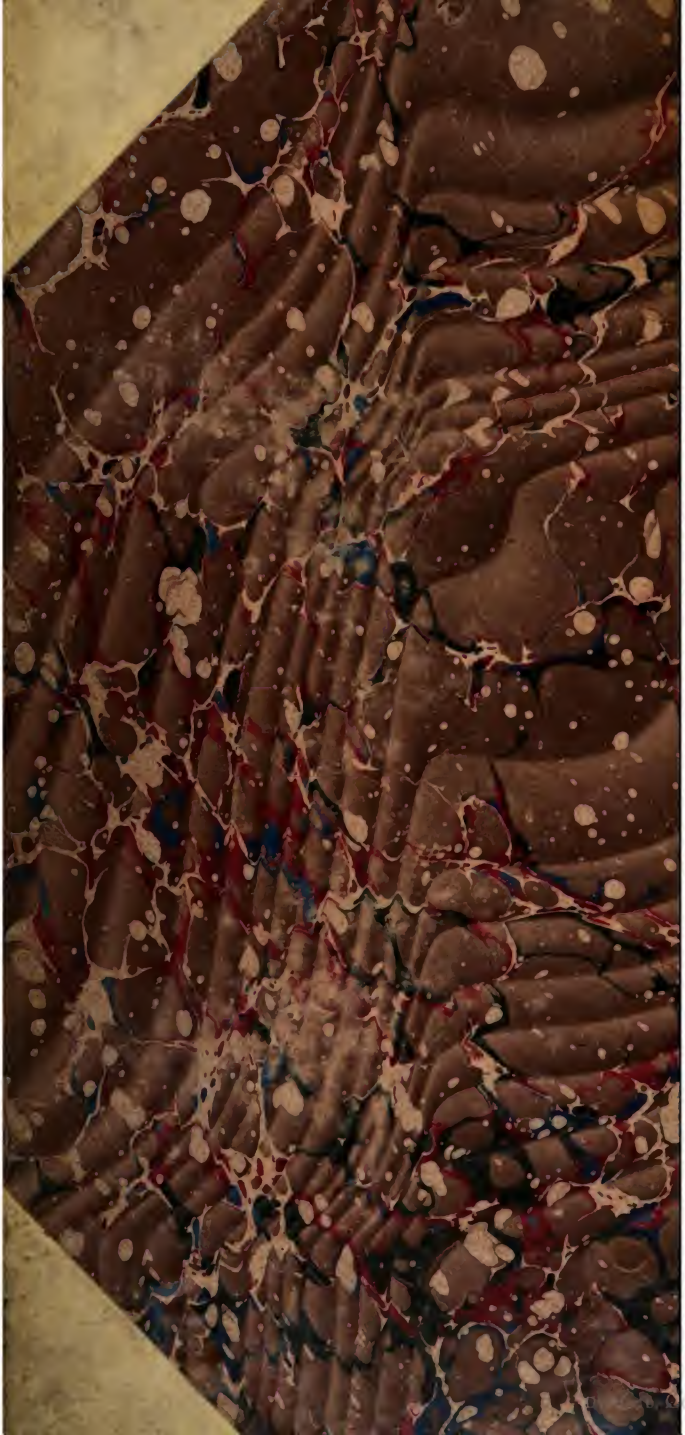
Digitized by Google

Verbeßerungen.

S. 1. Z. 8. ist statt hätte zu lesen hätten.
S. 3. Z. 4. st. Feinde l. beide.
S. 35. Z. 20. st. Slepoten l. Nepoten.
S. 53. Z. 13. st. Oberste l. oberste.
S. 60. Z. 30. st. Canzleystiels l. Canzleystils.
S. 63. Z. 25. st. vielmehr l. viel mehr.
S. 73. in der vorlezten Z. st. einen l. einem.
S. 80. Z. 32. st. 1512. l. 1572.
S. 89. Z. 19. st. sehr l. sehen.
S. 156. Z. 17. ist statt des Colon ein Punctum zu sezen.
S. 168. Z. 16. st. ihrem l. ihren.
S. 173. Z. 10. st. den Geistlichen l. unter den Geistlichen.
S. 189. Z. 26. st. die l. diese.
S. 191. Z. 23. st. kennte l. kennt.
S. 192. Z. 14. st. bemerkte l. bemerkt.
S. 229. Z. 33. st. belästigen l. belustigen.
S. 314. Z. 27. st. etwas l. etwa ein.

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google